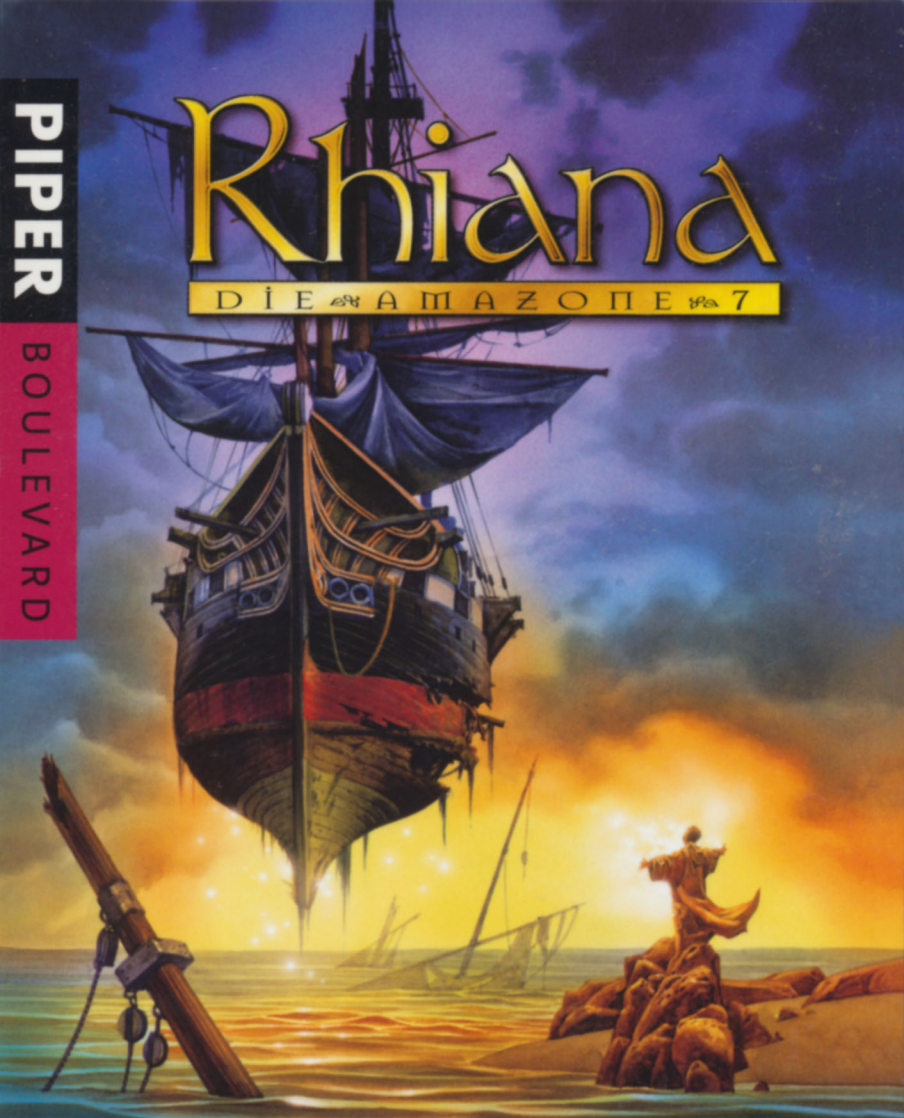
PIPER BOULEVARD

Rhiana

DIE AMAZONE 7



Hans Joachim Alpers

KAMPF UM TALANIA

Das Schwarze Auge

Der neue Roman für alle
Rhiana- und Aventurien-Fans

Als Rhiana die Amazone in geheimer Mission zum Inselreich Talania reist, wird sie von ihrem Verbündeten verraten. Die Kriegerin gerät nicht nur in Gefangenschaft, sondern auch mitten hinein in einen politischen Konflikt: Die Soldaten des unbarmherzigen Hogard bringen Tod und Zerstörung über die Inseln, und bald lehnt sich das Volk gegen die Machthaber auf. Rhiana wird zur Anführerin der Aufständischen. Doch dann lernt sie die geheimnisvolle Nialin kennen, und unerwartete neue Komplikationen treten auf. Unterdessen wandelt sich der Aufstand zu einem blutigen Kampf um das Königreich Talania.

»Kampf um Talania« – ein fesselnder neuer Roman aus der Welt des Rollenspiels »Das Schwarze Auge«.

Originalausgabe

Zu diesem Buch

Rhiana ereilt ein Hilferuf aus dem Inselkönigreich Talania. Die Amazonenkriegerin ahnt jedoch nicht, dass ihr dortiger Verbündeter zum Feind übergelaufen ist. Rhiana und ihre Gefährten werden von Hogards Soldaten gefangengenommen und eingekerkert. Der nach Talania zurückgekehrte Hogard lässt unterdessen die Inseln von seinen Truppen gnadenlos durchkämmen, und der verbreitete Unmut der Leute verwandelt sich in Zorn. Rhiana übernimmt die Führung des Aufstands. Dabei lernt sie ihre Halbschwester Nialin kennen, von deren Existenz sie bisher nichts geahnt hatte. Nialin ist eine stolze, eigenwillige und geheimnisvolle Frau, die sich selbst Hoffnung auf den Thron gemacht hat und sich Rhiana nur widerwillig unterordnet. Doch Rhiana hat kaum Zeit, sich auf Nialin einzulassen. Denn inzwischen ist der Kampf um Talania mit aller Heftigkeit entbrannt ...

Hans Joachim Alpers, geboren 1943 in Bremerhaven, war lange Jahre als Lektor und Herausgeber tätig und verfasste zahlreiche phantastische Romane und Hörspiele. Gemeinsam mit Werner Fuchs und Ulrich Kiesow erfand er das erfolgreichste deutsche Rollenspiel »Das Schwarze Auge«. Mit dem Zyklus »Rhiana die Amazone«, für den er als Autor und Herausgeber fungiert, führt er die Welt Aventurien in ein neues faszinierendes Zeitalter.

Hans Joachim Alpers

KAMPF UM TALANIA

RHIANA DIE AMAZONE 7

Ein Roman aus der Welt des Rollenspiels
»Das Schwarze Auge«

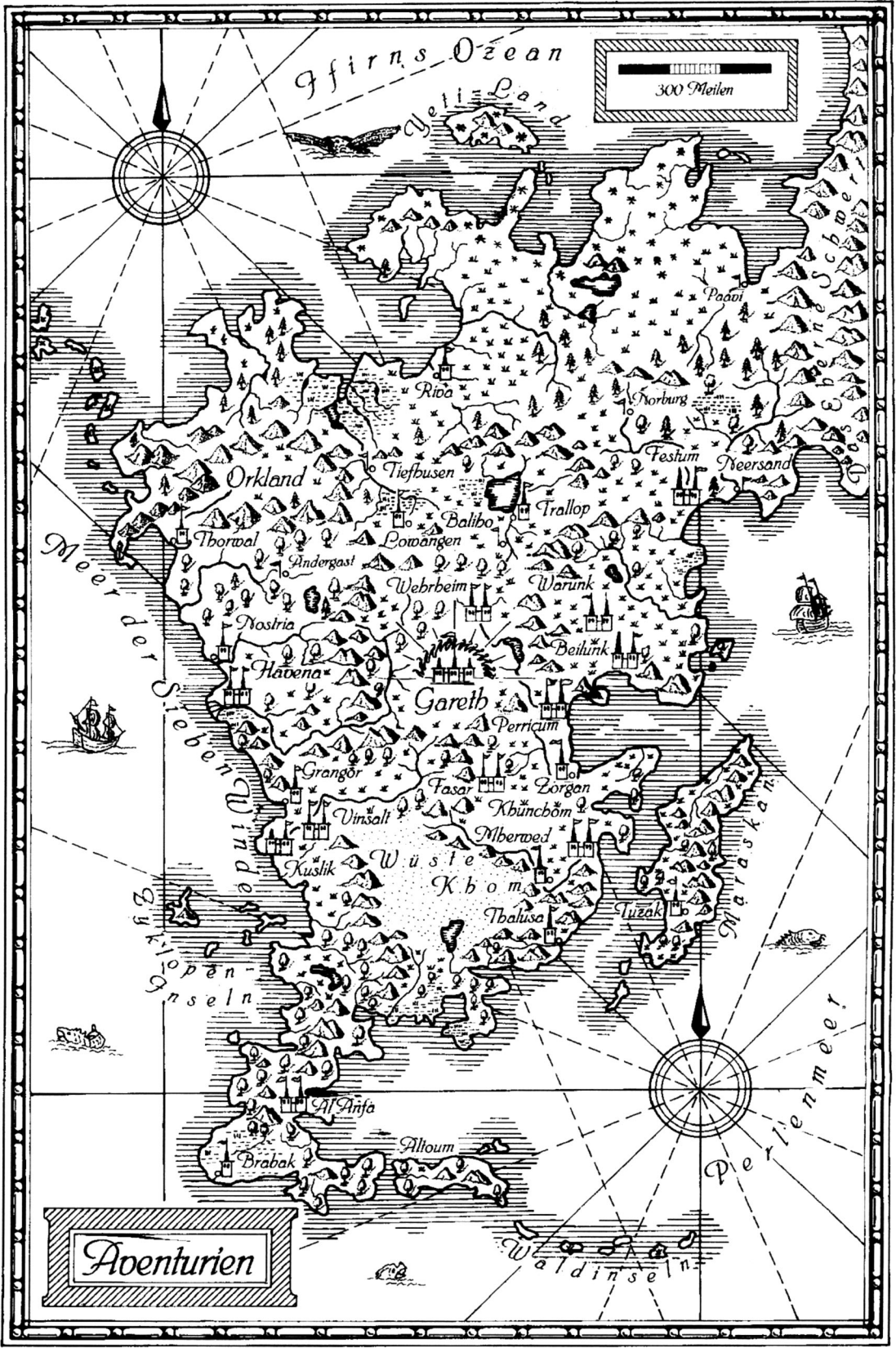
Piper München Zürich

Aus dem Zyklus »Rhiana die Amazone« liegen bei Piper Boulevard vor:
Hans Joachim Alpers: Der Flammenbund (9101)
André Wiesler: Das Artefakt (9102)
Daniela Knor: Das Geheimnis des Königs (9103)
Hans Joachim Alpers: Verschwörung in Havena (9104)
Daniela Knor: Klingenschwestern (9105)
Hans Joachim Alpers: Gefangene der Zyklopeninseln (9106)
Hans Joachim Alpers: Kampf um Talania (9107)

Rechte an den Namen, Markenzeichen und Logos
Das Schwarze Auge, Aventurien und Rhiana:
® Fantasy Productions Verlags- und Medienvertriebs GmbH, Erkrath
Rechte an den Inhalten der DSA-Welt:
© Hans Joachim Alpers, Werner Fuchs,
Britta Herz & Ina Kramer GbR
Rechte am Serienexposé von Rhiana die Amazone:
© Hans Joachim Alpers
Serienredaktion: Hans Joachim Alpers

Originalausgabe
Januar 2007
© 2007 Piper Verlag GmbH, München
Umschlagkonzept: Zero, München
Umschlaggestaltung: HildenDesign, München –
www.hildendesign.de
Umschlagabbildung: Boros & Szikszai, Agentur Luserke
Gesamtherstellung: Clausen und Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN-13: 978-3-492-29107-1
ISBN-10: 3-492-29107-4

www.piper.de


Ifirns Ozean
Eis-Land
300 Meilen
Nebelberge
Paavi
Rivà
Norburg
Festum
Beersand
Orkland
Tiefhusen
Trallop
Balibo
Thorwal
Lowangen
Andergast
Meer der Sieben Winde
Webrheim
Warunk
Nostria
Beilunk
Havena
Gareth
Perricum
Grangor
Fasar
Zorgan
Vinsalt
Khunchom
Mherwed
Kuslik
Wüste Khom
Thalusa
Tuzak
Maraskan
Dschungel
Inseln
Al'Anfa
Brabak
Altoum
Perlenmeer
Waldinseln
Aventurien

Für

Frederick Chamier, J. F. Cooper, Daniel Defoe, Charles Dickens, Alexandre Dumas, Philip Jose Farmer, C. S. Forrester, Friedrich Gerstäcker, Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, H. Rider Haggard, Wilhelm Hauff, Robert Kraft, Werner Legère, Jack London, Friedrich Wilhelm Mader, Frederick Marryat, George R. R. Martin, Karl May, Herman Melville, Patrick O'Brian, Dudley Pope, François Rabelais, William Clark Russell, Rafael Sabatini, Emilio Salgari, Heinrich Smidt, C. A. Smith, Tobias Smollett, R. L. Stevenson, Franz Treller, Jack Vance, Jules Verne

Was bisher geschah ...

Rhiana, Prinzessin des Inselkönigreichs Talania im Meer der Sieben Winde, ist mit ihrem Volk auf der Flucht vor den Schergen des Flammenbundes. Dragor Atamur, der Anführer ihrer Feinde, vermutet, dass Rhiana den Ort kennt, an dem das Erste Schwarze Auge verborgen ist, denn Rhianas ermordeter Vater König Arlos soll dieses Geheimnis einst gehütet haben. Mithilfe dieses mächtigen Artefakts, mit dem man in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft blicken kann, wollen die Verschwörer die Rückkehr des aus der Welt verbannten Drachen Pyrdacor ermöglichen. Um dieses Ziel zu erreichen, ist ihnen jedes Mittel recht.

Einen Angriff durch Söldnertruppen können die Talanier zurückschlagen, aber ein Gestaltwandler schleicht sich ein und tötet Rhianas Ziehvater Tjalmar. Auf der Jagd nach dem Mörder findet Rhiana hilfreiche Verbündete in einer Gauklertruppe. Die Gauklerin und Halbelfe Finni schließt sich ihr sogar an.

Während ihr Volk in Havenas halb versunkener Unterstadt vorübergehend ein Versteck findet, folgen Rhiana und Finni dem brutalen Dom Lando, der für den Flammenbund ein Schwarzes Auge aus dem magischen Farindelwald bergen soll. Dank der mächti-

gen Feen, die über den Wald gebieten, scheitert Dom Lando, und Rhiana und ihre neue Freundin gehen einer Spur über den Verbleib des Ersten Schwarzen Auges im Sumpfdelta bei Havena nach. Dort retten sie den Tulamiden Rashid, der die Frauen von nun an begleitet. Unterwegs gelingt es Flammenrätin Elidana, sich Rhianas Vertrauen zu erschleichen und sie auszuspionieren. Aber auch Sarja, Baronin zu Abilacht und Stiefmutter von Rhiana, trachtet nach dem Leben der Prinzessin, um den Thron von Talania für sich zu beanspruchen. Nach einem fast aussichtslosen Kampf gegen eine Armee von Untoten findet Rhiana eine unvollständige Botschaft ihres Vaters, die einen Hinweis auf die Zyklopeninseln enthält. Doch bevor die Talanier dorthin in See stechen können, wird Havena von einer thorwalschen Piratenflotte angegriffen.

Während es der albernischen Flotte gelingt, die Thorwaler vernichtend zu schlagen, verhindern Rhiana und ihre Freunde die rituelle Opferung eines Jungen durch den Flammenbund. Die Mutter des Jungen ist die einflussreiche Kaufherrin Patrusco, die ihnen zum Dank Schiffe zur Verfügung stellt, um die Talanier außer Landes zu bringen. Währenddessen kommt Dom Lando beim Versuch, ein Schwarzes Auge aus dem geheimnisvollen *Nahemas-Turm* zu bergen, ums Leben.

Derweil führen der mächtige Reichsmarschall Graf

Tedesco von Perricum und der aus dem bornländischen Exil zurückgekehrte Herzog Kunibrand von Tobrien Krieg um die Krone des Kaiserreichs. Ohne von seinem doppelten Spiel zu wissen, vertrauen beide dem intriganten Ritter Mortenberg, der bei alldem auch seine eigenen Ziele nie aus den Augen verliert. Sie ahnen nicht, dass hinter Mortenberg der Flammenbund steht und bereits die Finger nach der Macht im Reich ausstreckt.

Rhiana und die Gefährten – denen sich auch die Amazone Neel anschließt – entscheiden sich dagegen, die Talanier zu begleiten, um diese nicht in Gefahr zu bringen. Außerdem sind sie es leid, stets Gejagte zu sein. Sie wollen Mortenberg und dem Flammenbund entgegentreten und sie zwingen, mit offenen Karten zu spielen. Aber Mortenberg wurde eine neue Aufgabe zugewiesen, und er verreist mit unbekanntem Ziel. Auf der Suche nach ihm geraten die Freunde in eine missliche Lage und sehen sich gezwungen, die Gastfreundschaft eines abtrünnigen Amazonenordens in Anspruch zu nehmen. Sie werden in kriegerische Auseinandersetzungen des Ordens hineingezogen und müssen schließlich erkennen, dass sie als Opferspeise für einen von den Amazonen verehrten Drachen vorgesehen sind. Nur mit knapper Not und dank der Unterstützung von tobrischen Soldaten können sie diesem Schicksal entgehen.

Als sie schließlich die Suche nach Mortenberg wieder aufnehmen, geschieht dies in der schmerzlichen Gewissheit, dass der Feind ihnen wieder einmal eine Nasenlänge voraus ist und weiß, wo sie sich aufhalten. Nur dem Eingreifen einer unbekannten Macht verdanken sie es, dass sie nicht gefangen genommen werden. All ihre Pläne werden hinfällig, als Rhiana ein mentaler Hilferuf von Maruna erreicht: Die talanischen Flüchtlinge befinden sich demnach in der Hand ihrer Feinde und sollen nach Talania gebracht werden, wo der verhasste Thronräuber Hogard regiert.

Die Gefährten begeben sich auf eine lange und gefahrvolle Reise, um den Flüchtlingen zu helfen. Verfolgt vom Flammenbund, geraten sie in die Hände von Piraten und werden getrennt, als Rhiana bei einem Sturm über Bord gespült wird. Finni springt ihr hinterher. Während Neel und Rashid sich mit der untoten Besatzung eines Geisterschiffs auseinandersetzen müssen, erreichen Rhiana und Finni den Strand einer Insel, wo sie in die Hände von Zyklopen geraten. Mit Ulrik hat sich ihnen ein neuer Gefährte hinzugesellt, der ohne Wissen der Frauen im Sold von Mortenberg steht. Konfrontiert mit magischen Relikten einer rätselhaften antiken Hochkultur, kann die nach zahlreichen Abenteuern wiedervereinte Gruppe nicht verhindern, dass der Flammenbund die Macht

im Seekönigreich Zyklopeninseln übernimmt. Allein der Versuch des Bundes, Rhiana zu den Zyklopeninseln zu locken – Marunas angeblicher Hilferuf hat sich als Teil einer Falle erwiesen – und dort zu fangen, ist letztendlich gescheitert, was nicht zuletzt den Piraten zu verdanken ist, die sich von Feinden zu Verbündeten gewandelt haben.

1 – Die Rebellen

Hogard lebt in Saus und Braus
Wirft das Geld zum Fenster raus
Knechtet uns tagein, tagaus
Presst uns bis zum Verrecken aus
Nimmt mir die Hütte, dir das Haus
Hogard, du bist eine Laus
Wir schmeißen dich aus Talania raus!

Shauka-Trinklied

Königreich Talania, Uribat Jubra, Mojetal, Mitte Rahja 916 BF

Es war ein denkbar unpassender Moment, als Arkh sich meldete, aber dafür konnte der Vogel nichts. Er hatte etwas entdeckt. Nialin spürte die Erregung des Seeadlers, der sich mit weit ausgebreiteten Schwingen vom Nordostwind treiben ließ. Obwohl die Yaba mit anderen Dingen befasst war, erlaubte sie ihm, ihr ein Bild zu senden.

Einige Meilen vor dem Nordpass bewegten sich Reiter in vier streng formierten Blöcken, und sie kamen zügig näher.

Abrupt hörte Nialin auf, sich über Maran auf und

ab zu bewegen, und rollte sich auf die Seite. Er glitt aus ihr heraus. Sie stieß ihn von sich, als er wieder nach ihr greifen wollte.

»Was hast du?«, stöhnte Maran leise. Er wirkte verstört. »Ich ...« Er konnte nicht mehr an sich halten und ergoss sich.

Nialin achtete nicht darauf. Sie glitt von dem Laubsack, der ihr Bett bildete, griff nach dem braunen Kapuzenumhang, schlüpfte hinein und schloss ihn mit der Hüftspange. Dann zog sie die Weidenholzpfeife aus ihren Sachen hervor und setzte sie an die Lippen. Sie pfiff den Warnruf des Luba, turnte zum Eingang der Baumhütte, beugte sich hinaus und wiederholte den Ruf.

Es dauerte nur wenige Augenblicke, bis Bewegung in die still daliegende Dibana kam. An den Eingängen der anderen Baumhütten zeigten sich Gestalten, und vor den Laubhütten und Erdhöhlen unter den Bäumen versammelten sich weitere Shauka. Nialin erkannte Grall, Arken und Ishilea. Sie sahen zu ihr hinauf.

»Jubranische Reiterei und Fußsoldaten!«, rief die junge Frau ihnen zu. »Es sind vier Banner. Sie kommen von Norden und nähern sich dem Pass. Aber es bleiben uns zwei oder drei Stunden, um etwas zu unternehmen.«

»Wir werden sie gebührend empfangen!«, dröhnte

der unverkennbare Bass von Lurko aus einem der Bäume in der Nähe. Im nächsten Moment glitt der stämmige Shauka aus der Rakonie Horknir an einem der Seile zum Waldboden. Nialin sah, dass er das Schwert bereits gegürtet hatte.

»Nein«, widersprach sie ihm. »Sie dürfen unser Versteck nicht finden!«

»Was dann?«, fragte Maran, der neben ihr am Eingang aufgetaucht war. Er war noch immer nackt und machte keinen Versuch, dies zu verbergen. Im Gegenteil, er schien es zu genießen, sich allen unverhüllt zu zeigen. Vor allem Arken.

Die Shauka ärgerte sich über ihn. Maran besaß einen schönen, schlanken Körper, zu dem das ebenmäßige, sorgsam rasierte Gesicht und die halblangen braunen Locken eine angenehme Ergänzung darstellten. Er hatte keinen Grund, sich zu verstecken, und sie kannte seine Selbstzufriedenheit und Eitelkeit in Bezug auf seinen Körper. Aber sie wusste, dass sein Gehabe vor allem einen Besitzanspruch geltend machen sollte. Einen trügerischen Besitzanspruch. Sie hatte Maran heute Nacht aus einer Laune heraus Arken vorgezogen, und er hatte kein Recht, damit anzugeben. Wenn er sich einbildete, Arkens Platz an ihrer Seite einnehmen zu können, hatte er sich getäuscht.

»Zieh dich an!«, befahl sie ihm schroff. »Na los, worauf wartest du noch?«

Überrascht von ihrem Ton, gehorchte Maran und zog sich in die Baumhütte zurück.

Nialin wandte sich den anderen zu. »Ich habe einen Plan und möchte mit euch darüber sprechen«, sagte sie. »Ich brauche dafür die zwanzig besten Lanys und die zwanzig besten Bogenschützen.«

»Ein Gegenangriff?«, fragte Ulka, eine hoch gewachsene Frau aus Fira, die ihr blondes Haar zu einem dicken Zopf gebunden hatte, was ihr scharf geschnittenes Gesicht noch kantiger erscheinen ließ.

»So etwas Ähnliches«, erklärte Nialin knapp. »Sattelt zwanzig Lanys und macht euch alle kampfbereit.« Sie wandte sich Lurko zu und sprach ihn mit seinem Titel an. »Mit deinem Einverständnis, Yabo, wie ich hoffe. Du kannst die Entscheidung immer noch rückgängig machen, sobald wir uns beraten haben.«

»Meinetwegen«, brummte Lurko.

Nialin kehrte in die Baumhütte zurück, wo Maran gerade sein grünes Wams überzog. Darunter trug er ein Hemd, das aber zu kurz war, um sein Geschlecht zu verstecken. Er schien keine Eile damit zu haben, es aus dem Gefecht zu ziehen.

Nialin legte ihre Kleider und Waffen zurecht: ein Leinenhemd, fliederfarbene Hosen und ein dunkelgrünes Wams, beides aus eingefärbtem Ziegenleder, braune Stiefel, Handschuhe, Pfeilköcher und Bogen,

zwei Natshijs, Gurt und Gurttasche, ein Rapier, ein Dolch und ein Messer. Während sie dies tat, nahm sie mit Arkh Kontakt auf. Er kreiste über dem Pass, und durch seine Augen sah sie, was er erblickte, dass die Reiter zügig vorankamen, den Pass aber noch nicht erreicht hatten. Sie befahl dem Seeadler, weiter nach Norden zu fliegen, um die Uribatischen nicht auf sich aufmerksam zu machen und zu erkunden, ob weitere Soldaten im Anmarsch waren. Dann legte sie den rauen Baumwollumhang ab, um sich anzukleiden.

Maran schien nur auf diesen Moment gewartet zu haben. Er trat von hinten an sie heran und umklammerte mit beiden Händen ihre Brüste. Gleichzeitig fühlte sie sein sich bereits wieder aufrichtendes Glied zwischen den Beinen.

Mit der Geschmeidigkeit einer Katze wirbelte sie herum und schlug ihn ins Gesicht. »Glaubst du, das sei jetzt der richtige Augenblick?«, fauchte sie ihn an.

Er war unter dem Schlag zurückgezuckt und hatte sie auf der Stelle losgelassen. Ihre fünf Finger zeichneten sich rot auf seiner linken Wange ab.

»Du bist mir noch etwas schuldig«, murrte er.

Spöttisch deutete Nialin auf die Stelle des Laubsacks, wo sich ein nasser Fleck abzeichnete. »Man sollte meinen, du bist zu deinem Recht gekommen, oder?«

»Aber nicht so, wie es sein sollte.«

»Es muss dir genügen!«, zischte Nialin, die seine Beharrlichkeit wütend machte. »In die Hosen, Maran! Oder ich werfe sie aus der Baumhütte und mache dich zum Gespött der anderen!«

Ein Blick in die ärgerlich funkelnden braunen Augen der jungen Frau belehrte den Shauka, dass sie es ernst meinte. Er wandte sich ab und legte stumm den Rest seiner Kleidung an.

Auch Nialin zog sich an, und als sie sich zuletzt den braunen Kapuzenumhang umwarf, war die Wut auf Maran bereits verraucht. Er gehörte eben zur Gattung Mann und gehorchte in bestimmten Momenten nur noch seinen Lenden. Ansonsten schätzte sie ihn als zuverlässigen Gefährten und kampfstarken Shauka.

Maran Makidos war knapp über dreißig, stammte aus der südtalanischen Rakonie Lanatira und war in Avina Oberster Lademeister für die Schiffe des Machartes-Klans gewesen, bevor er sich mit Chalide Machartes anlegte, als diese einige ihrer Schiffe König Hogard zur Verfügung stellte. Die rachsüchtige Machartes hatte ihn bei Hogard angeschwärzt, und er hatte sich Gefangenschaft und Folter nur knapp durch die Flucht in das Uribat Jubra entziehen können, wo er sich den Shauka anschloss.

Der Mann aus Lanatira verließ als Erster die Baumhütte und seilte sich ab. Nialin sah sich ab-

schiednehmend um. Sie rechnete nicht damit, die Baumhütte so bald wieder zu sehen. Aber sie war es gewohnt, die Quartiere zu wechseln und sich nicht zu beklagen. Sie nahm den kleinen Beutel mit persönlichen Gegenständen an sich und steckte sich den goldenen Ring mit dem aus Diamantensplittern geformten talanischen Löwen an den linken Ringfinger. Ihre Mutter hatte ihn einst von Nialins Vater geschenkt bekommen, und er bedeutete der Shauka mehr als alles andere.

Der Laubsack fiel ihr ins Auge, und für einen flüchtigen Moment dachte sie an die Nächte, die sie darauf verbracht hatte, meistens mit einem Gefährten an ihrer Seite. Unvermutet empfand sie ein zärtliches Verlangen nach Arken, aber sie wies dieses Gefühl zurück.

Dann trödelte sie nicht länger und begab sich zu den anderen Shauka, die sich unter dem dichten Blätterdach der Eichen, Dralanen und Ulmen am Waldboden versammelt hatten. Es waren gut einhundert Männer und Frauen, alle unter vierzig und bewaffnet, die meisten in grüner oder dunkelbrauner Kleidung, manche mit Umhängen, wie Nialin einen trug, andere mit Kappen oder schmalkrempigen Hüten. Zwanzig der Lanys waren von der nahen Lichtung, auf der sie gegrast hatten, herangeführt und gesattelt worden. Die Laufvögel, groß und breit wie Esel von den Zy-

klopeninseln, mit einem schrittlangen, dünnen Hals, scharrten mit ihren riesigen Krallen im Boden herum, verhielten sich sonst aber ruhig. Nialin hatte bei ihrer Zähmung und Ausbildung geholfen und ihnen abgewöhnt, mit den spitzen Schnäbeln nach einander zu hacken und dabei krächzende Laute von sich zu geben. Jetzt schickte sie ihnen Bilder, um sie auf ihren Einsatz vorzubereiten: Bilder, die Lany-Stolz, Lany-Mut, Lany-Ausdauer und Lany-Schnelligkeit beschworen. Die Vögel reagierten darauf mit nur mühsam gebremster Ungeduld. Einige sträubten das schwarzblaue Gefieder, um den ohnehin kräftigen Rumpf noch größer erscheinen zu lassen.

Die Shauka hatte ausreichend Zeit gehabt, sich ihren Plan zu überlegen. Ihr Blick streifte über die Gruppe der Versammelten. Für einen flüchtigen Moment kreuzte er sich mit dem Arkens. Der schlaksig wirkende bärtige Mann mit dem immer etwas struppig aussehenden rotblonden Haar wirkte angespannt, aber in seinen grünen Augen stand kein Tadel.

»Vielleicht sind wir verraten worden«, sagte sie, »vielleicht gab es aber auch einfach zu viele Hinweise, dass wir uns irgendwo im Umkreis von Mojeness aufhalten. Auf jeden Fall scheint Tanatis die Geduld mit uns verloren zu haben.«

»Hogard wird seinen Speichellecker aufgefordert

haben, entschiedener gegen die Shauka vorzugehen«, meinte der braun gebrannte, schwarzhaarige Rongris, der aus Jubra stammte.

»Möglich«, gab Nialin zurück. »Auf jeden Fall schickt er vier Banner, um uns auszuräuchern. Das dürfen wir nicht zulassen.«

Yolko Tanatis hatte nach der Flucht von König Arlos und seinen Getreuen, darunter den Montas, das einst von diesen regierte Uribat als Lehen erhalten. Im Gegensatz zu Rongris glaubte Nialin allerdings nicht, dass Tanatis ein Speichellecker war. Der alte Mann – er war schon über fünfzig, als Hogard den Thron raubte, und musste demnach jetzt weit über siebzig sein – verstand es zwar stets, sein Fähnlein nach dem Wind zu hängen, aber er verfügte trotz allem über einen ausgeprägten eigenen Willen und war durchtrieben und intelligent genug, um ihn auch durchzusetzen. In entscheidenden Fragen beugte er sich Howard als treuer Vasall, aber er beharrte darauf, im eigenen Uribat sein eigener Herr zu sein. Tanatis gefiel sich in der Rolle eines Förderers der Wissenschaften und der Künste. Die Stadt Jubra galt als einer der wenigen Orte Talanias, an denen Wissenschaftlern, Magiern und Künstlern Entfaltungsfreiheit und eine, in Maßen natürlich, eigenständige Meinung zugestanden wurden. Tanatis hatte bisher auch darauf verzichtet, die Shaudaren von Mojeness, aus de-

nen die Shauka hervorgegangen waren, zu verfolgen. Und auf die Überfälle der Shauka auf Handelstransporte und Speicher hatte er maßvoll reagiert. Vielleicht hatte der Uriba ein gewisses altersmildes Verständnis für die jungen Rebellen, die den Reichen etwas nahmen, um es den Armen zu geben. Allerdings schien nun damit Schluss zu sein.

»Ich bleibe dabei, dass wir hier im Wald die besten Chancen haben, die Uribatischen zu schlagen«, ließ Lurko vernehmen. Er war knapp vierzig und damit einer der ältesten Shauka. Tatsächlich war er einer der Gründer der Rebellengruppe gewesen. Der Bakkenbart und die wenigen verbliebenen Haare wurden schon grau, aber der ehemalige Söldner war immer noch eine beeindruckende Erscheinung mit riesigen Muskelpaketen an Armen und Beinen.

»Vier Banner, Lurko!«, erinnerte ihn Nialin. »Gut gerüstet, zwei Banner davon auf Lanys und die Hauptleute auf Pferden. Selbst wenn es uns gelänge, sie zu besiegen, würden dabei auch die meisten von uns sterben. Die Überlebenden würden Jahre brauchen, um sich von diesem Schlag zu erholen.«

Da sie Lurko nichts zu befehlen hatte, musste sie ihn mit Argumenten überzeugen. Die Shauka wurden von Yaba Nialin und Yabo Lurko gleichberechtigt geführt. Tatsächlich hatte Nialin das letzte Wort, wenn es um die Organisation und das Zusammenle-

ben ging, während Lurko militärische Einsätze leitete. Bisher hatten sie einander gut ergänzt.

Lurko zuckte die Achseln. »Lieber sterben als flüchten.«

»Aber es geht um die Sache und nicht allein um Ehre, Lurko«, hielt Nialin dagegen. »Lass mich zumindest erläutern, was ich vorhabe.«

Der Yabo zuckte die Schultern. »Wenn du meinst, dass wir dafür genügend Zeit haben ...« Es klang mürrisch. Lurko war ein Dickkopf, der sich nur schwer von einer einmal getroffenen Entscheidung abbringen ließ.

Die Shauka nahm Kontakt mit Arkh auf. Er hatte keine weiteren Soldaten entdeckt. Sie ließ ihn hoch genug steigen, um den Vormarsch der Reiterei beobachten zu können.

»Sie kommen in der Cachelba nur langsam voran«, sagte sie dann. »Die Lanys mögen das Moor nicht. Wir haben genug Zeit.« Sie wandte sich allen Shauka zu. »Ich reite den Uribatischen mit zwanzig Leuten entgegen. Wir unternehmen einen Scheinangriff und brechen ihn ab, bevor wir in Schussweite gelangen. Dann flüchten wir den Westpass hinauf. Mit etwas Glück werden uns die Reiter folgen. Wir haben die besseren Lanys, außerdem sind sie an die Tücken des Sibaner Sandes gewöhnt. Man wird uns nicht einholen können. Inzwischen tarnt der Rest von euch unse-

re Dibana und versteckt sich anschließend in Mojeness. Dort treffen wir später wieder zusammen, sobald wir den Sibaner Rücken umrundet haben und durch den Südpass ins Tal zurückgekehrt sind.«

»Und wenn dein überaus feinsinniger Plan nicht aufgeht, hoch geschätzte Nialin?«, fragte Grall, ein dünner, fuchsgesichtiger Bursche mit listigen Augen und der beste Bogenschütze der Shauka. Man sah ihm ein klein wenig an, dass er ein Schlitzohr war. Nialin nahm an, dass er nicht aus innerer Überzeugung zu den Shauka gestoßen war, sondern aus Habgier und der Lust an Überfällen. Sie mochte ihn dennoch, da man sich trotz gelegentlicher Gaunereien im Ernstfall auf ihn verlassen konnte. Er fuhr fort: »Was ist, wenn sie oder zumindest die meisten von ihnen ihren Vormarsch einfach fortsetzen?«

»Das ändert nur insofern etwas, als unsere Dibana dann trotz der Tarnung wohl verloren ist. Wahrscheinlich zünden sie den ganzen Wald an. In jedem Fall treffen wir uns in Mojeness wieder.«

»Mir würde es besser gefallen, die Hälfte unserer Leute auszuschicken, in zwei Gruppen aufzuteilen und den Feind von Nordosten und Nordwesten anzugreifen, sobald er ein Stück aus dem Nordpass herausgekommen ist«, erklärte Lurko. »Wir könnten ihn dann in die Zange nehmen und den Rest in einen Hinterhalt treiben, den unsere übrigen Leute bilden.«

Von mehreren Seiten wurde Zustimmung laut. Nialin schritt ein, bevor weitere Shauka Lurkos Vorschlag Beifall zollten. »Lurko«, sagte sie und hob ihre Stimme an, um sich Gehör zu verschaffen. »Wir alle schätzen deine Erfahrung in diesen Dingen, aber aus dir spricht der Söldner, der früher mit ähnlichen Strategien Erfolge errungen hat, als Zork sich gegen Horknir empörte und zur Raison gerufen wurde. Aber von dir und ein paar anderen mal abgesehen, sind wir alle keine Soldaten.«

Nein, dachte sie. *Wir sind genau das, was die Feinde uns vorwerfen: Wir sind Räuber, die im Hinterhalt lauern oder sich anschleichen, und ich kann nichts Schlechtes daran finden. Wir versuchen stets, Leib und Leben der Begleitmannschaften eines Transports zu schonen, wenn diese sich nicht allzu verbissen wehren. Aber mit einer Überzahl von Söldnern haben wir es noch nie zu tun gehabt.*

»Wir sind weder für eine offene Feldschlacht gerüstet noch dafür ausgebildet«, fuhr sie fort. »Die beiden Reiterzüge, die du ausschicken willst, wären verloren, und es würden so viele Uribatische überleben, dass auch der Hinterhalt sie nicht bezwingen könnte.«

»Nialin hat Recht«, meldete sich Arken zu Wort, der sich sonst nur selten in größerer Runde äußerte. Sein Einwand hatte daher umso mehr Gewicht.

Die junge Yaba bedachte ihn mit einem anerken-

nenden Blick. Dann schweiften ihre Augen zu Maran, doch der schaute geflissentlich zu Boden. Sie wartete vergeblich darauf, dass er für sie Partei ergriff. Vermutlich war er noch immer über die schroffe Abweisung und die darauf folgende Ohrfeige verärgert.

»Aber die hoch geschätzte Nialin will doch das Gleiche wie der hoch geschätzte Lurko«, protestierte Grall, »bei meiner Treu – nur mit weniger Leuten.«

Suanin, eine Shauka aus Paduran, die zwar recht mollig, aber zugleich wieselflink und geschickt war, lachte. »Grall, du hast nicht richtig zugehört. Nialin will den Feind überlisten, aber nicht mit ihm kämpfen.«

»Ja«, erklärte Nialin, »darauf läuft es hinaus. Ich gehe davon aus, dass die Söldner die genaue Lage unserer Dibana und auch unsere genaue Zahl nicht kennen. Ich setze darauf, dass ihnen die Aussicht, zwanzig von uns zu töten oder zu fangen, genügen wird. Vielleicht will Tanatis Hogard auch nur beweisen, dass er nicht länger untätig zuschaut.«

Vier Banner waren allerdings mehr als ein Drittel der Söldner, über die das Uribat Jubra verfügte, wenn man von den Söldnern absah, die Tanatis als treuer Vasall Hogard für dessen ehrgeizige Pläne überlassen hatte und die in Avina-Noblis oder auf den Zyklopeninseln stationiert waren. Das sah schon eher nach einer Strafaktion oder zumindest einer Demonstration von Stärke aus.

Vielleicht will er gar nichts von uns, sondern Mojeness unter Kontrolle bringen. Das allerdings wäre für alle talanischen Rebellen ein harter Schlag.

Lurko schaute Nialin sinnierend an. Er betrachtete ihr von glattem, halblangem braunen Haar eingerahmtes Gesicht, als würde er es zum ersten Mal bewusst wahrnehmen. Es war apart, aber nicht unbedingt schön zu nennen. Die Augen standen etwas zu eng beieinander, und der schmallippige Mund wirkte wie ein gerader Strich. Das Kinn war deutlich nach vorn gereckt. Ein energisches Gesicht, in dem selbst die unergründlich tiefen rehbraunen Augen nicht sanft, sondern willensstark wirkten. Vielleicht erinnerte er sich in diesem Moment daran, dass er der alleinige Yabo der Shauka gewesen war, bevor die junge Frau auftauchte. Und vielleicht gestand er sich ein, dass er ihren Willen, ihre Zähigkeit und ihre Fähigkeit, sich durchzusetzen, unterschätzt hatte. Dann wanderte sein Blick weiter zu ihren schmalen Händen und blieb an dem Ring mit dem talanischen Löwen hängen. Er wusste, was er zu bedeuten hatte, und nickte schließlich. »Wir machen es so, wie Nialin es haben will.«

Ohne länger zu zögern, wählte er zwanzig Leute aus, darunter Arken, Maran, Grall und Suanin. Auch Ishilea war dabei, eine Frau von der Insel Varstaan, der das dunkelblonde Haar in Fransen in die Stirn

hing. Sie war knapp dreißig Jahre alt und damit etwas jünger als Nialin, kleinwüchsig und schlank, fast mager. Sie wirkte wie ein Knabe mit einem dafür etwas zu alten, aber zugleich frischen Gesicht. Man sah ihr nicht an, dass sie unglaublich zäh war und erstaunlich viel Kraft in den Armen besaß. Sie konnte mit dem Bogen gut umgehen, beherrschte aber auch einen waffenlosen Kampfstil, der große Körperbeherrschung voraussetzte. Nialin hielt große Stücke auf sie und schätzte sie als eine der fähigsten Kämpferinnen unter den Shauka.

Nialin musterte ihre Gruppe und musste zugeben, dass sie keine bessere Wahl hätte treffen können. Es waren die besten Lany-Reiter unter den Shauka, und die meisten von ihnen konnten gut mit Pfeil und Bogen umgehen, einige auch mit einem Natshij oder einem Wurfstern. Diese Fertigkeiten würden hilfreich sein, falls ihnen die Uribatischen doch zu nahe kamen. Dass Lurko selbst an der Mission nicht teilnahm, war von vornherein klar gewesen. Der Yabo war ein vorzüglicher Kämpfer, aber kein guter Reiter. Hinzu kam, dass er eigentlich zu schwer war für ein Lany. Es konnte ihn zwar tragen, aber unter der Belastung seines Gewichts keine Höchstleistungen vollbringen.

Die Lanys waren Nialin alle vertraut, und alle waren gleichermaßen stark, ausgeruht und bemüht. Sie

wählte Pull aus, einen kraftvollen Hahn, der sich unter den jüngeren Tieren bereits Respekt verschafft hatte. Er nahm die Wahl befriedigt zur Kenntnis und legte sich auf den Boden, damit sie aufsteigen konnte. Mühelos erhob er sich, als sie im Sattel saß.

Wortlos gab Nialin den anderen Lanys den Befehl, sich ebenfalls niederzulegen und die Reiter aufsteigen zu lassen.

Wenig später saßen alle in ihren aus Weidengerten geflochtenen und mit Lederstücken ausgeformten Sätteln. Die Shauka wandte sich an Lurko: »Wir sind uns einig über das weitere Vorgehen?«

Lurko nickte und ballte die Fäuste: »Zeig es dem Gesindel, Nialin!«

»Wir sehen uns in Mojeness!«, rief die Yaba in die Runde. Dann umklammerte sie den Haltegriff des breiten Sattels und stieß einen leisen Pfiff aus. Das Lany setzte sich in Bewegung. Die anderen Reiter und ihre Tiere folgten Nialin. Aus den Augenwinkeln heraus sah sie, dass die Zurückgebliebenen ausschwärmten, um für diese Zwecke vorrätiges Reisig und Laub für die Abdeckung der Erdlöcher heranzutragen. Andere machten sich daran, die Hütten mit engmaschigen Netzen, in die frische Zweige eingewoben wurden, zu tarnen. Wer gezielt an diesem Ort nach der Dibana suchte, würde sie auch finden. Aber ein flüchtiger Betrachter mochte auf diese Weise getäuscht werden.

Nialin führte die Schar tiefer ins Tal hinab, dem Fluss und der Straße entgegen. Sie nutzte die kaum erkennbaren Pfade der Shauka und mied das unwegsame Unterholz. Nialin ritt stumm ein Stück vor den anderen, aber auch hinter ihr wurden nur wenige Worte gewechselt. Die Shauka verstanden sich darauf, lautstark wilde Feste zu feiern, aber wenn es darauf ankam, verhielten sie sich diszipliniert und ruhig.

Das Mojetal war ein tiefer, sehr fruchtbarer Einschnitt im Siban, zwanzig Meilen lang, meistens nur zwei Meilen breit, aber mit vielen Seitenarmen versehen, aus denen Bäche und Auen der Moje zuflossen. In einem der Seitenarme lag das Versteck der Shauka. Gut die Hälfte des Tals war bewaldet, und die Blätter der dicht beieinanderstehenden Bäume bildeten ein grünes Dach, das undurchdringlich wirkte, wenn man von den vier Pässen aus in das Tal hinunterschaute. Nur entlang der Moje, die im Norden des Tals entsprang und am Südzipfel vor den Suderbroken ins Meer mündete, war der Bewuchs dichter, und hier verlief auch die einzige Straße, die von Mojeness über den Nordpass bis nach Jubra führte. Rund um Mojeness dominierten die Äcker und Felder, aber es gab nirgendwo Häuser zu sehen. Die Shaudaren hielten Häuser für überflüssigen Luxus, die die Kraftlinien der Natur störten, und wohnten in aus dem Fels geschlagenen Wohnhöhlen und Katakomben einer

antiken Stadt, die sich vor Jahrtausenden an diesem Ort befunden hatte.

Die Lanys bewegten sich kraftvoll auf ihren beiden muskulösen, schuppigen Beinen durch den Wald. Nialin sandte ihnen Bilder, sodass es kaum nötig war, sie mit den Lenkbändern oder durch verschiedenartige Pfeif- und Schnalzlaute zu führen. Das würde später anders sein, wenn sie auf den Feind stießen. Dann würden die Tiere zu nervös sein, um gemeinsam gelenkt zu werden. Aber Nialin vertraute der Reitkunst ihrer Gefährten.

Grundsätzlich war es nicht leicht, ein Lany zu reiten, da sein Körper beim Laufen stärker auf und ab bewegt wurde, als dies bei einem Pferd der Fall war. Wenn Lanys rannten, war es deshalb ratsam, im Sattel zu stehen. Da Lanys nicht gezügelt werden konnten, benutzte der Reiter sechs Lenkbänder, die mit den empfindlichen Flügelstummeln der flugunfähigen Vögel verbunden waren. Die Bänder mussten gefühlvoll bedient werden, um das Lany nicht zu überreizen und in Panik zu versetzen. Wenn Letzteres passierte, waren die Tiere nicht mehr zu bändigen und suchten ihr Heil in wilder Flucht. Dies alles erforderte eine gründliche Ausbildung sowohl der Lanys als auch der Reiter.

Die Sonne stand hoch am Himmel. Es ging auf Mittag zu. Aber nur hier und da kämpften sich einzelne

Strahlen des schimmernden Sonnenlichts durch das Blätterdach. Das änderte sich erst, als sie die Straße erreichten, die eigentlich nur ein von Wagenrädern ausgefahrener Pfad war. Als sich die Schar nordwärts wandte, lag auf der Linken die Moje, ein schmaler Fluss, der im Moment allerdings von dem Regen der letzten Tage angeschwollen war. Einige Weiden und Ataniten, zumeist aber Sumpfgräser und Schilf wuchsen in dem dünnen Auengürtel zwischen dem Fluss und der Straße. Jetzt kamen auch die Reiter in den vollen Genuss der Sonne, die sich glitzernd in dem sanft plätschernden Wasser spiegelte. Offenbar heiterte die Sonne das Gemüt auf, denn einige Scherzworte flogen hin und her, und manche lachten vergnügt.

Nialin nahm Kontakt mit Arkh auf, der sich auf einem Felsvorsprung am Nordpass niedergelassen hatte und in das Tal hinunterschaute. Sie sah, wie sich die Uribatischen auf ihren Lanys und Pferden der Mojequelle näherten – sie hatten den Pass inzwischen hinter sich gelassen und folgten der nur von moosbewachsenen Felsen und Krüppelkiefern flankierten Straße nach Mojeness. Dicht aufgeschlossen ritten sie hintereinander her, als fühlten sie sich angesichts des vor ihnen liegenden Dschungels unwohl.

Die junge Yaba sandte dem Seeadler Bilder des Lobes und der See mit ihren Fischen. Arkh verstand die

Botschaft, erhob sich in die Lüfte und flog gen Osten, um seinen Hunger zu stillen.

Nachdem sie ihre Gefährten über die Position des Feindes informiert hatte, lenkte sie Pull und die anderen Lanys in den zur Rechten liegenden Wald, dessen Bäume längst nicht mehr so dicht beieinanderstanden, wie es weiter südlich der Fall war. Der Feind war höchstens noch eine halbe Reitstunde entfernt. Wenn die Shauka ihm entgegenritten, halbierte sich diese Zeit. Aber Nialin plante, ihn zu umgehen und dann den Scheinangriff aus dem Rücken des Feindes vom Nordwesten aus zu führen.

Für ihr Vorhaben war es wichtig, einerseits die Deckung der Bäume zu nutzen, um den Feind unbemerkt zu passieren, ihn andererseits aber nicht zu tief in den Wald eindringen zu lassen. Deshalb trieb sie die Lanys zur Eile an, obwohl sie sich ihren Weg durch einen leicht ansteigenden Bergwald bahnen mussten. Aber die Tiere waren das Bergland gewohnt, und die weit abgespreizten Krallen ihrer Füße fanden fast überall Halt. Nur für die Reiter wurde es unbequem. Trotzdem entließ sie die Vögel aus der gemeinschaftlichen Führung, damit sie sich leichter ihren Weg suchen konnten, und ließ die Gefährten dies wissen. Fortan musste sich jeder um sein eigenes Reittier kümmern.

Die Yaba brauchte die Gefährten nicht ermahnen,

sich in der Nähe des Gegners leise zu verhalten. Für Shauka, die sich darauf verstanden, aus dem Hinterhalt heraus Händler auszurauben, war dies eine Selbstverständlichkeit.

Arken und Grall schlossen wortlos zu ihr auf. Maran verzichtete darauf. Er schien weiterhin zu grollen, was Nialin für mehr als albern hielt. Sie dachte an sein Missgeschick von heute Morgen und lächelte in sich hinein. Männer ...

Sie öffnete ihren Geist und lauschte. Um sie herum und weiter entfernt gab es zahllose Tiere, deren mehr oder weniger starker Geist diffuse Bilder erzeugte. Die meisten waren nur ein kaum wahrnehmbares Flirren, wie ferne Leuchtpunkte von Glühwürmern. Nialin konnte ihre Gedanken so wenig lesen wie die Gedanken ihrer Gefährten oder anderer Menschen. Sie spürte lediglich ihre Anwesenheit. Ein so enger Kontakt, wie er zwischen ihr und Arkh oder den Lanys bestand, war nur möglich, wenn es ein Band des Vertrauens gab, das über einen längeren Zeitraum hinweg geknüpft worden war. Aber manchmal gelang es ihr, einen vagen Kontakt zu höher entwickelten Tieren aufzubauen, insbesondere dann, wenn diese an Menschen gewöhnt waren und sie selbst die Eigenheiten dieser Tiere aus eigenem Erleben kannte. Während sie die Schar weiterhin nach Nordosten führte, suchte ein Teil ihres Geistes in der Nähe der Straße nach Leben.

Und dann spürte sie sie. Dutzende. Es waren die Lanys der Angreifer. Sie konnte sie nicht wirklich erfassen, auch nicht einen beidseitigen Kontakt herstellen. Aber da sie mit Lanys vertraut war, kannte sie ihre Art des Fühlens und Denkens. Aus einem unentwirrbaren Farbknäuel flatterten einzelne Bilder zu ihr heran, flüchtig wie aufstiebende Funken in der Glut, durch das Herumstochern eines Schürhakens aufgeschreckt. In der Summe reichten die Bilder aus, die Position des Gegners zu bestimmen.

Nialin bedeutete Pull, stehen zu bleiben, und hob die Hand, damit die anderen es ihr gleichtaten. Im Nu verharrte die Schar fast regungslos zwischen den Bäumen. Die Yaba deutete schräg nach links und wisperte Arken und Grall zu: »Sie sind nur noch fünfhundert Schritt von uns entfernt.«

»Bleiben sie auf der Straße?«, flüsterte Arken.

»Ja, zumindest trifft dies für die Berittenen zu. Was die Fußsoldaten machen, weiß ich nicht.«

Grall zuckte die Achseln. »Wenn sie ausgeschwärmt sind, werden wir sie bald hören. Jubraner Söldner sind es nicht gewohnt, sich leise zu bewegen wie unsereiner.« Er grinste. »Zu viel Blech, das scheppert. Zu viel Sold, der klimpert.« Die letzte Bemerkung war wohl nicht ernst gemeint, aber die lebhaft funkelnden Augen verrieten, dass aus ihr der listige Dieb sprach, der nur zu gern einige der Söldner

ihrer Münzen beraubt hätte. Wenn es sich denn gefahrlos arrangieren ließe ...

»Wir bleiben hier und lassen den Feind passieren«, entschied Nialin. »Alles absitzen und Deckung suchen.«

Sie hatte flüchtig erwogen, den Scheinangriff von hier oben zu führen, aber die Lanys konnten am Berg und zwischen den Bäumen ihre Schnelligkeit nicht zur Geltung bringen. Außerdem konnte der Feind ihnen den Weg zum Westpass abschneiden und anschließend ein Kesseltreiben mit ihnen veranstalten.

Arken gab den Befehl nach hinten weiter, während die Yaba die Lanys mit Gedankenbildern beruhigte, bevor sich unter ihnen Unruhe breitmachte. Gleichzeitig brachte sie die Tiere dazu, sich niederzuknien und geduckt zu verharren.

Während die Reiter und ihre Lanys im schützenden Grün kauerten und auf die Geräusche ringsum lauschten, suchten Nialins Gedanken erneut nach den Lanys der Soldaten. Sie bewegten sich immer noch auf der Straße und waren schon fast auf Höhe der Shauka. Die Geräusche des Waldes hatten sich nicht verändert. Die Blätter in den Baumkronen wisperten im Wind, hier und dort war der Gesang eines Vogels zu hören. Jetzt gesellten sich ferne Laute hinzu, die von der Straße heraufdrangen: das leise Klirren von Metall, die Schritte marschierender Söldner, rollende

Steinbrocken, das Murmeln gedämpfter Stimmen. Erleichtert stellte Nialin fest, dass all diese Geräusche von der Straße kamen. Offenbar blieb man eng zusammen und hielt es für überflüssig, die Bergseite abzusichern.

Unwillkürlich hielt Nialin den Atem an, obwohl dafür kein Anlass bestand. Die Straße war zweihundert Schritt entfernt, und die Uribatischen machten zu viel Lärm, um entfernte Geräusche aus dem Bergwald über ihnen zu hören. Wenn nicht ein Missgeschick passierte und ein größerer Steinbrocken unter einem nervös scharrenden Lany nach unten prasselte, würden die Söldner die Shauka nicht wahrnehmen.

Nichts dergleichen geschah. Nialin wartete, bis die Geräusche der Uribatischen verklungen waren. Dann gab sie das Signal zum Aufsitzen und führte die Schar langsam im Halbkreis zur Straße hinab. Ihr ursprünglicher Plan, die Söldner im Freien zu attackieren, war hinfällig geworden. Die Uribatischen waren schneller als gedacht vorangekommen. Aber sie trauerte nicht lange verpassten Möglichkeiten nach, sondern stellte sich auf die neue Situation ein. Diese besaß auch Vorteile, denn als Fluchtweg bot sich jetzt nicht nur der West-, sondern auch der Nordpass an. Allerdings hatte Nialin nicht vor, nach Norden zu flüchten. Lieber wollte sie den Feind in den Sibaner Sand locken.

Sie rief Grall und Ishilea herbei. »Ihr seid die besten Bogenschützen. Reitet auf mein Kommando die Straße entlang, schießt, sobald der Feind in Sicht kommt, und kehrt dann um, so schnell ihr könnt. Wir warten hier auf euch. Wenn euch nur wenige Söldner verfolgen, werden wir sie in einen Kampf verwickeln. Sind es viele, flüchten wir zum Westpass.« Aus einer Laune heraus wandte sie sich an Maran. »Reite mit Grall und Ishilea. Drei Leute sind besser als zwei.« Sie gestand sich ein, dass sie mit dieser Anordnung Marans Verhalten in der Baumhütte mit einer zweiten Ohrfeige quittierte. Aber die hatte er sich auch verdient.

»Warum ich?«, murrte Maran. »Nimm doch Arken.«

Das war ungehörig, und Nialin konnte es nicht durchgehen lassen.

»Weil deine Yaba es befiehlt!«, sagte sie mit schneidender Stimme, und ihre Lippen waren dabei noch schmaler als sonst, die Pupillen der Augen verengten sich. »Das wird ein Nachspiel haben, Shauka!«, fügte sie hinzu.

Wie die Shaudaren engten die Shauka ihr Zusammenleben so wenig wie möglich durch Gesetze ein, aber es gab ein paar ungeschriebene Regeln, an die sich jeder zu halten hatte. Eine davon forderte von jedem Shauka, bei kriegerischen Auseinandersetzungen widerspruchslos den Anordnungen der von ihnen selbst gewählten Führer zu folgen. Nialin hatte

die Pflicht, ein solches Verhalten auf der nächsten Ratsversammlung zur Sprache zu bringen. Eine offene Befehlsverweigerung gab ihr sogar das Recht, den Widerspenstigen zu töten. In dieser Beziehung unterschieden sich die Shauka nicht von anderen kämpferischen Gruppierungen. Im Falle einer Gefahr konnte nur einer oder eine entscheiden. Das galt für den Kampf gegen Feinde wie auch den Kampf gegen die Elemente. Maran wusste dies sehr gut. Ein Dämon musste ihn geritten haben, als er widersprach.

Jetzt schien er zu begreifen, wozu er sich hatte verleiten lassen. Er senkte das Haupt und erwiderte heiser: »Ich bitte um Vergebung, Yaba.«

Er wartete Nialins Antwort nicht ab – es gab für sie darauf auch nichts zu erwidern – und lenkte sein Lany zu denen von Grall und Ishilea.

»Erlaube mir, ebenfalls mitzureiten, Yaba«, meldete sich Arken zu Wort. Offensichtlich lag ihm daran, die Situation zu entschärfen.

Nialin sah ihn unmutig an. Es gefiel ihr nicht, dass Arken sich einmischte. Von allen Beteiligten sollte er dazu am wenigsten Anlass haben. Aber dann sagte sie rau: »Gut, reite mit.«

Sie gab der Gruppe mit einer Handbewegung zu verstehen, dass sie losreiten sollte. Die Lanys setzten sich mit lang greifenden Schritten in Bewegung, während die Reiter sich mit den Füßen in den Sätteln ver-

klammerten und mit den Händen Pfeil und Bogen in Schussposition brachten. Alle Shauka, die Lurko für die Mission ausgesucht hatte, konnten freihändig reiten und aus dem Sattel heraus mit dem Bogen schießen. Nicht alle gleich gut, aber sie konnten es. Die Shauka waren bekannt für diese Art des Angriffs.

Die Lanys wurden immer schneller, die Schritte raumgreifender. Rasch vergrößerte sich der Abstand zu den zurückgebliebenen Shauka. Dann verschwanden die vier Reiter hinter einer Biegung und wurden vom Grün des Waldes verschluckt.

Nialin formierte ihre Leute links und rechts der Straße, um möglichst vorteilhaft für die Variante gewappnet zu sein, dass es mit einer kleinen Gruppe von Verfolgern zum Kampf kommen würde. Die Anspannung war allgegenwärtig – selbst Nialin war nervös, als sie auf die Rückkehr der anderen wartete. Das eine oder andere Mal reckten sich Hälse, und unstet spähende Augen suchten die Straße ab oder folgten dem sanft bergauf führenden Fluchtweg zum Westpass, der aber erst begehbar war, nachdem man ein paar hundert Schritt des Flusses und die Mojequelle hinter sich gelassen hatte. Der Weg zum Pass war bekannt und bot keine Tücken. Sein einziger Nachteil bestand darin, dass nur wenige Bäume und Sträucher Deckung gewährten. Man würde auf Schnelligkeit angewiesen sein.

Aus der Ferne, dort, wo die vier Reiter verschwunden waren, wehten Geräusche heran: undeutliches Geschrei und das dumpfe Trommeln von dahinjagenden Lany-Klauen auf Grasboden und Fels. Die Anspannung der Shauka wuchs. Pfeile wurden auf Bogensehnen gelegt, Speere angehoben und Hiebwaffen gezückt. Nialin ritt mit einem Natshij in der Rechten zur Straße hinab und den Geräuschen ein Stück entgegen.

Im nächsten Moment fegten die vier Shauka, die Nialin ausgeschickt hatte, heran. Die Bogen hatten sie geschultert. Sie konzentrierten sich ganz auf das Reiten.

»Sie kommen!«, schrie Ishilea. »Rund ein Dutzend Lanzenreiter!«

Maran war der letzte der Reiter. Nialin sah, dass ein Pfeil in seinem Oberarm steckte. Der Arm hing herab. Das starre Gesicht verriet, dass er Schmerzen hatte. Mit der Linken klammerte er sich am Sattelbügel fest. Er konnte sein Lany nicht mehr lenken, aber das war auch nicht nötig. Der Vogel lief von allein seinen Artgenossen hinterher.

Nialin fühlte sich einen Augenblick lang betroffen. Sie hatte ihn gegen seinen Willen hinausgeschickt, und es hatte ihr sogar ein bisschen Spaß gemacht, dies zu tun. Trotzig kämpfte sie das Gefühl nieder. Sie hatte ihm einen Auftrag erteilt, der nicht gefährli-

cher gewesen war als irgendein anderer. Jeder Shauka lebte gefährlich. Jeder Shauka konnte bei einer Aktion der Rebellen verletzt werden oder sterben. Rebellen lebten für die Sache und nicht für das eigene Heil.

Sie veranlasste Pull, sich umzuwenden und den Reitern anzuschließen. Marans Lany rannte an ihr vorbei, aber Pull hatte es im Nu eingeholt.

»Wie ist das passiert?«, rief sie Maran zu, als sie sich auf gleicher Höhe mit ihm befand.

Er gab keine Antwort und schaute stur nach vorn. Stattdessen wandte sich der vor ihm reitende Arken um. »Er ist zu dicht an den Feind herangeritten. Einer der Langbogenschützen hat ihn erwischt.«

Der Dummkopf wollte seinen Fehler durch Tollkühnheit wettmachen, dachte Nialin. Sie empfand kein Mitleid für ihn. Er hatte sein Männergehabe über die Aufgabe gestellt und erneut einen Denkzettel erhalten. Es schien heute nicht sein Tag zu sein.

»Es sind nur ein Dutzend Lanzenreiter!«, rief sie den anderen Shauka zu, die vor ihr links und rechts der Straße eine Gasse bildeten. »Mit denen werden wir fertig.«

Sie ließ die Lanys bis zum Ende der Gasse laufen und befahl ihnen dann mit einem Gedankenbild, anzuhalten und sich umzuwenden. Sie griff den Bogen und legte einen Pfeil auf. Ishilea, Grall und Arken taten es ihr gleich. Maran zog mit der Linken, seiner

schwächeren Hand, den Säbel, der in seinem Gürtel hing. Nialin sah es aus dem Augenwinkel.

»Maran!«, zischte sie ihm zu. »Du nimmst nicht an dem Kampf teil! Reite zum Westpass hinauf. Wir kommen später nach.«

»Nein!«, widersetzte sich Maran.

»Du tust, was ich sage!«, herrschte Nialin ihn an und gab seinem Lany den Befehl, Richtung Mojequelle und dann zum Pass zu laufen.

Damit schien Maran gerechnet zu haben. Er sprang aus dem Sattel, und der Vogel rannte ohne ihn los.

»Du verdammter Dickkopf!« Nialin wollte ihn zwingen, sich zurückzuziehen, aber dazu kam sie nicht mehr.

Die Lanzenreiter brausten heran, die langen Lanzen am Sattel abgestützt. Sie stießen siegessicher heisere Schreie aus, als sie die fünf Shauka mitten auf der Straße erblickten. Die Lanzen senkten sich. Sie zielten auf die Körper der Shauka-Lanys. Nialin entdeckte im Pulk der Uribatischen zwei Reiter auf hochrahmigen Pferden, die ihre Tiere jedoch zurückhielten.

Die uribatischen Reiter waren auf Bogenschussweite heran. Die meisten trugen Brustharnische aus dunkelrot eingefärbtem Leder, die Hauptleute auf den Pferden solche aus Eisen, ebenfalls rot gefärbt. Die Söldner trugen breitkrempige rote Hüte, die an der

rechten Seite mit bunten Federn geschmückt waren. Nur eine Frau mit kahl rasiertem Schädel war ohne Hut. Vermutlich hatte sie ihn beim Reiten verloren.

Jetzt schienen die Uribatischen die anderen Shauka links und rechts der Straße entdeckt zu haben. Befehle wurden gebrüllt. Die Söldner versuchten, ihre Lanys und Pferde zum Stehen zu bringen. Die Pferde gehorchten prompt, aber die Lanys widersetzten sich den viel zu derb gerissenen Lenkleinen. Einige stießen ein anklagendes Krächzen aus, andere brachen aus.

»Schießen!«, schrie Nialin und spannte gleichzeitig die Sehne ihres Bogens.

Ihr Pfeil war nicht der erste, der dem Feind entgegenschwirrte. Grall war schneller gewesen, und er traf meisterlich. Sein Pfeil erwischte einen der Söldner und bohrte sich in Höhe des Herzens durch den ledernen Brustharnisch des Mannes. Der Söldner kippte aus dem Sattel. Sein Lany hüpfte erschrocken, versuchte instinktiv mit den Flügelstummeln zu fliegen und rannte dann den Weg zurück, den es gekommen war.

Nialins Pfeil war fehlgegangen und verschwand im Grün der Bäume. Auch Arken blieb erfolglos, aber Ishilea traf. Ihr Pfeil steckte in der Hüfte der kahl geschorenen Söldnerin, und diese konnte sich zusammengekrümmt kaum noch im Sattel halten.

Weitere Pfeile trafen. Sie stammten von den Shauka zu beiden Seiten der Straße. Zwei Söldner wurden aus dem Sattel geholt. Ob sie verletzt oder tot waren, ließ sich nicht erkennen. Ein Pfeil traf eines der Lanys, schien es aber nur leicht verletzt zu haben. Es wandte sich abrupt um, schleuderte den Reiter aus dem Sattel und rannte dem zuvor geflüchteten Tier hinterher.

Die restlichen Lanzenreiter, darunter die beiden Hauptleute auf den Pferden, wandten sich zur Flucht. Die Reiter auf den Lanys hatten dabei allergrößte Mühe, ihre Tiere unter Kontrolle zu bringen.

Die Shauka schossen eine zweite Salve ab, aber die sich hektisch bewegenden Söldner und ihre Tiere waren schwer zu treffen. Eines der Lanys brach tödlich getroffen zusammen, und der Reiter versuchte zu Fuß zu türmen. Grall, der auf einen der flüchtenden Hauptleute angelegt hatte, traf erneut, aber sein Pfeil prallte von der Rüstung des Söldners ab.

Nialin hatte ebenfalls einen zweiten Pfeil abgeschossen und auf denselben Hauptmann wie Grall gezielt. Der Pfeil schwirrte knapp über dem Hut des Söldners vorbei, berührte lediglich die äußersten Spitzen der bunten Federn und blieb in einem Baum stecken. Sie ärgerte sich, zumal sie die Kehle und nicht den Kopf hatte treffen wollen. Sie griff nach einem ihrer Natshijs und wollte die Verfolgung aufnehmen.

Bevor sie Pull einen Befehl übermitteln konnte, prasselte unvermittelt Geröll aus dem Bergwald im Norden und Osten auf die Straße herab. Im nächsten Moment tauchten Dutzende von Lanzenreitern zwischen den Bäumen des Waldes auf. Die Lanys und Pferde bewegten sich nur langsam und vorsichtig den Berg hinab, aber sie waren schon beängstigend nahe.

Die Lanzenreiter waren nicht allein, sondern wurden von Fußsoldaten begleitet, ebenfalls rot gekleidet oder gerüstet, aber mit roten Kappen statt Hüten ausgestattet. Zu ihnen gehörten Langbogenschützen, Streitaxtkämpfer und Pikenträger. Nialin fragte sich, wie die Fußsoldaten den Weg so schnell zurückgelegt hatten. Es gab nur eine Lösung: Der Feind musste die Soldaten ausgeschickt haben, bevor die Shauka an der Straße in Stellung gegangen waren. Er musste Späher im Wald gehabt haben.

Ich war zu sorglos. Lurko wäre so etwas nicht passiert.

»Flieht!«, schrie sie ihren Leuten zu und sandte allen Lanys dringende Bilder zu. Die Lanys begannen loszulaufen und schlugen den in den Bildern beschriebenen Weg an der Mojequelle vorbei gen Westen ein. Aber der Feind war schon zu nahe. Bitter stellte Nialin fest, dass er die gleiche Taktik verfolgte, die ihr geholfen hatte, in den Rücken des Feindes zu gelangen: Er hatte die Shauka in weitem Bogen umgangen und stürmten nun sowohl aus dem Osten als

auch aus dem Norden auf sie zu. Zum Glück hatte die Zeit offenbar nicht gereicht, mehr als ein Dutzend Lanzenreiter in den Norden zu bringen. Aber diese drohten ihnen den Fluchtweg zu versperren.

Die Langbogenschützen, die von Osten gekommen waren, gingen in Stellung und schossen den Flüchtenden Dutzende von Pfeilen hinterher. Zwei Shauko und zwei Lanys wurden getroffen und gingen zu Boden.

Nialin fluchte. Dann sah sie Maran, der unentschlossen auf der Straße verharrte. Sie ließ Pull anhalten und niederknien. »Nimm Pull!«, rief sie Maran zu. »Los, mach schon! Ich nehme mir eines der reiterlosen Lanys.«

Maran machte keine Anstalten, in den Sattel zu steigen.

»Nein!«, sagte er.

»Nein?«, fragte Nialin ungläubig. »Spinnst du? Was ist los mit dir, Maran? Wir haben keine Zeit für Possen! Steig auf! Das ist ein Befehl!«

»Du hast mir gar nichts mehr zu befehlen!«, sagte Maran und marschierte mit hoch über dem Kopf erhobenem Säbel auf den Feind zu.

Verzweifelt fragte sich Nialin, wie sie den Dummkopf daran hindern konnte, sein Leben sinnlos wegzuwerfen. Es half nichts, ihn mit dem Natshij niederzuschlagen. Anders als bei einem Pferd war der Kör-

per eines Lanys nicht dafür geeignet, außerhalb des Sattels einen weiteren Menschen zu tragen. Und sie hatte nicht die Zeit, Maran auf dem Sattel festzubinden und Pull dann mit der Last wegzuschicken.

»Grall, Arken, Ishilea!«, schrie sie den flüchtenden Shauka hinterher. »Helft mir, Maran zur Vernunft zu bringen.«

Sie wusste selbst nicht genau, wie die drei ihr helfen sollten. Sie konnten vielleicht zu viert einen Ring um den Dummkopf bilden und ihn abschirmen. Aber es würde nicht lange dauern, bis der Feind die vier Reiter und schließlich auch Maran niedergemetzelt hatte. Vage kam ihr die Idee, ihn niederzuschlagen und dann zu zweit vom Sattel aus zu packen und zwischen den beiden Lanys zu tragen. Aber wie sollte das gelingen, wenn sie sich gleichzeitig angreifender Feinde zu erwehren hatten? Konnte es überhaupt gelingen? Maran war ein strammer Bursche und nicht leicht. Lurko hätte ihn sich vielleicht packen und über die Schulter legen können. Aber keiner unter den Shauka ihres Trupps war ähnlich stark, schon gar nicht sie selbst oder Grall, auch nicht Arken oder Ishilea. Sie würden ihn auch zu zweit nicht lange halten können.

Da Nialin die Lanys aus ihrem Befehl entlassen hatte, gelang es Grall, Arken und Ishilea, ihre Reittiere mit Hilfe der Lenkbänder zu wenden und Nialin zu Hilfe zu eilen. Maran allerdings schien nicht die

Absicht zu haben, jemanden an sich heranzulassen. Er hatte einen rauen Gesang angestimmt und ließ den Säbel kreisen, während er den sanft ansteigenden Hang im Osten der Straße hinaufstieg. Das Lied gehörte nicht zu den kämpferischen Gesängen, die von den Shauka manchmal am Lagerfeuer angestimmt wurden. Vielmehr handelte es sich um ein zotig-derbes Lied, wie es in den Kaschemmen von Avina-Noblis oder Horknir gegrölt wurde. Es ging darin um gewisse schlecht ausgeführte Hurendienste und den Tod, der diesen Diensten vorzuziehen war. Nialin versetzte das Lied einen Stich. Sie wusste, dass er sie damit kränken wollte. Aber dann wurde sie wütend.

Wenn du dies überlebst, mein Lieber, bekommst du noch eine Ohrfeige – aber eine, die du nie mehr vergessen wirst!

Nialin schaute auf, als die Gefährten eintrafen. Dabei sah sie die Straße hinab. Vorn, kurz vor der Mojequelle, wurde gekämpft. Die fliehenden Shauka waren auf die uribatischen Lanzenreiter getroffen und mussten sich ihrer Haut wehren. Einigen schien der Durchbruch zu gelingen, aber mindestens drei Shauka lagen tot oder schwer verletzt am Boden. Einem der Lanys war von einer Lanze der Bauch aufgerissen worden. Gedärm quoll heraus. Es wälzte sich am Boden und schrie erbärmlich.

»Lass ihn gehen, hoch geschätzte Nialin«, schnaufte Grall und zeigte mit dem Speer, den er jetzt anstel-

le des Bogens trug, auf den singenden und den säbelschwingenden Maran. »Der hoch geschätzte Gefährte ist leider ganz und gar krank im Kopf.«

»Wir müssen ihm helfen«, widersprach Arken. »Gerade weil er völlig übergeschnappt ist.«

Ishilea äußerte keine Meinung. Sie blickte nur unsicher von einem zum anderen.

Die vom Bergwald herabflutenden Reiter und Fußsoldaten rückten immer näher. Allmählich wurde es brenzlig. Wenn sie nicht bald losritten, würden sie niemals mehr wegkommen.

Nialin war die Yaba, und sie musste eine Entscheidung treffen. Die richtige Entscheidung. Weitere Fehler durfte sie sich nicht erlauben. Sie wusste das, aber in ihrem Kopf herrschte nichts als Leere.

Bisher hatten die Söldner den Shauka offenbar als ungefährlich eingestuft und kaum beachtet. Die Lanzenreiter aus dem Norden widmeten sich einzig und allein den fliehenden Reitern und ihren Tieren, und die Bogenschützen aus dem Osten waren noch nicht auf Schussweite herangekommen. Selbst die vier Shauka auf der Straße waren noch nicht angegriffen worden. Nialin ging davon aus, dass die Söldner damit den Befehlen ihrer Hauptleute folgten. Vermutlich wollte man einige Shauka lebend fangen, um ihnen unter der Folter Einzelheiten über die Rebellen und ihr Versteck abzupressen.

Die ersten Lanzenreiter aus dem Osten und Süden erreichten wegsameres Gelände und trieben ihre Lanys und Pferde zur Eile an. Nialin wusste, dass sie jetzt handeln musste, wenn sie und ihre Gefährten sich vor Gefangenschaft oder Tod retten wollten. Und immer noch suchte sie nach einem Weg, den Dummkopf daran zu hindern, in den Tod zu marschieren.

Maran nahm ihr die Entscheidung ab. Er hatte gerade eine Anhöhe erklommen, und vor ihm lag eine Tafelebene, bevor das Gelände erneut anstieg. Und genau auf diese Tafelebene preschten gerade zwei Lanzenreiter, einer auf einem Pferd, der andere auf einem Lany. Der Shauka brach seinen Gesang abrupt ab, stieß einen tierischen Schrei aus und stürmte auf die Reiter zu.

Nialin zögerte nicht länger. Maran war nicht mehr zu retten.

»Vorwärts!«, rief sie ihren Gefährten zu. »Zum Westpass!« Gleichzeitig gab sie den vier Lanys den Befehl, so schnell zu laufen, wie sie konnten.

Während die Lanys sich kraftvoll in Bewegung setzten und immer schneller wurden, wandte sich die Yaba in ihrem Sattel um und schaute zu der Ebene zurück. Maran kreischte und sprang herum, als sei er von einem Dämon besessen. Sein Säbel kreiste, und er versuchte, mit einem gewaltigen Hieb das Pferd des ersten Angreifers zu treffen. Aber es wich aus, und

im nächsten Moment bohrte sich die Lanze des Reiters in Marans Brust. Sein Geschrei riss ab. Der Säbel entglitt ihm, und er krümmte sich. Noch hielt er sich auf den Beinen. Dann war der zweite Lanzenreiter heran, verhielt sein Lany und stieß seine Lanze mit aller Kraft in den schutzlosen Rücken des Shauka. Maran brach zusammen und rührte sich nicht mehr.

Nialin nahm den Tod des Mannes schmerzhaft zur Kenntnis, aber der Schmerz hielt sich in Grenzen. Der Dummkopf hatte erreicht, was er wollte. Sie schaute nach vorn. Dort lag ihre Aufgabe.

Die Lanzenreiter aus dem Norden hatten einen Drittelkreis gebildet, der Augenblick für Augenblick enger wurde. Nur ein Nadelöhr entlang des schmalen Quellbachs der Moje blieb als Fluchtweg, und dieses Nadelöhr drohte sich am nördlichen Ende zu schließen. Das steile Westufer des Bachs machte es unmöglich, auf diesem Weg auszubrechen. Die letzten der vorausgerittenen Shauka passierten gerade die Engstelle an der Quelle, und ein weiterer Rebell wurde dabei getötet.

Ishilea, Grall, Arken und Nialin hatten den unteren Bereich des Nadelöhrs, das an dieser Stelle noch etwas weiter geöffnet war als im Norden, fast erreicht. Ishilea und Grall, die Seite an Seite Arken und Nialin voranritten, richteten sich freihändig im Sattel auf, den Bogen in der Hand, den Pfeil auf der Sehne. Fast

im gleichen Moment schwirrten ihre Pfeile den beiden vordersten Lanzenreitern entgegen, die das Herannahen der Shauka zu spät bemerkt hatten und sich ihnen erst jetzt zuwandten. Ishileas Pfeil bohrte sich in den Oberschenkel eines der Reiter, während Grall zum ersten Mal fehlte. Aber das ausbrechende Lany des getroffenen Reiters öffnete das Nadelöhr etwas weiter, und die Shauka brachen in den Drittelkreis des Feindes ein.

Arken hatte sich ebenfalls mit Pfeil und Bogen aus dem Sattel erhoben. Er war ein sicherer Reiter, aber ihm fehlte die Eleganz von Ishilea und Grall. Seine Bewegungen wirkten weniger fließend, und er hatte Mühe, sich den entscheidenden Moment bewegungslos in den Steigbügeln zu halten, um einen Pfeil ins Ziel zu bringen. Sein Schuss landete im Wipfel eines Baumes.

Nialin, die noch immer den Natshij in der Rechten trug, holte weit aus und warf ihn hoch über alle Feinde hinweg nach Osten. Er beschrieb am Himmel einen Bogen und sauste dann mit abflachender Kurve zurück. Nialin war eine gute Natshij-Werferin, aber sie wusste, dass es fast unmöglich war, einen sich unruhig bewegenden Reiter zu treffen. Die Waffe war einfach zu lange in der Luft. Sie hatte auf eine Stelle gezielt, an der sie den Reiter erwartete, der von Grall verfehlt wurde, und tatsächlich bewegte er sich genau auf diese zu. Jetzt surrte der Natshij heran. Er traf

den Reiter mit voller Wucht am Kopf und fiel zu Boden. Der Reiter kippte aus dem Sattel. Nialin durchrieselte ein Glücksgefühl.

Die beiden südöstlichen Glieder der die Mojequelle einschnürenden Reiterphalanx waren gesprengt. Arken und Nialin ritten hinter den beiden Gefährten in den Drittelkreis ein. Zwar rückten die anderen Lanzenreiter nach und verengten den Kreis erneut, aber die meisten von ihnen konnten den dahinstürmenden Shauka mit ihren Lanzen nicht gefährlich werden.

Allein die vier Lanzenreiter, die sich am weitesten im Norden befanden und weiter vorrückten, versperrten ihnen den Weg. Das nördliche Nadelöhr hatte sich geschlossen. Es blieb keine Zeit für weitere gezielte Bogenschüsse. Jeder Einzelne der vier Shauka wusste dies. Und Nialin war überdies klar, dass es Zeitverschwendung sein würde, auf einen weiteren Glückswurf mit dem Natshij zu setzen. Ishilea und Grall hielten bereits ihre Speere in den Fäusten. Arken zog den Säbel, und Nialin zückte das Rapier.

Als sie das immer noch herzzerreißend schreiende, tödlich verletzte Shauka-Lany erreichte, erlöste sie es von seinen Qualen, indem sie ihm im Vorüberreiten den Kopf abschlug.

»Durch das Wasser!«, schrie Ishilea und lenkte ihr Lany vom Bachpfad nach links in die sprudelnde Mojequelle.

Grall folgte ihr. Bevor Arken sich anschließen konnte, rief ihm Nialin zu: »Arken, komm mit! Wir übernehmen die beiden äußeren Lanzen!«

Sie hatte erkannt, dass Ishileas Strategie nur für diese selbst und höchstens noch einen zweiten Reiter taugte. Spätestens dann würden sich die vier Lanzenreiter dem Wasser zugewandt haben und die weiteren Flüchtlinge abfangen. Nialin blieb auf dem Bachpfad und drängte Pull, alles zu geben. Das Tier folgte willig ihrem Wunsch, wich nach rechts aus und überholte Arkens Lany.

Ishileas Lany kam mit dem Wasser und dem steinigen Bachbett gut zurecht, wurde aber notgedrungen etwas langsamer. Gralls Lany kämpfte mit dem ungewohnten Wasserweg und fiel ein Stück zurück. Nialin und Arken waren jetzt auf gleicher Höhe mit Grall. Die Lanzenreiter befanden sich unmittelbar vor ihnen.

»Jetzt nach rechts!«, schrie Nialin Arken zu und lenkte beide Lanys gleichzeitig den Hang neben dem Bachpfad hinauf. Im gleichen Moment glitt Ishilea mit ihrem Lany an dem äußeren Lanzenreiter vorbei. Er konnte sie nicht erreichen, und Ishilea musste ihren Speer nicht einsetzen. Ihr Gedanke war richtig gewesen. Wäre sie auf dem Bachpfad geblieben, hätte ihr der Lanzenreiter den Weg versperrt und sie vermutlich von ihrem Reittier geholt.

Ishileas Durchbruch sorgte für Konfusion bei den Angreifern, die sich noch steigerte, als Nialin und Arken mit ihren Lanys direkt auf sie zu rasten. Das Ganze kam Grall zugute, der sonst keine Chance mehr gehabt hätte, die Lanzen zu passieren. Der äußere Lanzenreiter, der Ishilea verpasst hatte, stach mit der Waffe nach Gralls Lany, traf es aber nicht, da sich sein eigenes Reittier in der Drehung befand und ihm keinen Schwung nach vorn geben konnte. Grall nutzte seine Chance. Während er den Reiter passierte, warf er seinen Speer. Der Wurf ging fehl, streifte aber den Hals des Lanys. Das Tier scheute, und der Lanzenreiter hatte alle Hände voll damit zu tun, sich im Sattel zu halten.

Arken lenkte sein Lany zu der Lücke zwischen dem zweiten und dritten Lanzenreiter und ließ es blitzschnell ausweichen, als die zweite Lanze auf ihn zuschoss. Bevor die Söldnerin ihr Reittier wenden konnte, befand sich Arken auf gleicher Höhe mit ihr und drosch mit dem Säbel auf sie ein. Aber sie wich den ersten beiden Schlägen geschickt aus, sodass Arken nur den Sattel traf. Plötzlich hielt die Söldnerin selbst einen Säbel in der Hand, parierte den nächsten Schlag und griff ihrerseits an.

Da sich ihm gleichzeitig der dritte Lanzenreiter zuwandte, wäre es um Arken geschehen gewesen, wenn Nialin, die den längeren Weg hatte reiten müs-

sen, nicht herangestürmt wäre und den Söldner mit dem Rapier attackiert hätte. Ihm blieb nichts anderes übrig, als den Angriff auf Arken abzubrechen und sich der Yaba zu stellen. Er riss sein Lany herum und hätte mit dem Schwung des kraftvoll antrabenden Tieres um ein Haar Pull getroffen und ihm den Bauch aufgeschlitzt. Doch Nialin hatte die Gefahr erkannt und Pull blitzschnell ein Gedankenbild geschickt. Pull machte einen Hüpfer, und die Lanze stach unter ihm ins Leere.

Nialin umklammerte den Sattelgriff, um nicht abgeworfen zu werden. Dann schlug sie mit dem Rapier nach dem Kopf des Söldners. Der Kopf zuckte zur Seite, und sie hieb ihm nur die bunten Federn vom Hut.

Federn scheinen heute meine Marotte zu sein, dachte die Shauka ärgerlich.

Dann hatte sie den Söldner passiert, bevor der nächste Reiter aus der Kette eingreifen konnte. Sie schaute sich nach Arken um, der immer noch in den Kampf mit seiner Gegnerin verwickelt war. Wie es schien, hatte er für einen Moment lang vergessen, dass es nicht darum ging, einen Feind zu besiegen, sondern zu flüchten. Den günstigsten Moment hatte er bereits verpasst, denn dem von Grall angegriffenen Lanzenreiter war es gelungen, sein Lany wieder zu beruhigen. Er wandte sich Arken zu. Von der ande-

ren Seite näherte sich der Söldner, dem Nialin die Federn vom Hut rasiert hatte.

Was ist heute los mit den Männern? Erst Maran, jetzt Arken!

»Arken!«, schrie sie zornig. »Du musst dich vom Feind lösen!«

Sie wollte ihm gegen ihre bessere Einsicht zu Hilfe eilen, aber Grall ersparte ihr das. Sein Lany verharrte ruhig in zwanzig Schritt Entfernung. Der schmächtige Shauka stand kerzengerade im Sattel und zielte mit dem Bogen. Der Pfeil schnellte von der Sehne und bohrte sich in die Kehle der Söldnerin. Ein Meisterschuss.

Bevor sich Arken irgendeinen anderen Unfug ausdenken konnte, befahl Nialin seinem Lany loszurennen, ohne auf den Reiter Rücksicht zu nehmen. Arken wäre bei dem plötzlichen Antritt fast aus dem Sattel gehoben worden. Im letzten Moment gelang es ihm, den Säbel loszulassen und sich mit beiden Händen am Sattelgriff festzuklammern.

Die Flucht kam keinen Augenblick zu früh. Die beiden anderen Lanzenreiter waren herangeprescht, und von beiden Seiten hackten Säbel nach Arken. Er entging den Hieben äußerst knapp.

Nialin, Ishilea, Grall und Arken flüchteten nach Norden, passierten den Quellstein der Moje und jagten dann den Weg zum Westpass hinauf. Dort trafen

sie auf die anderen Shauka, die auf sie gewartet hatten. Gemeinsam setzte man den Aufstieg zum Westpass fort, in der stetigen Gewissheit, dass der Feind nicht lange auf sich warten lassen würde.

2 – Das fremde Schiff

Masoridona, Meer der Sieben Winde, Mitte Rahja 916 BF

Muir kroch tiefer in das Schaffell hinein, das sie sich umgehängt hatte. Sie fror und war müde. Der Wind, der aus stetig wechselnden Richtungen vom Meer heranwehte, war nicht wirklich kalt, aber feucht und schneidend. Er biss sich durch jedes Kleidungsstück, ob dies nun der wadenlange braune Wollrock, das dunkelrote Wams oder das selbst gestrickte Wollhemd war, das sie darunter trug und das vom Hals bis zu den Knien reichte. Allein das Schaffell schien er als würdigen Gegner zu respektieren und blieb darin stecken.

Das Wollhemd kratzte auf der nackten Haut, aber Muir war froh, dass sie es anhatte. Sie besaß noch ein Nesselhemd, aber das trug sie nur, wenn es sehr warm war oder das Wollhemd am Bach gewaschen werden musste, um anschließend in der Sonne zu trocknen.

Unwillkürlich musste sie daran denken, wie verdutzt Lardan gewesen war, dass dieses Wollhemd so lang war, als er sie das erste Mal auszog. Lardan war in diesen Dingen unerfahren und auf rührende Weise ungeschickt. Er hatte sich mehrfach darin verheddert,

bevor es ihm gelang, es ihr über den Kopf zu ziehen. Allerdings hatte sie ein bisschen dazu beigetragen, indem sie sich spielerisch wehrte, es immer wieder nach unten schob und mit ihm um jeden Fingerbreit nackter Haut kämpfte. Sie lächelte und dachte voller Zärtlichkeit und Verlangen an den kräftigen Körper des jungen Schmieds.

Mit dem Wind wehte von Osten das Morgengrauen heran, aber es sah nicht danach aus, als würde es der Praiosscheibe heute gelingen, die grauen Wolken zu vertreiben. Als der Sand im Halbstundenglas durchgelaufen war, erhob sich Muir aus der Wachschanze, einem aus roh bearbeiteten Holzbalken zusammengefügten Unterstand, der sich in eine Felsspalte schmiegte, eine Seite offen, die andere durch die Felswand begrenzt, die beiden restlichen Seiten mit breiten Sehschlitzen versehen. Gegen den Wind schützte die Schanze nur wenig, vor allem dann nicht, wenn er wie jetzt durch die offene Südseite eindrang, aber immerhin hielt sie die dicksten Regengüsse ab.

Muir stützte sich auf ihren Speer und sah in die Runde, wie sie es zweimal in der Stunde tat, manchmal auch öfter, wenn die Müdigkeit sie zu überwältigen drohte oder eingeschlafene Füße Bewegung verlangten. Aufrecht vor der Schanze stehend, die sich auf der höchsten Südostklippe befand, konnte sie das

gesamte Eiland überschauen und beobachten, ob sich rundum auf dem Meer etwas tat. Außer den kleinen Fischerbooten der Talanier zeigte sich nur selten ein Segel, und wenn, dann nahe der Kimm mit Kurs nach Norden oder Süden und bald wieder entschwindend. Aber manchmal sah sie Delphine, die übermütig aus dem Wasser sprangen und sie freundlich lächelnd zum Spiel aufzufordern schienen, wenn sie die Tiere durch ihr Teleskop beobachtete. Einmal hatte sie im Westen ein riesiges Seeungeheuer beobachtet, groß und dick wie ein Wal, aber über und über mit Stacheln versehen und mit einem drohend geöffneten Maul, das mit Hunderten von nadelspitzen Zähnen gespickt war. Ein anderes Mal konnte sie im Süden drei Seeschlangen entdecken, die sich um eine größere Beute balgten, junge Tiere offenbar und noch nicht ausgewachsen, aus der Entfernung viel harmloser wirkend als das stachelige Ungeheuer. Und doch wusste Muir, dass Seeschlangen schon oft den Schiffen der Aventurier zum Verhängnis geworden waren, wenn die Seeschlangen sie für eine willkommene Beute hielten und angriffen.

Muir seufzte, als sie an Aventurien zurückdachte. Die letzte Zeit in den Ruinen der überfluteten Altstadt von Havena, bevor ihnen am Ende erlaubt wurde, die Stadt zu verlassen, hatte sie gehasst. Aber dem abgeschiedenen Tal in Albernia, der *Zuflucht,* trauerte

sie nach. Bevor der Flammenbund die talanischen Flüchtlinge aufstöberte und angriff, hatte sie dort eine unbeschwerte Jugend verbracht. Sie vermisste die Sorglosigkeit, mit der sie und Rhiana herumgetollt waren. Bewundernd hatte sie zu der älteren Prinzessin aufgesehen, deren Zofe und beste Freundin sie gewesen war, ihre Schönheit und Klugheit verehrt. Niemals hatte Rhiana ihr das Gefühl vermittelt, dass es zwischen ihnen Schranken oder Unterschiede gab, niemals hatte sie hochmütig die Arlos-Tochter herausgekehrt. Aber seither war viel Zeit vergangen, in der sie beide gereift waren, Schönes, aber auch Bitteres erlebt hatten. Sie hatten es beide gespürt, als Rhiana nach Masoridona kam. Das herzliche Band zwischen ihnen war noch immer vorhanden, aber die Unbeschwertheit der Jugend war unwiederbringlich dahin. Rhiana machte inzwischen den Eindruck einer Kämpferin, im Herzen zusammengeschweißt mit ihren engsten Gefährten Finni, Rashid, Neel, Ulrik und dem Wolfshund Eisfell. Sie war zum Glück bei weitem nicht so grimmig und unerbittlich wie Neel, aber ohne Frage hatte sie an Härte und Durchsetzungskraft hinzugewonnen. Die weiche, verletzliche Frau dahinter gab es immer noch, aber der Panzer war dicker geworden.

Allerdings musste Muir zugeben, dass sie selbst sich ebenfalls verändert hatte. Hatte sie einst von ei-

nem höfischen Leben in Rhianas Nähe geträumt, so galt ihr Sehnen heute Lardans starken Armen und Lenden, gemeinsamen Kindern und einer Zukunft als Goldschmiedin, hier auf Masoridona oder anderswo.

Tief unter ihr lag die einzige Bucht der Insel, ein schmaler Felseinschnitt, der in einen Geröllstrand überging, welcher von roh gezimmerten Fischerhütten flankiert wurde. Am Strand lagen vier flachbodige Fischerboote und eine Jolle, winzig anzusehen von hier oben. Weiter draußen in der Bucht ankerte das Piratenschiff, die ehemalige *Elon Uriba Machartes* aus Talania, die inzwischen *Kapitän Vilgor Rastidos* hieß.

Daran schloss sich ein manchmal sanft, manchmal schroff ansteigender Hang mit weiteren Hütten an, die sich wie Adlernester in Felsnischen krallten oder mit Holz verschalte Höhlen waren. Ein gutes Stück höher, in der größten und tiefsten, mit Wald bedeckten Mulde des Felssockels der Insel, befanden sich die meisten Häuser der talanischen Ansiedlung, alle klein und eng, aus Holz, Fundsteinen und Lehm hastig errichtet und von den Bewohnern in jeder freien Minute erweitert, verbessert und verschönert.

Muir konnte von ihrer Position aus jedes Einzelne der insgesamt vielleicht fünfzig Quartiere sehen. Aus einigen der offenen Feuerstellen oder Kamine stieg dünner Rauch auf, ein Hinweis darauf, dass die Bewohner wach waren und die noch glimmende Glut

der Abendfeuer frisch entfacht oder ein neues Feuer angezündet hatten. Es waren armselige Behausungen, aber weitaus besser als alles, was sie in Havena gehabt hatten. Muir verspürte noch immer unbändigen und zugleich ungläubigen Stolz bei ihrem Anblick, denn diese Siedlung war von ihnen allen gemeinsam in nur wenigen Monaten erschaffen worden. Jeder hatte nach besten Kräften mit angepackt, ungeachtet des Ranges und Standes, selbst die ehrwürdige Druidin Maruna und die steinalte – so zumindest kam sie Muir vor – Iskara Ronka Bhidanji, die einst in Talania eine Fürstin gewesen war und die camideranische Rakonie Paduran regiert hatte.

Bevor Muir sich zurück in den Unterstand begab, blickte sie noch einmal nach Westen auf das Meer hinaus, in jene Richtung, die sie aus den Sehschlitzen der Schanze am wenigsten im Blick hatte. Sie wollte schauen, was die dunklen Wolken trieben und ob in nächster Zeit mit Regen zu rechnen war. Aber dann stutzte sie.

Graue Segel und der dunkle Rumpf eines hoch aus dem Wasser ragenden Schiffes schälten sich aus der Morgendämmerung hervor. Die Rahsegel waren im Südostwind gebläht, und das Schiff machte gute Fahrt. Es bewegte sich anders auf die Insel zu als die Schiffe, die Muir gelegentlich beobachtet hatte. Es würde nur ein oder zweimal brassen müssen, um die

Bucht anzusteuern. Wenn es denn in der Absicht des Kapitäns lag, das als karg und unbewohnt geltende Eiland anzulaufen.

Die hochgeschossene junge Frau setzte das Teleskop ans rechte Auge. Jetzt konnte sie erkennen, dass es sich bei dem fremden Schiff um eine Kogge mit zusätzlichen Stagsegeln handelte, massiv und seetüchtig, wie es sich für ein Schiff gehörte, das sich so weit in das unberechenbare Meer der Sieben Winde hineintraute. Der Rumpf war mit überlappenden Hölzern geklinkert, und kastellähnliche Aufbauten zierten Bug und Heck.

Muir überlegte. War es ein Schiff der Patrusco? Die Kaufherrin aus Havena hatte sich von einer Gegnerin zu einer Freundin der talanischen Flüchtlinge gewandelt. Sie hatte ihnen Schiffe für die Übersiedlung zur Verfügung gestellt und unterstützte sie seither mit Warenlieferungen, die für das Überleben der Siedler unverzichtbar waren. Für die Kaufherrin war das ein wenig einträglicher Handel, denn die Reise nach Masoridona war weit und gefährlich, Verluste an Schiffen und Mannschaften drohten, und die Masoris – wie die Neusiedler sich manchmal bereits nannten – hatten außer reichlich Stockfisch, wenigen Früchten und Duftessenzen aus dem Inselwald mit seinen in Aventurien zum Teil unbekannten Bäumen, etwas gepökeltem Schafsfleisch und dem gelegentlich angespülten Panzer eines Meeresungeheuers keine

Handelsgüter zu bieten. Doch der Patrusco lag viel daran, ihren früher begangenen Fehler wieder gutzumachen. Rhiana und ihre Gefährten hatten Menno, den Sohn der Patrusco, aus den Händen von Flammenbund-Kultisten befreit, bevor diese ihn ihrem Drachengott als Menschenopfer darbringen konnten. Das vergaß ihr die Kaufherrin nicht, und da Rhiana keine Belohnung annahm, vergalt sie es ihren Leuten.

Aber ein Patrusco-Schiff konnte es eigentlich nicht sein. Das letzte war erst vor zehn Wochen ausgelaufen, und das nächste wurde erst wieder im Herbst, vor dem Einsetzen der Winterstürme, erwartet.

Muir suchte nach anderen Erklärungen. Die Kogge dort draußen konnte vom Kurs abgekommen sein und alsbald wenden. Oder es handelte sich um ein in Not geratenes Schiff, das frisches Trinkwasser oder Nahrung benötigte, vielleicht auch nur eine geschützte Bucht, um Sturmschäden auszubessern.

Die Siedler hatten sich auf einen solchen Fall, der bisher noch nicht eingetreten war, vorbereitet. Sie wollten nicht, dass die Welt Kunde davon erhielt, wer diese Insel besiedelt hatte. Sie fürchteten, dass der talanische Thronräuber Hogard und der Flammenbund davon erfahren und ihre Spur wieder aufnehmen könnten. Trotz dieser Sorgen würden sie sich der Hilfe nicht verweigern. Das wurde gemeinsam entschieden. Aber Maruna hatte angekündigt, dass sie die Ur-

riesin Sumu, die Weltgebärerin, der sie als Druidin diente, anrufen und um Unterstützung für ihr Tun bitten wollte. Alle talanischen Flüchtlinge kannten Marunas druidische Kräfte und vertrauten ihr. Die Ehrwürdige Maruna hatte keine Einzelheiten preisgegeben, aber Muir zweifelte nicht daran, dass sie einen Zauber aussprechen würde. Einen Zauber, der verhinderte, dass die Besucher sich nach der Abreise an die Insel und ihre Bewohner erinnern konnten.

Aber es gab noch andere, bedrohlichere Möglichkeiten. Piraten konnten von den Siedlern erfahren haben und ihr mageres Hab und Gut als leichte Beute ins Auge gefasst haben – Piraten, die nicht unter Rastidos' Kommando standen. Kapitän Rastidos hasste Hogard und bewunderte Rhiana. Er hielt seine Leute im Zaum. Aber er war nicht der einzige Piratenkapitän zwischen Masoridona und den Zyklopeninseln.

Und dann gab es noch die Möglichkeit, und das war die größte aller Sorgen der Neusiedler, dass der Flammenbund und ihre Satrapen in Talania und im Seekönigreich Zyklopeninseln bereits wussten, dass die talanischen Flüchtlinge sich auf dieser Insel aufhielten. Muir hatte von Rhiana erfahren, was sich auf den Zyklopeninseln abgespielt hatte: Die Flammenrätin Elidana Charazzar – jene von dunklen Mächten geführte oder von Dämonen besessene, aber ungemein ehrgeizige und machthungrige Frau, die Menno

Patrusco auf dem Altar des Drachengottes opfern wollte – hatte durch eine geschickte Intrige den Seekönig Palamydas gestürzt und mit Merymakos IV. einen Flammenbündler zum König ausrufen lassen. Nur der Plan, Rhiana auf den Zyklopeninseln in eine Falle zu locken, war missglückt. Wenn diese Charazzar auf ihre bösartige Weise so fähig war, wie es den Anschein hatte, würde sie durch Spitzel und Gewährsleute wissen, dass Rastidos' Piraten ihr geholfen hatten. Vielleicht wusste sie inzwischen sogar, wo die Piraten und Rhiana abgeblieben waren.

Das unbekannte Schiff würde noch gut zwei Stunden benötigen, um die Insel zu erreichen, falls es den Kurs beibehielt. Muir wollte die morgendliche Ruhe in der Siedlung und auf dem Piratenschiff nicht unnötig stören. Sie beobachtete die Kogge weiterhin durch das Teleskop und suchte nach Hinweisen, wie dieses Schiff einzuschätzen war. Es war noch zu weit entfernt, um erkennen zu können, ob es kriegsmäßig ausgerüstet war und sich Bewaffnete an Bord aufhielten. Ein Schiffsname und eine Flagge ließen sich ebenfalls nicht ausmachen. Die meisten Schiffe führten derartige Insignien am Heck und nicht am Bug, und dieses Schiff wandte ihr den Bug zu.

Sie wartete. Unten am Strand sah sie ein paar Gestalten, die zum Trocknen ausgelegte Netze zusammenlegten und eines der Boote zum Auslaufen bereit

machten. Eine dicke Frau winkte zu ihr hinauf. Es mochte Franin sein, die schwergewichtige Schmiedin, die Lardan ausgebildet hatte und manchmal bei den Fischern aushalf, wenn es in der Schmiede nicht genug Arbeit gab.

Muir war klar, dass sie die Leute vor dem fremden Schiff warnen musste – und sei es nur, damit sie vorsichtshalber in der Bucht blieben, um niemanden auf sich aufmerksam zu machen. Aber sie zögerte noch, blickte erneut durch das Teleskop.

Der fremde Kapitän ließ gerade brassen, um das Schiff besser vor den Wind zu bringen. Langsam drehte sich der Bug nach Süden, und die Längsseite rückte ins Blickfeld. Das zuvor nur flüchtig hinter den Segeln erkennbare Heckkastell bot sich Muirs Teleskop nun von der Seite dar. Plötzlich sah sie die Flagge, groß und prall wie ein zusätzliches Segel. Sie war zweigeteilt und zeigte Rot auf Weiß ein Nesselblatt und Weiß auf Rot einen Schwertfisch.

Das Banner der talanischen Thronräuber. Hogards Banner.

Muir ließ das wärmende Schaffell zu Boden gleiten, setzte das um ihren Hals hängende Krummhorn an die Lippen und blies dreimal hintereinander das Signal »Feind in Sicht«. Das Horn besaß einen dunklen, fast blökenden, aber ungemein eindringlichen Klang. Das Geräusch würde überall auf der Insel zu hören sein.

Sie sah, dass alle, die sich am Strand aufhielten, zu ihr aufschauten. Überall vor den Hütten entstand Bewegung, als Bewohner ins Freie stürzten. Auf dem Deck der *Kapitän Vilgor Rastidos,* die bisher verwaist dagelegen hatte, tauchten halb nackte oder bunt gekleidete Gestalten auf.

Muir beobachtete weiter das fremde Schiff. Sie wusste, dass die Waffenmeisterin in Kürze zu ihr hinaufsteigen würde, um sich Bericht erstatten zu lassen und selbst einen Überblick zu gewinnen.

Rhiana hatte, wie so häufig in letzter Zeit, unruhig geschlafen und erwachte beim ersten Ton des Hornsignals. Sofort schwang sie sich aus der Koje und zog sich das Nötigste über.

Eisfell, der große grauweiße Wolfshund, war ebenfalls schon munter, sah sie erwartungsvoll an und wedelte begrüßend mit dem Schwanz. Rhiana beugte sich kurz zu ihm herab und streichelte ihn.

In der Koje unter ihr gähnte Finni schlaftrunken und reckte sich. »Wassen los?«, fragte sie undeutlich.

»Weiß ich nicht«, erwiderte Rhiana und gürtete das Schwert. »Aber wenn die Wache auf den Klippen das Horn bläst, muss das einen Grund haben. Vielleicht ist ein Fischerboot in Seenot geraten, oder ein fremdes Schiff nähert sich der Insel. Los, Finni, rein in Hosen und Stiefel.«

»Uahhh«, gähnte die Halbelfe noch einmal, wischte sich den Schlaf aus den Augen und sah Rhiana zu, als diese sich ihr langes blondes Haar in den Nacken strich. »Ich hatte gerade so etwas Schönes geträumt.« Aber dann machte sie Anstalten, Rhianas Ratschlag zu folgen.

Die Prinzessin sah keinen Grund, auf ihre Freundin zu warten, und trat aus der Kajüte auf den Verkehrsgang. Eisfell drängte sich mit ihr zusammen durch die Tür.

Neel, die allein in der Kajüte gegenüber Quartier bezogen hatte, wartete bereits auf dem Gang, vollständig bekleidet und für einen Kampf gerüstet. Das überraschte Rhiana wenig. Sie hatte noch nie erlebt, dass sich die alte Amazone von ihrer rotbraunen Lederkleidung oder ihren Dolchen trennte, wenn sie sich zur Ruhe bettete. Einzig den Säbel legte sie ab, und gelegentlich zog sie die Stiefel aus, aber nur, wenn ihre Füße schmerzten.

»Es wird auch Zeit, dass mal wieder etwas passiert«, sagte Neel grimmig und fuhr sich mit der Hand durch das stoppelkurze graue Haar. »Wir alle rosten ein.« Sie beendete die Schönheitspflege, indem sie die schwarze Klappe über der leeren linken Augenhöhle richtete und das Halteband der Klappe am Hinterkopf straffte.

Rhiana kannte die Amazone seit ihrer Jugend, als

Neel und Tjalmar sie an den Waffen ausgebildet hatten. Ihr geliebter Ziehvater Tjalmar lebte nicht mehr, ihr richtiger Vater Arlos war noch früher ermordet worden, und viele andere, die sie geliebt und geschätzt hatte, waren gegangen. Neel hingegen schien eine der wenigen Säulen in ihrem Leben zu sein, unverrückbar und unveränderlich. Sie mochte eine Spur älter aussehen als vor fünfzehn Jahren, asketischer und hohlwangiger, mit einigen neu hinzugekommenen Narben, die zwischen den Gesichtsmalereien ohnehin kaum auffielen. Aber das war auch alles. An Elan, Kampfeskraft und Eifer hatte sie nichts eingebüßt, ganz im Gegenteil. Je älter sie wurde, desto ungeduldiger und unerbittlicher schlug sie drauf. Und ihr Wunsch, dem wahren Willen der Kriegsgöttin Rondra, so wie sie ihn verstand, Geltung zu verschaffen, schien sich mit den Jahren noch verfestigt zu haben. Schwert für Gerechtigkeit. Das war Neels Losung. Je länger sie durch die Umstände von ihrer wahren Mission abgehalten wurde, desto verdrießlicher gab sie sich.

An Deck wurde die Schiffsglocke geschlagen. Es war nicht das übliche halbstündige Glasen, das Tag und Nacht erfolgte, ob sich das Schiff nun auf See befand oder vor Anker lag, sondern ein stürmisches Geläute, das alle an Deck rief. Den Geräuschen, die sie mittschiffs und vom Vorschiff hörte, entnahm Rhiana, dass viele Piraten wohl schon beim Klang des

Horns aus den Hängematten gekrochen und an Deck gestiegen waren. Die Glocke mahnte die Nachzügler, nicht länger zu zögern.

»Gehen wir«, sagte Neel und wandte sich der zum Achterdeck hinaufführenden Treppe zu.

Die Prinzessin nickte und folgte ihr. Die Tür zu der Kajüte von Rashid und Ulrik öffnete sich. Ulrik stand im Eingang. Bis auf eine kurze Hose war er nackt, das Haar völlig zerzaust. In der Hand hielt er den Schwertgurt. »Werden wir angegriffen?«, fragte er.

»Das wissen wir noch nicht«, antwortete Rhiana. Sie musterte den Blonden knapp und nicht ohne Wohlgefallen. Der Junker aus dem Svelltal war ein großer, gut gebauter Mann mit breiter, kaum behaarter Brust und gut ausgebildeten Armmuskeln. Einige Narben am Oberkörper verrieten Kampferfahrung. Auffällig war das große Muttermal an der rechten Halsseite. Die Narben, das Mal und die etwas zu grob gemeißelten Gesichtszüge störten das Ebenmaß seines Körpers, und Rhiana hätte gezögert, ihn einen schönen Mann zu nennen. Aber er musste sich vor anderen durchaus nicht verstecken.

»Zieh dir etwas über und komm an Deck«, sagte sie. »Und wirf Rashid aus der Koje.«

»Rashid ist schon vor einer Stunde an Deck gegangen. Ich nehme an, er huldigt Rastullah und macht seine Morgenübungen.«

Ulrik und Rashid mochten sich nicht besonders, obwohl sie einander inzwischen halbwegs respektierten. Der Junker hatte sich Rhiana erst vor kurzem angeschlossen und einen schweren Stand in der Gruppe. Rashid sah ihn wohl in erster Linie als Konkurrenten im Werben um Rhianas Gunst und konnte mit seinem schweren Temperament wenig anfangen. Finni machte aus ihrer Abneigung erst recht keinen Hehl. Da Ulrik in Diensten der Thronräuber gestanden und auf diesem Schiff angeheuert hatte, als es noch *Elon Uriba Machartes* hieß und die Gefährten jagte, blieb sie ihm gegenüber misstrauisch. Neel raunzte ihn oft an, ohne erkennen zu lassen, was ihr an ihm nicht gefiel. Aber das war nichts Besonderes. Die alte Amazone legte sich mit fast jedem an, auch mit Rashid und Finni und erst recht mit Rastidos.

Rhiana selbst war sich ihrer Gefühle Ulrik gegenüber unsicher. Der Blonde hatte ihr das Leben gerettet und sich auf den Zyklopeninseln als verlässlicher Gefährte und Kämpfer erwiesen, und rein körperlich zog er sie an. Aber irgendetwas störte sie an ihm. Der Blick aus den unergründlichen grauen Augen schien ihr nicht immer unbefangen und ehrlich zu sein, und sie war sich seines Charakters nicht gewiss. Rashid, Neel und Finni stammten aus ganz unterschiedlichen Kulturen und hatten eine genauso unterschiedliche Weltsicht. Rashid folgte dem Novadi-Gott Rastullah,

Neel der Kriegsgöttin Rondra und Finni den Mysterien ihrer elfischen Mutter. Wem Ulrik folgte, wusste Rhiana nicht. Möglicherweise nur sich selbst. Es mochte sein, dass er sich an ihrer Seite jene Güter erhoffte, die ihm in anderen Diensten bisher versagt geblieben waren.

Aus der Kapitänskajüte waren keine Geräusche zu hören. Rhiana nahm an, dass sich Manäo Rastidos bereits an Deck befand. Da der Piratenkapitän seine Gäste in den eigentlich den Schiffsoffizieren vorbehaltenen Kajüten des Achterdecks einquartiert hatte, gab es sonst niemanden, der hier logierte.

Als die Prinzessin sich bereits auf der Treppe befand, erschien Finni und eilte ihr geschmeidig und fast lautlos hinterher. Die zierliche Halbelfe war jetzt in fliederfarbenem Samt gekleidet und hatte Pfeilköcher und Bogen geschultert. Schmal, flachbrüstig, mit kurz geschnittenem dunklem Haar und großen braunen Augen, sah sie auf den ersten Blick wie ein besonders hübscher Junge mit spitzen Elfenohren aus, aber ihre Bewegungen waren weich und feminin. Den Samt hatte sie unter den Schätzen entdeckt, die den Piraten in die Hände gefallen waren, als sie die *Elon Uriba Machartes* vor der Zyklopeninsel Phenos gekapert hatten. Rastidos hatte ihn ihr geschenkt, als er ihr Interesse an dem Stoff bemerkte, und Finni schneiderte sich daraus mehrere eng anliegende

Kleidungsstücke. Sie liebte Wildleder und Samt, und die Farbe stand ihr.

Neel, Rhiana, Eisfell und wenig später auch Finni hatten das Achterdeck des Holk erreicht und blickten sich um. Rastidos war nirgendwo zu sehen. Sein Steuermann Hirrkes führte das Kommando und machte das Schiff seeklar. Piraten enterten die Wanten und hissten die Rahsegel. Andere standen am Ankerspill und warteten auf Hirrkes' Weisung, den Anker zu lichten. Andere standen nur unschlüssig herum. Einige feixten, als sie nirgendwo eine Bedrohung entdecken konnten. Offenbar wusste niemand, warum die Klippenwache das Horn geblasen hatte. Die Mastkörbe waren besetzt, aber die Meldungen der Ausguckleute an das Achter- und Mitteldeck ergaben keine besonderen Beobachtungen. Allerdings versperrten die Klippen an der Einfahrt zur Bucht ihnen die Sicht, und sie vermochten nur einen kleinen Ausschnitt der See zu beobachten.

Rhiana hatte in den vergangenen Wochen einige der Piraten besser kennengelernt. Es gab darunter etliche Galgenvögel, denen sie nicht über den Weg traute, andere legten zuweilen ein barbarisches und gewalttätiges Gebaren an den Tag, das ihr nicht gefiel. Aber im Grunde musste sie ihnen allen dankbar sein, denn sie hatten ihr Leben eingesetzt, um ihr und den Gefährten zu helfen, und viele ihrer Kameraden

waren dabei getötet worden. Außerdem waren sie durchgängig erfahrene und zuverlässige Seeleute und gefürchtete, mutige Kämpfer.

Rastidos selbst war bei aller räuberischen Unverfrorenheit und Selbstgefälligkeit ein Mann von einwandfreiem Betragen, dem es an einem gewissen Humor nicht mangelte. Vor allem jedoch war er ein Feind von Hogard, und das galt auch für andere in der Besatzung, etwa für jenes gute Dutzend, das aus Talania stammte und Hogards Regime hassen gelernt hatte. Mit einigen von ihnen hatte sich Rhiana angefreundet, mit Sino, Volken, Jufrin und Rugata zum Beispiel. Ein paar dieser Talanier liebäugelten mit dem Gedanken, ihr Bluthandwerk aufzugeben und sich trotz der Armut der Siedler auf Masoridona niederzulassen. Da sie keinen schlechten Charakter besaßen, würden sie den Siedlern willkommen sein. Aber noch zögerten die Piraten, ihren Traum aufzugeben und auf die talanischen Inseln zurückzukehren. Und gewiss fiel es dem einen oder anderen nicht leicht, das gefährliche, aber auch wilde und ungebundene Leben gegen ein mühsames Dasein als Handwerker, Fischer oder Bauer einzutauschen.

»Wisst Ihr Näheres?«, fragte Rhiana den Steuermann, als dieser sich von der Reling abwandte und zu ihnen herüberschlenderte.

»Nicht mehr als Ihr, Shastra«, erwiderte der Glatz-

kopf, dessen Stirn durch eine breite Narbe verunziert wurde und dem die obere Hälfte des rechten Ohrs abhandengekommen war, was eine weitere Narbe bis zu den Augenbrauen erbracht hatte. »Aber ich lasse für alle Fälle das Schiff klar zum Auslaufen machen. Man kann nie wissen.« Er grinste, was in dem Narbengesicht wie eine unfrohe Grimasse wirkte. »Und den Leuten tut es gut, mal wieder Hand anzulegen.«

»Wo steckt Rastidos?«, wollte Neel wissen.

»Er ist über Nacht an Land geblieben, aber ich denke, er wird bald zurückkehren.«

Mehr musste er nicht sagen. Es war bekannt, dass der Piratenkapitän Gefallen an der schönen, üppig gerundeten Sigate Jonomar gefunden hatte und oft die Nacht in der Hütte der jungen Witwe verbrachte.

Ulrik gesellte sich zu der Gruppe, jetzt in Hemd, Hosen und hohen Stiefeln, das blonde Haar gekämmt, das Schwert gegürtet. Als Letzter kam Rashid ay Thalusa die Treppe hinauf, die das Mitteldeck mit dem Achterdeck verband. Glutäugig wie die meisten Söhne der Wüste, mit üppigen dunklen Locken und einem sorgsam gestutzten Kinnbart, gut gelaunt und munter, wie das bei ihm fast immer der Fall war. Mit seiner engen schwarzen Samthose, seinem dunkelroten Rüschenhemd, dem Brokatwams und der kleinen Kappe, ebenfalls aus Brokat und mit Perlen besetzt, schien er wie aus dem Ei gepellt. Er legte großen Wert

auf sein Äußeres. Man hätte ihn für einen aufgeblasenen höfischen Stutzer halten können, und ein wenig eitel war er wohl in der Tat – bis man den Tulamiden mit seinem Rapier fechten sah.

Er verbeugte sich leicht vor Rhiana. »Die Sonne versteckt sich am Himmel, aber wenn du erscheinst, schönste Rose im Meer der Sieben Winde, erstrahlt das Schiff in güldenem Schein.«

Rhiana schenkte ihm ein kleines Lächeln. Der Tulamide war ihr ein lieber Freund, aber manchmal machte sie die hymnische Verehrung, mit der er sie bedachte, ein bisschen verlegen.

Neel fasste ihn scharf ins Auge. »Du hast doch nicht etwa am frühen Morgen schon getrunken?«

»Du weißt, dass Rastullah den Gläubigen berauschende Getränke verbietet, Mutter aller kämpferischen Tugenden«, erwiderte Rashid gekränkt. »Am Morgen, am Mittag, am Abend, in der Nacht und überhaupt.«

»Ja, das weiß ich«, antwortete Neel bissig, »du hast uns im Laufe der Zeit alle 99 Gesetze deines Gottes wieder und wieder vorgebetet, aber noch häufiger erklärt, dass du ein Sünder bist und dich jeden Tag gegen zahllose dieser Gesetze vergehst.«

»Wirf mir nicht vor, dass ich trotz bestem Bemühen Rastullah immer wieder erzürnen muss, edle und strenge Schwertfrau«, verteidigte sich Rashid mit

blitzenden Augen. »Es sind der Gesetze so viele, und ich bin zwar stark im Glauben, aber nur ein schwacher Mensch, unwürdig, ein Novadi genannt zu werden. Trotzdem gebe ich mir allergrößte Mühe und habe erst vorhin den Weisen Vater aller Gläubigen um Verzeihung gebeten.«

»Was gewiss auch dringend nötig war«, meinte Neel trocken.

»Lass ihn doch in Frieden, Neel«, bat Finni.

»Du verstehst mich von allen am besten, entzükkendes Elfenkind«, bedankte sich der Novadi artig.

Finni rollte mit den Augen, als er sie Elfenkind nannte. Sie mochte Rashid sehr, und das beruhte durchaus auf Gegenseitigkeit. Allerdings gab es einen wichtigen Unterschied. Während Finni liebend gern mit ihm das Lager teilen würde, hatte Rashid nur Augen für Rhiana und sah in ihr nur das kleine Mädchen.

Ulrik hielt sich aus dem Gespräch heraus und schaute gelangweilt drein. Rashids blumige Art zu reden und sich in den Mittelpunkt zu stellen, lag ihm und gefiel ihm nicht. Er verstand nicht, warum sich die anderen darauf einließen.

Rhiana trat an die Heckreling, um nach dem Beiboot zu sehen. Die Jolle fehlte. Rastidos würde sie benutzt haben, um zur Insel zu rudern. Als sie hinüberschaute, entdeckte sie die an einem Holzpflock ver-

täute Jolle wie erwartet am Strand. Es gab zwar noch ein größeres Beiboot auf dem Mitteldeck des Holk, aber es erschien ihr zu aufwendig, es zu Wasser zu bringen. »Einer von uns sollte zum Ufer schwimmen und sich erkundigen, was los ist«, bestimmte sie. Sie legte den Schwertgurt ab und setzte sich auf die Planken, um sich die Stiefel auszuziehen. »Ich werde das machen. Wenn die Fischer mir nichts sagen können, suche ich Ayka. Die Waffenmeisterin wird wissen, ob der Alarm uns betrifft oder nicht.«

»Wartet, Shastra«, brummte der Steuermann, der mit dem Teleskop am Auge die Siedlung absuchte. »Ich sehe gerade den Kapitän zum Strand eilen.«

Die Gefährten folgten Hirrkes' Blickrichtung. Tatsächlich war Rastidos bereits mit bloßem Auge zu erkennen, denn seine Kleidung war auffällig genug, um ihn von allen anderen abzuheben. Er trug eine lange rote Jacke mit blanken Knöpfen und Epauletten, die zweifellos früher einmal einem hohen Seeoffizier gehört hatte, vielleicht einem Admiral. Am Gürtel hing ein langer, krummer Säbel, mit dem Rastidos auch bestens umzugehen verstand. Mehr als dies alles wies ihn der riesige, breitkrempige Hut aus, ebenfalls rot, mit Perlen, Edelsteinen und Federn in verschwenderischer Fülle geschmückt. Der Piratenkapitän liebte prächtige Hüte über alles und hatte bereits das ein oder andere Stück in seinen Besitz gebracht. Dieser

hier schien der Hut zu sein, den er seinem eigenen Urahn gestohlen hatte, dem untoten, an den Mast des Geisterschiffes *Roter Tod* genagelten Vilgor Rastidos. Um seinen Familiensinn zu beweisen, hatte Manäo allerdings anschließend die *Elon Uriba Machartes* in *Kapitän Vilgor Rastidos* umgetauft. Er hatte vom Schiffszimmermann eigens ein großes Heckwappen schnitzen lassen, das einen dicken Piraten mit riesigem Hut zeigte, der durch Stirn und Hut an einen Mast genagelt worden war. Darunter befand sich, ebenfalls geschnitzt, der Schriftzug *Kapitän Vilgor Rastidos.*

Steuermann Hirrkes hatte Recht. Das war unverkennbar Rastidos. In einer Sache irrte er sich allerdings. Der Kapitän eilte nicht zum Strand, sondern schlenderte ganz gemächlich dahin. Entweder wusste er, dass das Piratenschiff nicht benötigt wurde, oder er hielt es für unter seiner Würde, in dieser Aufmachung Hast an den Tag zu legen. Es war auch gut möglich, dass er sich einzig und allein sorgte, der von den Felsen in die Bucht pfeifende Wind könnte den Hut anheben und davonsegeln lassen.

Wenn er nicht ein schwarzes Halunkenherz und so viele Unschuldige umgebracht hätte, könnte ich den Kerl glatt lieben, dachte Rhiana. *Er hat Ausstrahlung und Intelligenz und ist in seiner Art sehr eigenständig.* Sie konnte gut verstehen, dass Sigate sich ihm hingab.

Gemächlich stieg Rastidos in die Jolle, zog die Jacke

aus, faltete sie ordentlich zusammen, klopfte ein imaginäres Stäubchen heraus und legte sie auf die vordere Ruderbank. Dann lüftete er den Hut mit einer grandiosen Geste in Richtung Schiff, bevor er ihn mit Wohlgefallen betrachtete, über die Federn strich und ihn vorsichtig auf der Jacke platzierte. Unter der Jakke war ein mit Stickereien verziertes weißes Hemd zum Vorschein gekommen, unter dem Hut ein gelbes, um den Kopf geschlungenes Piratentuch. Rastidos war sich ohne Frage bei alldem ganz und gar bewusst, dass er beobachtet wurde, und dass er diese Aufmerksamkeit genoss, war offenkundig. Nun allerdings verwandelte er sich in den flinken und wendigen Piraten, den die Gefährten im Kampf erlebt hatten, löste fast beiläufig und wieselflink die Bootsleine und ruderte mit kraftvollen Zügen zu seinem Schiff. Wenig später kletterte er die Strickleiter hinauf, die ihm vom Mitteldeck herabgeworfen wurde, und sprang, sich locker mit den Knien abfedernd, an Deck.

Rhiana musste daran denken, wie Rastidos sich bei der Kaperung der *Bunten Seekuh* an einer ihm zugeworfenen Leine überraschend über sie hinweggeschwungen, sich ebenso leicht abgefedert und Setana das Messer an die Kehle gehalten hatte, um seine Forderungen durchzusetzen. Damals hatte sie ihn dafür gehasst, aber mit seinen späteren Taten konnte er

sie versöhnen. Allerdings wusste sie immer noch nicht, ob er seine Drohung, das Mädchen umzubringen, wahr gemacht hätte. Sie vermutete nichts Gutes. Später allerdings hatte er die Patrusco-Kinder freundlich behandelt und Setana und Menno in der Nähe von Rethis an Land bringen lassen, was zu dem Zeitpunkt ein riskantes Unternehmen gewesen war. Aber so war er eben: in dem, was er wollte, ob für sich oder andere, konsequent bis zum Letzten, rücksichtslos gegen andere, aber auch rücksichtslos gegenüber sich selbst.

»Jemand mit sauberen Fingern soll meinen Hut und meine Jacke holen und auf das Achterdeck bringen«, rief er den auf dem Mitteldeck versammelten Piraten zu. Er zeigte auf den stets sauber rasierten Sino. »Du machst das. Zeig mal deine Hände. Na ja, das geht gerade noch ... Wenn Sino zurück ist, verholt ihr das Boot nach achtern und macht es fest ... Nein, wartet, es soll längsseits bleiben. Es wird noch gebraucht. Vronns und Dadiza, ihr steigt in das Boot und haltet es auf Abstand zur Bordwand ... He, ihr da! Was steht ihr herum und haltet Maulaffen feil? Anker lichten und Segel brassen, damit wir nicht gegen den Strand getrieben werden! Marssegel reffen! Mit Vollzeug kommen wir nicht aus dem Einschnitt heraus.«

Sofort setzte geschäftiges Treiben ein. Rastidos brachte mit raschen Schritten das Mitteldeck hinter

sich und stürmte die Treppe zum Achterdeck hinauf. Als er Rhiana sah, deutete er ein leichtes Lächeln und eine Verbeugung an. »Wir bekommen Arbeit, schöne Prinzessin. Aber keine Sorge, wir werden leicht mit ihnen fertig.«

»Mit ihnen?«, fragte Rhiana. »Von wem sprecht Ihr?«

»Es wurde ein talanisches Schiff gesichtet. Eine Kogge. Ein Schiff der Krone. Es führt die Flagge des Erzverräters Hogard. Und es scheint die Insel ganz gezielt anzusteuern.«

»Seid Ihr sicher?«

Rastidos zuckte die Achseln. »Eure Waffenmeisterin ist es. Ich habe mit ihr gesprochen.«

»Wenn es nur ein einziges Schiff ist, können sie nicht wissen, dass wir auf der Insel sind.«

Der Pirat nickte. »Was mir gut gefällt. Ich kann ein weiteres Schiff gebrauchen. Allmählich bekomme ich eine kleine Flotte zusammen. Wenn es eine Kogge talanischer Bauart ist, dann ist sie seetüchtiger als die Schiffe des Mittelreichs. Ein Vorteil bei unserem mühsamen Broterwerb. Der *Kapitän Vilgor Rastidos* ist sie allerdings nicht gewachsen.« Seine Augen leuchteten. »Wir werden den verdammten Kahn kapern und ein paar Verräter über die Klinge springen lassen. Steigt mit Euren Freunden in die Jolle. Meine Leuten werden Euch an Land rudern.« Er wandte sich an

Finni und zwinkerte ihr zu. »Ich besorge Euch neuen Samt. Und ich wette, für mich und meine Leute ist auch die eine oder andere Kleinigkeit zu gebrauchen.« Er sah Neel an und grinste. »Und die widerborstige Amazone kriegt einen neuen Säbel. Der alte scheint mir etwas schartig zu sein.«

»Ihr wisst doch, dass ich von Euch nichts annehme«, erwiderte Neel grantig. »Und mein Säbel ist tadellos und scharf wie kein zweiter. Davon, dass Ihr äußerst großzügig im Verteilen von Sachen seid, die Euch nicht gehören, will ich gar nicht erst reden.«

Rastidos lachte vergnügt.

Bevor er Neel weiter reizen konnte, sagte Rhiana: »Wir gehen nicht an Land, Kapitän. Ich will sehen, was die Talanier vorhaben, und wenn Hogard sie geschickt hat, werde ich es mir nicht nehmen lassen, sie selbst vor das Schwert zu fordern.« *Und wenn es keine Soldaten, sondern Seeleute und Kaufleute sind, werde ich verhindern, dass es zu einem Blutbad kommt,* fügte sie in Gedanken hinzu.

»Wie Ihr wollt, Shastra«, meinte der Pirat und schien von ihrem Entschluss nicht sonderlich überrascht zu sein. Er gab Anweisung, die Jolle nun doch nach achtern zu verholen. Dann kümmerte er sich darum, das Schiff durch die schmale Einfahrt zu bringen. Bei den aus wechselnden Richtungen einfallenden Winden war das nicht ganz einfach, aber ein

stetig aus dem Osten wehender Wind wäre noch unangenehmer gewesen. Dann hätte er alle Segel reffen und den Holk von der Jolle hinausschleppen lassen müssen. Das wäre mühsame Knochenarbeit für die Ruderer und zeitraubend gewesen.

Rhiana fröstelte in ihrem Hemd, und ihr waren auch nicht die verstohlenen Blicke von Ulrik entgangen, wenn der Wind die Seide gegen den Körper presste und die Konturen ihrer Brüste so deutlich abzeichnete, als würde sie nackt dastehen. Sie stieg in ihre Kajüte hinab, tauschte das Seidenhemd gegen eines aus derbem Linnen ein und zog darüber ein flammend rotes Wams an, das gut zu den wadenlangen grauen Baumwollhosen und den ebenfalls grauen Stiefeln passte. Da es zu Kämpfen kommen konnte, überlegte sie kurz, ob sie Kettenhemd und Helm anlegen sollte, entschied sich aber dagegen. Wenn sich die Lage zuspitzte, konnte sie dies immer noch nachholen. Sie hoffte allerdings, dass das talanische Schiff nicht in feindlicher Absicht kam.

Als sie auf das Achterdeck zurückkehrte, hatte sich Ulrik ebenfalls ein Wams übergezogen. Allein Rastidos schien der Wind nichts auszumachen. Er hatte die rote Jacke und den roten Hut höchstpersönlich in die Kapitänskajüte gebracht und als Ersatz lediglich einen zwar ebenfalls prächtigen, aber nicht ganz so kostbaren blauen Hut mitgebracht, der wegen der

kleineren Krempe nicht so leicht davonfliegen konnte.

»Warum bleibt das Piratenschiff nicht einfach in der Bucht?«, fragte Ulrik. »Wenn die Kogge schwächer ist, kann sie doch immer noch bezwungen werden, sobald sie die Einfahrt passiert hat.«

Die Frage war an die Gefährten gerichtet gewesen, aber Rastidos hatte sie gehört und wandte sich zu ihnen um. »Piratenschiff?«, entrüstete er sich. »Die *Kapitän Vilgor Rastidos* ist ein Kriegsschiff und obendrein das Flaggschiff der exiltalanischen Marine. Und ich bin ihr Admiral. Ich wollte schon immer Admiral sein, aber leider hat mich bisher niemand berufen.«

»Mir ist es völlig egal, wie Ihr Euer Schiff und Euch selbst bezeichnet«, gab der Blonde humorlos zurück. »Trotzdem sollte es in der Bucht bleiben.«

»Wer von Seefahrt keine Ahnung hat, sollte besser den Mund halten«, fuhr ihn Neel an. »In der Bucht ist der Holk kaum zu manövrieren und wäre auch für ein kleineres Schiff, das über Torsionsschleudern und Hylailer Feuer verfügt, eine leichte Beute.«

Rastidos lüftete in Richtung der Amazone leicht den Hut. »Man merkt Euch nicht zum ersten Mal an, dass Ihr im Grunde eine von uns seid.«

»Wagt es nicht, mich eine Piratin zu nennen, Rastidos!«, knurrte Neel und legte ihre Hand an den Säbel.

»Würde ich mir nie erlauben«, erwiderte der Kapi-

tän und grinste süffisant. »Ihr seid eine Seefrau und könnt gut draufschlagen, aber Euch fehlt die lockere Art meiner Leute. Aber ich sagte ja schon, wir sind jetzt bei der Marine, und da könnten wir Euch gut gebrauchen. Eure Zunge ist noch schärfer als Euer Säbel und lässt jedem Mann, den ihr anraunzt, das Gemächt schrumpeln. Eine gute Voraussetzung, um Seesoldaten auszubilden.«

Er wandte sich wieder dem Mitteldeck zu und korrigierte eine Segelanweisung, die seine Bootsfrau erteilt hatte.

Neel zuckte die Achseln. Sie schien kein Interesse daran zu haben, die Diskussion fortzuführen.

Rhiana nutzte die Gelegenheit, um zum eigentlichen Problem zurückzukehren. »Tatsächlich befinden wir uns in der Zwickmühle. Da zu befürchten ist, dass die Hogard-Kogge feindliche Absichten hegt, darf die *Kapitän Vilgor Rastidos* nicht in der Bucht bleiben. Sobald sie aber den Bug aus der Einfahrt schiebt, wird den Leuten auf der Kogge unser Versteck verraten. Selbst wenn ihr Schiff nur zufällig in diesen Teil des Meeres verschlagen wurde und fliehen will, darf es dann nicht mehr entwischen. Der Flammenbund würde aus der Tatsache, dass jene Piraten, die mit uns gekämpft und die *Elon Uriba Machartes* erbeutet haben, sich vor einer bis dahin namenlosen Insel herumtreiben, die richtigen Schlüsse ziehen.«

»Du rechnest also damit, dass es auf jeden Fall zum Kampf kommt?«, fragte Ulrik ernst.

»Nicht unbedingt«, erwiderte Rhiana. »Vielleicht streicht die Kogge kampflos die Segel und lässt ein Prisenkommando an Bord kommen.«

»Warum sollten sie das tun?«, meinte der Blonde verächtlich.

»Rastullah sagt, nimm das Pferd, wenn du das Pferd bekommen kannst, aber nimm den Hammel, wenn das Pferd zu schnell ist«, mischte sich Rashid ein.

Ulrik runzelte die Stirn. »Muss ich das verstehen?«

Die Prinzessin lachte. »Rashid meint damit, dass es klug ist, sich den Umständen anzupassen. In diesem Fall heißt das, dass ein aussichtsloser Kampf besser gar nicht erst begonnen wird.«

»Aber es bedeutet den Verlust des Schiffes und Gefangenschaft!«, beharrte der Svelltaler.

»Das ist der Hammel«, stimmte Rashid zu. »Aber der Hammel, nämlich das eigene Leben und das der Besatzung, ist immer noch mehr wert als gar nichts. Um es mit dem Vater der Weisheit zu sagen: Im Sandsturm zählt nicht die Anzahl der Sandkörner, sondern die Anzahl der Gläubigen, die sich in Sicherheit bringen können.«

»Hat dein Gott außer Sprüche klopfen eigentlich sonst noch etwas getan?«, fragte Ulrik anzüglich.

»Oder stammen die Sprüche gar nicht von ihm, sondern werden von dir bei Bedarf erfunden?«

Rashid war bleich geworden. Hatte er sich gerade noch an der strahlenden Weisheit des Vaters aller Gläubigen erfreut, sah er Rastullah plötzlich von einem Ungläubigen erniedrigt und in den Dreck gezerrt. Man sah ihm an, dass er Ulrik am liebsten an die Gurgel gesprungen wäre. Nur mühsam konnte er sich beherrschen. Dann zog er blank, küsste die Klinge des Rapiers und murmelte ein Gebet. »Machen wir das hier und jetzt aus«, sagte er dann tonlos.

»Was hat er denn?«, wandte sich Ulrik hilflos an die anderen. Er schien überhaupt nicht zu begreifen, was er angerichtet hatte.

Neel stöhnte und fasste sich an den Kopf. »Kapierst du das denn nicht, du Klotzkopf? Du hast Rashids Gott beleidigt und kannst von Glück sagen, dass du noch nicht tot bist. Wenn dir einfallen sollte, dich in ähnlicher Art über Rondra zu äußern, ziehe ich dir jedenfalls ohne jede Vorwarnung die Klinge durch die Kehle. Das kann ich dir versprechen.« Sie sah ihn grimmig mit ihrem einzigen Auge an und spuckte aus.

Erst mit Unwillen, dann mit Entsetzen und schließlich mit Verzweiflung war Rhiana der Auseinandersetzung gefolgt. »Seid ihr denn allesamt noch bei Trost?«, schrie sie die Gefährten an. »Rashid, du

steckst sofort die Waffe ein, oder wir sind geschiedene Leute!«

Der Novadi machte keine Anstalten, ihrem Befehl zu gehorchen. »Du ergreifst Partei für diesen ... diesen Kerl?«, fragte er mit gepresster Stimme, in der Wut, Ungläubigkeit, Enttäuschung und Traurigkeit zum Ausdruck kamen.

»Nein, das tue ich nicht, Rashid! Ganz im Gegenteil. Ich bin außer mir über das, was Ulrik gesagt hat. Aber ich bin sicher, er hat es nicht so gemeint. Er ist noch nicht lange bei uns und weiß nicht, wo die Grenzen sind. Wir klären das später. Die Waffe weg, Rashid! Kein Duell! Rastullah hat dich nicht zu uns geschickt, damit du einen Waffenbruder tötest oder von ihm getötet wirst!«

Vielleicht war es die letzte Bemerkung über den Willen Rastullahs, die den hitzigen Rashid abkühlte. Wortlos steckte er das Rapier in den Gürtel.

»Und jetzt zu dir, Ulrik!« Wütend wandte sich Rhiana dem Blonden zu. »Allmählich habe ich deine Art satt! Du beleidigst meine besten Freunde, und damit beleidigst du auch mich. Niemand zwingt dich, uns Gesellschaft zu leisten. Geh, wenn dir etwas an uns nicht passt. Solltest du dich aber entscheiden zu bleiben, dann musst du dich gewaltig ändern. Wir sind eine verschworene Gemeinschaft, in der jeder für jeden einsteht und jeder jeden respektiert. Wir ge-

hen vielleicht nicht immer sanft miteinander um, und es gibt manchmal auch Streit und oft gutmütigen Spott. Aber hinter allem stehen eine tiefe Freundschaft und die Anerkennung der Persönlichkeit des anderen. Niemand macht sich über Dinge lustig, die dem anderen wichtig sind. Nicht mit Worten und nicht insgeheim im Kopf! Wenn du zu einer solchen Einstellung nicht finden kannst, solltest du dich wirklich von uns trennen. Es wäre dann für alle Beteiligten besser.«

So heftig war dem Svelltaler wohl noch nie der Kopf gewaschen worden. Rhianas Ansprache zeigte Wirkung. Anfangs hatte Ulrik noch ein gezwungenes Lächeln präsentiert, aber das war einer offenbar ehrlich empfundenen Betroffenheit gewichen.

»Ich will versuchen, mich zu bessern«, sagte er leise.

Die Mischung aus Reue und eigenwilligem Trotz, die darin zum Ausdruck kam, war heikel und eigentlich nicht das, was die Prinzessin erwartet hatte. Aber sie wollte und konnte ihn vor den anderen nicht völlig bloßstellen. Deshalb entgegnete sie nur: »Du sollst dich nicht verbiegen, Ulrik, denn ich glaube, im Grunde mögen wir dich alle so, wie du bist. Und als guter Kampfgefährte hast du dich längst erwiesen. Aber nimm uns wirklich ganz und gar als Freunde und Waffengefährten an, jeden von uns, und schau

auf niemanden herab, nur weil du ihn nicht verstehst. Derjenige wird Gründe haben für das, was er glaubt und denkt – und da er dein Freund ist, hast du diesen Glauben und dieses Denken zu achten.«

Der Piratenkapitän, der ungewollt Zeuge der heftigen Auseinandersetzung geworden war und erstaunt gelauscht hatte, zog vor Rhiana den Hut.

»Ich bin tief beeindruckt, Shastra«, sagte er ohne eine Spur von Spott. »Wieder einmal. Ihr habt eine Art zu reden, die sich in das Herz brennt. Mit Euch würde ich durch alle Niederhöllen segeln. Wenn ich je einen Zweifel daran gehabt hätte, dass Ihr die Tochter von König Arlos seid, dann wäre er spätestens jetzt vernichtet.«

Er wandte sich dem Mitteldeck zu und brüllte: »He, ihr elenden Marinesoldaten, würdet ihr mit Prinzessin Rhiana durch die Niederhöllen segeln?«

Die meisten Piraten waren zu sehr damit beschäftigt, die auf sie niederprasselnden Segelanweisungen der Bootsfrau auszuführen, um auch noch Begeisterung für irgendetwas aufzubringen. Und dass sie neuerdings Marinesoldaten waren, hatte ihnen niemand gesagt. Aber der Talanier Sino rief: »Hoch Prinzessin Rhiana.«

Die anderen Talanier fielen ein, und weitere Piraten schlossen sich an. Es war kein brausender Ruf, der alle erfasste und das Schiff erzittern ließ, aber es

wurde doch deutlich, dass Rhiana an Bord viele Sympathien genoss. Viele dieser Piraten hatten bei dem Überfall auf die *Bunte Seekuh* erst gegen sie und auf Phenos dann an ihrer Seite gekämpft und dabei erkannt, dass die Prinzessin nicht nur eine schöne Frau von edler Herkunft war – was die meisten wohl wenig beeindruckte –, sondern auch eine ernst zu nehmende Schwertkämpferin.

Rastidos hob entschuldigend die Hände, als er sich zu Rhiana umdrehte. »Das wird noch besser, Shastra, ich verspreche es. Im Moment wäre mit der Ankündigung, den Inhalt einer Schatztruhe an alle zu verteilen, mehr Begeisterung zu erzielen. Nur bin ich unglücklicherweise derzeit etwas knapp an gefüllten Schatztruhen. Ich hoffe, das wird sich ändern, sobald wir die talanische Kogge geplündert haben.«

»Einen Moment glaubte ich schon, unser Admiral hätte sich gänzlich überraschend neuen Werten zugewandt«, meinte Neel trocken. »Aber wie ich sehe, ist er ganz der Alte geblieben.«

»Gebt zu, es würde Euch etwas fehlen, wenn es anders wäre«, erwiderte Rastidos. Dann fluchte er wild, weil ihm etwas an der Stellung der Segel missfiel. Für die nächste Zeit widmete er sich ganz und gar der Führung des Schiffes.

Rhiana warf Ulrik einen Seitenblick zu. Er hielt den Kopf gesenkt. Ihr Zorn auf ihn war verraucht. Ein

bisschen tat er ihr sogar leid. Am liebsten hätte sie ihm tröstend über das Haar gestrichen. Aber das hätte gewiss niemand verstanden. Sie selbst am wenigsten.

3 – Der Sanddrache

Königreich Talania, Uribat Jubra, Mojetal, Mitte Rahja 916 BF

Fürs Erste schien die Flucht geglückt zu sein. Die Lanzenreiter benötigten einige Zeit, um sich neu zu ordnen und auf Verstärkung zu warten. Die Shauka hatten bereits die Hälfte des zum Pass führenden Pfads zurückgelegt, als die ersten Verfolger am Quellstein auftauchten. Es war nicht damit zu rechnen, dass sie die Shauka schnell einholten, und sie schienen sich auch nicht damit zu beeilen. Tatsächlich verhielten sie die Lanys und Pferde und warteten, bis die nachrückenden Fußtruppen eingetroffen waren.

Die Rebellen hatten auf Geheiß von Nialin ebenfalls angehalten und waren aus den Sätteln gestiegen, um den erschöpften Lanys Gelegenheit zum Verschnaufen zu geben.

»Was haben sie vor?«, fragte Ishilea die Yaba und deutete in Richtung der uribatischen Truppen.

Nialin antwortete nicht sofort, sondern versuchte sich einen Überblick zu verschaffen. Der Feind hatte offensichtlich seinen Aufmarsch abgeschlossen, bot aber nur rund zwanzig Reiter und fünfzig Fußsoldaten auf. Bei Letzteren handelte es sich hauptsächlich um Langbogenschützen. Diese stellten im Moment

keine Gefahr da, denn die Shauka befanden sich außerhalb ihrer Schussweite.

»Das ist weniger als die Hälfte ihrer Streitmacht«, sagte Nialin schließlich. Ihr war unwohl bei dem Gedanken, dass der Rest der Uribatischen umgekehrt war und tiefer in das Mojetal vordrang. Dann wäre ihr Plan gescheitert, den Feind insgesamt auf ihre Spur zu locken. Die in Stellung gegangenen Truppen des Feindes anzugreifen war angesichts der Langbogenschützen aussichtslos. Sie musste sich eingestehen, dass ihr Plan zu naiv gewesen war. Sie hatte mit verfolgenden Reitern gerechnet, denen man immer wieder mit Scheinattacken zusetzen und sie langsam zum Sibaner Sand locken konnte. Irgendwie hatte sie sich vorgestellt, dass die Fußsoldaten den Reitern, wenn auch langsamer, folgen würden. Dass sich diese auch als wirkungsvolle Blockade postieren ließen, war ihr nicht in den Sinn gekommen.

Ich bin eben keine Soldatin, sondern eine Räuberin, dachte sie bitter.

Plötzlich fiel ihr ein, dass sie sich nicht auf ihre Augen allein verlassen musste. Sie suchte mit ihrem Geist nach Arkh und brauchte eine Weile, bis sie ihn gefunden hatte. Er war satt und hockte schläfrig auf einem kahlen, abgestorbenen Baum, der hoch über dem Meer der Sieben Winde aus einem Felsspalt ragte.

Der Seeadler spürte ihre Gegenwart, aber sie musste ihn mehrmals anrufen und ihm Gedankenbilder zeigen, bevor er seine Trägheit abschüttelte und sich in die Lüfte erhob. Er nutzte den vom Meer einfallenden Ostwind und ließ sich landeinwärts treiben. Er brauchte nur wenige Minuten, um den Siban zu erreichen, und schraubte sich in einem langen Bogen über der Mojequelle nach unten.

Nialin sah sich selbst und ihre Gefährten wie Spielzeugfiguren am Hang zum Westpass und betrachtete dann die Stellung des Feindes. Sie barg keine Geheimnisse. Die Fußsoldaten hatten hinter einigen Felsbrocken Deckung bezogen und schienen ein provisorisches Lager einzurichten. Die Lanzenreiter hatten wie die Shauka abgesessen und es sich im Gras bequem gemacht. Einige Verletzte wurden von ihren Kameraden verbunden oder halfen sich selbst. Nialin bemerkte eine Frau mit flammend rotem Haar, deren Wams und Hosen aus tiefblauem Samt sowie die goldfarbene Halskrause sich deutlich von dem Rot der Söldner abhoben. Diese Art von Kleidung war der Yaba vertraut. Sie war den Mitgliedern der ›Hohen Loge der Magier zu Jubra‹ vorbehalten. Dass eine Magierin im Dienst der Uribatischen stand, war eine neue und beunruhigende Information. Üblicherweise hielt sich die Loge aus der Machtpolitik heraus und widmete sich allein den magischen Wissenschaften.

Wenn die Politik der Loge sich nicht geändert hatte, musste es Tanatis gelungen sein, eines ihrer Mitglieder auf seine Seite zu ziehen, mit welchen Mitteln auch immer.

Die fehlenden uribatischen Truppen konnte sie nicht entdecken, auch nicht, als Arkh sich südwärts wandte. Aber das hatte nichts zu bedeuten. Der Seeadler konnte nur wenige Passagen der Straße nach Mojeness einsehen. Der Rest war unter dem Blätterdach von Bäumen seiner Sicht entzogen.

Arkh stieg mit kräftigen Flügelschlägen gegen den Ostwind wieder aufwärts und flog im Bogen nach Norden zurück. Und plötzlich entdeckte Nialin die Truppen. Etwa sechzig Lanzenreiter und fünfzig Fußsoldaten – ein größeres Kontingent als jenes, das an der Mojequelle lagerte – bewegten sich jenseits des Nordpasses zügig nach Westen.

Die Yaba dankte dem Adler und entließ ihn aus seinem Dienst. Dann wandte sie sich an ihre Gefährten. »Ich weiß jetzt, was die Uribatischen vorhaben. Durch die Augen des Seeadlers habe ich gesehen, dass die restlichen Söldner um die Ausläufer des Siban herum nach Westen vordringen. Offensichtlich wollen sie den Slievpass blockieren.«

»Wenn wir sofort aufbrechen, sind wir vor ihnen an der Küste«, sagte Suani. »Dann ist der Weg nach Süden frei.«

Ishilea schüttelte heftig den Kopf. »Nein, wir müssen durch den Sibaner Sand, und das wird uns mindestens drei Stunden kosten. Sie werden vor uns da sein – zumindest die Lanzenreiter.«

»Unsere hoch geschätzten Lanys kennen den Sand vortrefflich genug, um es notfalls auch in zwei Stunden zu schaffen«, widersprach Grall. Er sah sich herausfordernd im Kreis um. »Wer von euch hoch geschätzten Gefährten wettet mit mir, dass wir es in zwei Stunden schaffen?«

Niemand wollte sich darauf einlassen. Wer wettete schon gern auf etwas, das einen Wettgewinn, aber zugleich auch den Tod durch uribatische Söldner versprach? Und gegen den gerissenen Grall war ohnehin keine Wette zu gewinnen. Er verstand es stets, die Dinge so zurechtzubiegen, dass er am Ende triumphierte.

Nialin überlegte. Der Westpass mündete im Sibaner Sand, einem mit tückischem Treibsand angefüllten Tal. Was noch die harmloseste von allen möglichen Beschreibungen war. Die Shauka fürchteten das Tal, aber sie vertrauten auf die Fähigkeiten ihrer Lanys. Allerdings kam man dort nur langsam voran, und es kostete Zeit, die tödlichen Zonen zu meiden. Am Ende des Tals gab es einen weiteren Pass, der zur Sliev führte, jenem Meerarm, der die Inseln Camidera und Talan trennte. Wenn der Feind den Slievpass

blockierte, blieb nur noch ein einziger Fluchtweg, und an den mochte sie nicht denken.

Sie musste sich eingestehen, dass ihrer Mission ein Fiasko drohte. Es war ihr zwar geglückt, alle Söldner auf ihre Fährte zu locken, aber ihr Plan, sie kampflos zu besiegen, war misslungen. Ihr Vorhaben, sie in den Sibaner Sand zu locken, war ebenfalls gescheitert. Mehr noch, der Feind war auf dem besten Wege, den Spieß umzudrehen, und nutzte den Sand für seine Zwecke. Nialin zweifelte nicht daran, dass die an der Quelle lagernden Truppen vorrücken würden, sobald der Slievpass blockiert war. Man wollte die Shauka offenbar in den Sand treiben und sie dann von beiden Pässen aus in die Zange nehmen.

Laut sagte sie: »Die Söldner können nicht wissen, dass wir ihren Plan durchschaut haben. Vielleicht lassen sie sich mehr Zeit, als zu befürchten ist, und die Lanzenreiter reiten nicht voraus.«

Nialin fühlte sich müde, und zu ihrer Müdigkeit trug das Wissen bei, dass sie versagt hatte. Sieben ihrer zwanzig Shauka waren schon gestorben. Wie viele würden ihnen noch folgen? Wie konnte sie Lurko jemals wieder unter die Augen treten?

Aber sie musste sich der Situation stellen, ob sie wollte oder nicht.

»Was ist euch lieber?«, fragte sie die Shauka. »Der Sibaner Sand und ein Ausbruchsversuch, wie gefähr-

lich er auch sein mag, oder ...«, sie zeigte zur Mojequelle, »... ein Angriff auf die Söldner dort unten?«

Es wurde durcheinandergeredet, aber die Meinung war einhellig. Alle wussten, dass die uribatischen Bogenschützen sie beim Abstieg ins Tal einen nach dem anderen erwischen würden. Erst die Lanys, dann die Shauka.

»Gut, also der Sand«, sagte Nialin. »Dann sollten wir keine Zeit mehr verlieren.« Sie sandte den Lanys ein Gedankenbild, das sie niederknien ließ. »Aufsitzen.«

Stumm ritt sie den anderen voran. Vieles ging ihr im Kopf herum, und das meiste davon war bedrükkend. Sie musste an Maran denken. Sein Tod nahm sie mehr mit, als sie es sich eingestehen wollte. Dabei war er doch kein enger Freund, sondern nur einer ihrer Liebhaber gewesen – und nicht einmal ein besonders guter. Er hatte ihr nicht viel bedeutet. Sein Tod durfte sie eigentlich nicht betroffener machen als der Tod der anderen sechs. Aber sie wusste, was an ihr nagte. Sie glaubte, eine Mitschuld an seinem Schicksal zu tragen.

Sie hatte ihn gedemütigt. Voller Wut hatte er sich ihr widersetzt. Als er seinen Fehler erkannte, versuchte er sich auszuzeichnen. Das kostete ihn die Armverletzung. Und der verletzte Arm kostete ihn letztendlich das Leben.

Zornig wischte sie dies alles beiseite. Maran war ein Shauka gewesen und hatte gewusst, was er tat. Die Demütigung hatte er sich selbst zuzuschreiben gehabt. Der Rest hatte mit seinem verqueren Mannesstolz zu tun, für den sie nichts konnte. Und außerdem hatte er ganz einfach Pech gehabt, wie die anderen Shauka, die gefallen waren.

Sie schaute zu den Söldnern am Quellstein zurück. Zweifellos hatten sie bemerkt, dass die Shauka weiterzogen, aber sie machten keine Anstalten, ihrerseits vorzurücken oder sonst etwas zu unternehmen. Die Magierin machte Nialin Kummer. Welche Zauber beherrschte sie? Konnte sie den Söldnern, die sich nördlich vom Siban auf den Westpass zu bewegten, eine Botschaft zukommen lassen, sie zur Eile auffordern?

Obwohl es bergan ging, taten die Lanys der Shauka ihr Bestes, die Reiter so schnell wie möglich zum Pass zu befördern. Offenbar hatte die Pause ihnen gutgetan. Aber Nialin spürte in einigen von ihnen Traurigkeit und Verstörtheit über den Verlust ihrer Schargefährten. Sie sandte ihnen eine Botschaft, in der sie ihr Bedauern ausdrückte und daran erinnerte, dass auch Menschen gestorben waren. Den Grund dafür in Bildern zu erklären war nicht einfach. Sie beließ es bei einem Bild, das ein Lany in verschiedenen Stadien vom Küken zum ausgewachsenen Tier bis zum leblosen Kadaver darstellte, und ließ das Ganze von einem

hellen, freundlichen Licht umstrahlen, um auszudrücken, dass dies alles insgesamt gut war.

War es gut? Glaubte sie selbst daran? Nialin wusste darauf keine Antwort. Als kleines Mädchen zum ersten Mal mit dem Tod konfrontiert, hatte sie sich damit getröstet, dass die Götter es so wollten. Heute zweifelte sie daran, dass das Leben und Sterben niederer Geschöpfe, zu denen aus göttlicher Sicht wohl auch die Menschen gehörten, die Götter bekümmerte. Sie wusste nicht einmal, welche Götter sie namhaft machen sollte. Tsa, die Göttin der Erneuerung und der Geburt? Boron, den Gott des Todes? Praios, den Gott der Sonne und des Gesetzes, der der Mächtigste von allen zwölfen zu sein schien? Sie folgte keinem von ihnen, auch keinem der anderen neun. Sie zweifelte nicht daran, dass es diese Götter gab, aber es waren die Götter der Aventurier, deren Kirchen irgendwann im Lauf der Geschichte nach Talania gelangten. Eher schon neigte sie dem Glauben der Shaudaren zu, die der Natur einen eigenen Willen unterstellten und diesen Geist der Natur verehrten. Hatten die Talanier in früheren Zeiten eigene Götter gehabt? Nialin wusste es nicht.

Arken schloss zu ihr auf und sagte leise: »Wenn wir den Slievpass nicht vor den Feinden erreichen, werden wir alle sterben, oder?«

»Die meisten«, gab Nialin kurz angebunden zurück.

Arken sah sie an und versuchte in ihrem Gesicht zu lesen. »Du meinst, man wird ein paar von uns verschonen, um sie nach Jubra zu bringen?«

»Das ist durchaus möglich.«

»Das wäre nur ein langsamerer Tod.«

»Ja, aber das meinte ich nicht.«

»Dann verstehe ich dich nicht«, gab Arken zu.

»Das musst du auch nicht«, beschied Nialin ihn barsch.

Als er sich betroffen abwandte, tat er ihr ein bisschen leid. Arken war ein guter Freund und ein wundervoller Liebhaber, mit dem sie viele schöne Stunden verbracht hatte. Aber es war ihm niemals gelungen, ihr Herz zu erobern. Sie schätzte ihn – sogar außerordentlich –, aber sie liebte ihn nicht. Und sie hatte nicht die Absicht, ihm ohne Not das Geheimnis der Höhle der Roten Blitze anzuvertrauen. Sie durfte es auch gar nicht. Wenn es dazu kam, würden er und andere Shauka früh genug davon erfahren. Verstehen würden sie es ohnehin nicht.

Die Weisen von Mojeness hatten ihr verboten, dieses und anderes Wissen weiterzugeben. Dass Nialin die Ehre widerfahren war, von den Weisen unterrichtet zu werden, hatte einzig und allein mit ihrer Gabe zu tun, sich Tieren verständlich zu machen. Die Weisen, die danach strebten, im Einklang mit der Natur zu leben, waren von dieser Gabe angetan gewesen.

Inzwischen bereuten sie es, Nialin eingeweiht zu haben. Seit sie sich den Shauka zugewandt hatte, mieden sie jeden Kontakt mit ihr.

»Arken«, sagte die Yaba in versöhnlicherem Ton. »Erst wenn wir tot sind, gibt es keinen Ausweg mehr. Wenn uns der Tod nur bedroht, bleiben Möglichkeiten. Nimm es einfach so hin.«

Der schlaksige Junge, fast zehn Jahre jünger als Nialin, lächelte unsicher und ließ sich dann zu den anderen zurückfallen.

Es war nur eine kleine Geste, aber sie machte ihr bewusst, wie allein sie im Grunde war. Aber das war für sie keine neue Erkenntnis. Und es störte sie nicht, allein zu sein. Obwohl sie sich manchmal nach einem Menschen sehnte, mit dem sie alles teilen konnte, genoss sie in anderen Momenten doch ihre Eigenständigkeit. Und wenn sie auch allein war, so fühlte sie sich keineswegs einsam. Sie hatte ihre Tiere.

Bisher war es stetig bergauf gegangen, aber die Steigung hatte sich in Maßen gehalten. Nackter Fels prägte die Landschaft, aber es gab immer wieder Abschnitte mit Gras, Disteln, Hopanis, Alensikraut oder Moos, und gelegentlich durchquerten sie eine Senke, in der sich Sträucher, Büsche und Krüppelbäume angesiedelt hatten. Die letzten fünfhundert Schritt bis zum Pass erwiesen sich als die schwierigsten. Die Steigung hatte sich verdoppelt, und der Pfad schlän-

gelte sich durch Geröll und brüchiges Gestein hinauf, das leicht wegrutschen konnte. Nicht zu Unrecht galt der Westpass für Karren und Gespanne als unpassierbar. Das hatte mit dem Sibaner Sand zu tun, aber auch mit dem steilen Anstieg.

Nialin ließ ihre Gefährten absitzen, da die Lanys auch ohne Reiter schon ihre Mühe hatten, die Steigung zu bewältigen. Jeder für sich, ob Mensch oder Tier, suchte nach dem einfachsten und sichersten Weg nach oben, und Nialin hatte den Eindruck, dass sie nur im Schneckentempo vorankamen. Sie war froh, dass der Feind die Verfolgung noch nicht aufgenommen hatte. Am Ende wäre es ihm vielleicht doch gelungen, die Langbogenschützen in Schussweite in Stellung zu bringen und die ungeschützt den Berg hinaufsteigenden Shauka nacheinander abzuschießen.

Pull erreichte den Eingang des Passes als Erster, gefolgt von Nialin. Das Lany blieb stehen und verschnaufte erst einmal. Nialin verharrte ebenfalls und blickte zurück ins Mojetal. Es lag unverändert da. Die Söldner hatten ihre Stellung noch immer nicht verlassen. Sie gingen wohl zu Recht davon aus, dass die Shauka es sich nicht anders überlegen und zurückkehren, sondern den mühevoll erreichten Pass durchqueren würden.

Die Yaba machte Platz für weitere Shauka und La-

nys. Obwohl die Zeit drängte, gönnten sich fast alle ein paar Augenblicke der Ruhe, bevor sie sich dem Pass zuwandten.

Links und rechts ragten schroffe Wände empor, die ohne Seile und Kletterhaken nicht zu bezwingen waren. Dahinter erhob sich zur Linken ein finster abweisender Berg aus schwarzem Gestein, zur Rechten eine sandbraune Tafelebene, deren tödliche Klüfte Nialin mehr als einmal durch die Augen des Seeadlers betrachtet hatte. Der Pass selbst, ein gut zweihundert Schritt langer Einschnitt, der in Urzeiten vielleicht einmal einem reißenden Fluss als Bett gedient hatte, war glatt und eben und stellte keine Herausforderung dar.

Die Shauka und ihre Tiere erreichten das Ende des Passes. Vor ihnen öffnete sich ein weites Tal, gesäumt von einer Kette steiler, unbezwingbarer Berge, deren Ausläufer und Steilkanten in das Tal schnitten und aus dem eigentlich fast kreisrunden Kessel ein unruhig gezacktes Hindernis machten, schartig wie ein alter Säbel und stachelig wie ein Morgenstern, mit verborgenen Kammern und Nischen. In fast gerader Linie zum Westen war der Slievpass zu sehen, schmal und tief, bis zum Boden reichend, ganz anders als der hochliegende Pass, den sie durchquert hatten. Die Sonne, die längst den Zenith überschritten hatte, stand als gelber Ball unmittelbar über dem fernen

Pass und ließ ihn umso mehr als Tor der Verheißung erscheinen.

Das Tal war bis hinein in die Einschnitte der Berge mit Sand angefüllt, der im Sonnenlicht gleißte und die Augen peinigte. Nichts wuchs hier, kein Felsen ragte aus dem Sand hervor. Sand, nichts als makelloser Sand, mal flach wie ein Meer bei Windstille, mal mit rasch dahinwandernden Dünen, die waberten und sich bewegten wie riesige Meereswellen, ohne dass ein Wind sie peitschte. Was sich darunter befand, wussten nur die Geister der Menschen und Tiere, die in den Treibsandzonen versunken und umgekommen waren. Es hieß, dass sie manchmal an die Oberfläche stiegen und sich mit den Körpern zeigten, die sie einst besessen hatten. Sie riefen und winkten den Besuchern zu, lachten fröhlich und hielten prall gefüllte Weinschläuche in die Höhe. Aber wer ihnen folgte, den zogen sie zu sich hinab ins Verderben.

Der Sibaner Sand.

Nialin war nicht zum ersten Mal hier. Die meisten Shauka kannten ihn aus eigener Anschauung, und er hatte viele Namen. Man nannte ihn das Tal des Todes, das Stille Tal, das Weiße Tal, das Tal der Geister. Manche glaubten in dem sich bewegenden Sand riesige Fratzen erkannt zu haben und waren überzeugt davon, dass sie hier hausenden Dämonen gehörten. Andere meinten, der Sand als Ganzes sei ein Dämon.

Die Weisen von Mojeness gaben wenig auf all die Schauermärchen, die erzählt wurden, aber auch sie hielten den Sibaner Sand für ein lebendiges Wesen. Nialin erinnerte sich an ihren greisen Lehrer Cathorian.

Störe ihn nicht, und er wird dich nicht stören, hatte er gesagt. *Er ist ein schlafender Sanddrache ohne Interesse an uns Menschen. Er will dir nichts Böses, aber auch nichts Gutes. Er erlaubt dir, dich auf seinem vielfach gewundenen Rückenkamm zu bewegen. Du bist für ihn ein Nichts, und er spürt dein Gewicht kaum. Aber wehe, du trittst ihm in die empfindlichen Seiten. Dann schüttelt er sich, wirft dich ab und zermalmt dich mit seinen Tatzen.*

Dann hatte Cathorian ihr eine alte Karte gezeigt, in der der einzig sichere Pfad durch den Sand eingezeichnet war. Mit etwas Phantasie konnte man ihn tatsächlich für den Rückenkamm eines Drachen halten, der seinen biegsamen Leib mäanderförmig im Tal ausgestreckt hatte. Oder für eine riesige Schlange. Cathorian hatte darauf bestanden, dass sie sich den Verlauf der Linie in allen Einzelheiten einprägte. Er war erst zufrieden, als sie in der Lage war, die Linie mit all ihren Besonderheiten auf einer Schiefertafel wiederzugeben. Schließlich hatte er die alte Karte wieder aufgerollt und zu seinen anderen Schätzen zurückgetragen.

Nialin konnte die Linie immer noch zeichnen, und sie hatte keines der Details vergessen. Sie entstand vor ihrem inneren Auge, als sie zum Slievpass schaute. Sie fürchtete den Sand nicht. Ob er nun ein Sanddrache war oder nicht: Man musste Geduld mit ihm und mit sich haben. Man durfte sich durch nichts ablenken und sich niemals dazu verleiten lassen, eine Abkürzung zu versuchen. Dann passierte einem nichts.

Sie glaubte nicht, dass einer ihrer Gefährten diese oder eine ähnliche Karte zu Gesicht bekommen hatte. Sie vertrauten allein ihren Lanys. Obwohl ihre schuppigen Krallenfüße unempfindlich aussahen und dicke Hornballen besaßen, verfügten die Tiere zwischen den Krallen über ein Geflecht empfindlicher Nerven, mit denen sie die Beschaffenheit des Bodens bis in feinste Besonderheiten erspüren konnten. Da Nialin ihre Gefühlsbilder empfangen konnte, wusste sie mehr darüber als irgendein anderer Mensch. Die Lanys entnahmen der Nachgiebigkeit der einzelnen Sandkörner, ihrem Verharren oder Abrutschen, selbst der Art ihres Abrutschens, ob sich unter der Oberfläche fester Fels, ein abfallender Hang oder bodenlose Tiefe befand. Wenn man ihnen die Zeit ließ, diese Signale zu beachten, kam man sicher ans andere Ende des Tals. Im Übrigen hatten die Lanys ein gutes Gedächtnis. Gralls Behauptung, dass die Shauka-Lanys den Sand schneller bewältigen konnten, war nicht aus

der Luft gegriffen. Zumindest die älteren Tiere unter ihnen hatten den Sand schon einmal oder sogar mehrfach passiert und sich die dabei erspürten Besonderheiten eingeprägt. Wenn man die Lanys allerdings antrieb oder irgendetwas sie erschreckte, konnte man nur noch auf sein Glück vertrauen. Das wusste auch Grall, und Nialin vertraute darauf, dass er nicht versuchen würde, sein Lany zu lenken oder anzuspornen. In jedem Fall hatte sie nicht vor, dem kleinen Gauner die Führung der Gruppe anzuvertrauen.

Pull gehörte zu den jüngeren Lanys, hatte den Sand aber schon einmal durchquert. Flüchtig überlegte Nialin, ob sie das Lany wechseln und eines der älteren Tiere mit größerer Erfahrung wählen sollte. Aber sie entschied sich dagegen. Pull war intelligent, aufmerksam und begierig darauf, ihr zu Diensten zu sein. Er würde es bei aller gebotenen Vorsicht nicht an Schnelligkeit fehlen lassen. Und sie würde ihm auf ihre Art helfen, wenn er unsicher war.

Sie ließ die Lanys niederknien und befahl den Shauka aufzusitzen. »Wir reiten im Gänsemarsch, und niemand versucht, sein Lany zu lenken. Egal was passiert. Niemand steigt ab. Folgt mir.«

Ihre Stimme klang rau und für ihren eigenen Geschmack viel zu laut. Letzteres mochte daran liegen, dass rundum sonst kein Geräusch zu hören war. Aus

dem Tal wehte ihnen die Stille des Todes entgegen. Es waren nicht einmal Möwen von der nahen Küste zu sehen, die darüber hinwegflogen und ferne, heisere Schreie ausstießen. Hier gab es nichts zu erbeuten, und die Vögel mieden das Tal selbst dann, wenn sie von Küste zu Küste unterwegs waren. Nialin wusste, dass sogar der große, mächtige Arkh eine Art Scheu vor dem Sibaner Sand empfand und ihn nur widerwillig überflog, wenn sie es wünschte.

Die Yaba stieg in den Sattel und übermittelte Pull ihre Bilder. Gehorsam setzte er sich in Bewegung. Die ersten zweihundert Schritt musste er nicht besonders vorsichtig sein, weil es in mäßiger Neigung auf sicherem Felsgrund bergab ging. Er bewegte sich entsprechend schnell. Als er den Sand erreicht hatte, blieb er kurz stehen und betastete ihn prüfend mit dem rechten Fuß. Aber dann bewegte er sich konzentriert und gemessenen Schritts in den Sand hinein.

Nialin war genauso konzentriert. Nur am Rande nahm sie wahr, dass die Lanys der anderen Shauka ihr eines nach dem anderen folgten. Direkt hinter ihr ritt Grall, dann Ishilea. Arken hatte sich irgendwo in der Mitte der Kette eingereiht. Behutsam nahm sie mit Pull Kontakt auf. Sie spürte seine Anspannung und wollte ihn nicht ablenken. Vorsichtig sandte sie ihm unterhalb der Schwelle seines Bewusstseins das Bild mit der Linie des Pfades. Sie hatte das Bild leicht

verändert und ließ die Linie wie eine Lany-Fußspur im Sand aussehen. Ganz allmählich hob sie es in sein Bewusstsein.

Pull stutzte und blieb für einen Moment stehen. Nialin verkürzte die Linie der Fußspuren, bis nur noch die allernächsten zu sehen waren. Jetzt hatte Pull die Bedeutung des Bildes verstanden, setzte die nächsten Schritte etwas forscher und wurde bald noch mutiger. Nialin schickte ein warnendes Bild, als sie den Eindruck hatte, dass er der vorgegebenen Spur mehr vertraute als den Empfindungen seiner Fußnerven. Auch dieses Mal verstand Pull, was sie sagen wollte. Fortan nutzte er die Spur als nützliches Hilfsmittel, wenn er unsicher war, verließ sich ansonsten aber auf das, was seine Füße ihm mitteilten.

Die ihm folgenden Lanys hatten es einfacher. Sie versuchten, ihre Füße direkt in die Spur der vorangehenden Tiere zu setzen, ohne dabei zu versäumen, die Belastbarkeit des Sandes selbst zu prüfen. Sie taten gut daran, denn der feinkörnige Sand rieselte unablässig und unerbittlich in die Spur, als wollte er die gestörte Makellosigkeit wieder herstellen. Schon nach wenigen Augenblicken waren die Fußabdrücke fast vollständig gefüllt und kaum noch als solche zu erkennen.

Bisher verhielt sich der Sanddrache ruhig, aber Nialin war sicher, dass er sie bemerkt hatte. Sie hoffte nur, dass er zu schläfrig war, um ein Spielchen mit

den Besuchern zu treiben. Bei ihren früheren Besuchen hatte er sie und ihr Lany zweimal in Ruhe gelassen, aber zweimal auch versucht, Aufmerksamkeit zu erregen. Auf verschiedene Art. Wenn dies überhaupt ihnen gegolten hatte. Die dämonischen Fratzen dagegen, die hier und da im Sand auftauchten und wieder verschwanden, rechnete sie nicht dem Drachen, sondern anderen zu, die dem Menschen weniger gleichmütig begegneten. Weniger freundlich.

Es gab diese anderen. Einmal, als sie ganz allein, ohne Lany und ohne sonstige Begleitung, den Sand durchquerte, hatte es Erscheinungen gegeben, an die sie nur ungern zurückdachte. Das war nicht der Drache gewesen, das wusste sie mit Gewissheit. Es war irgendwie anders, bösartiger, und würde niemals dulden, dass ein Mensch seinen Körper als Pfad benutzte. Es war ein dämonisches Wesen, das keinen Leib besaß und doch einen riesigen Schatten warf. Sie spürte seine Mordgier und seinen Hass und wusste, dass diese Chimäre sie greifen und verschlingen wollte. Nur die Angst vor dem Drachen hatte sie davon abgehalten.

Sie kamen zügig voran und waren jetzt schon seit einer halben Stunde unterwegs. Es hatte keine Zwischenfälle gegeben. Der Sibaner Sand lag still und einsam da, und nichts ließ vermuten, dass er mehr war als ein harmloser, mit Sand bedeckter Talgrund.

Aber die Shauka wussten es anders. Niemand

sprach. Selbst die Lanys, die bei anderer Gelegenheit zum Schnattern neigten, gaben keinen Laut von sich. Die Fußtritte im Sand vollzogen sich lautlos. Wenn es überhaupt einmal ein leises Geräusch gab, dann war es das Ächzen und Quietschen der Weidengerten, aus denen die Untersättel geflochten waren, oder das Knarren der ledernen Sitzmulden.

Eine weitere halbe Stunde verging, und die Shauka befanden sich in der Mitte des Tals. Von Pull angeführt, bewegten sich die Lanys in gleichbleibender Geschwindigkeit durch den Sand, zügiger als unter gewöhnlichen Umständen, aber unvermindert umsichtig und konzentriert. Wenn Arkh aus der Luft herabgeschaut hätte, wäre ihm der Zug der Reiter auf ihren Tieren wie ein riesiger Tausendfüßler vorgekommen, der seinen Leib seltsam schlängelte, die vielen Beine aber fast im gleichen Takt bewegte.

Obwohl Nialin damit beschäftigt war, Pull die Spurlinie der alten Karte zu zeigen, senkte sich eine bleierne Müdigkeit auf sie hinab. Zu eintönig war die Landschaft, zu blendend der weiße Sand, zu still das Tal. Längst hatte sich das Auge daran gewöhnt, dass links und rechts des Pfades der Sand in Bewegung war, kleine Wälle und Gräben aufwarf und wieder einebnete, als würden Sandschiffe dahingleiten, unsichtbare Schiffe, die sich nur durch ihre Bugwellen verrieten. Die Gleichmäßigkeit dieser Wellen, die

niemals über den Pfad hinwegwanderten, trug dazu bei, den Betrachter einzuschläfern.

Nichts bot den Sinnen Abwechslung. Selbst wenn man den Blick anhob, zeigte sich nirgendwo etwas, das ihn fesseln konnte. Die Bergwände waren schroff und kahl, und der wolkenlose Himmel sah gleichmäßig blau aus. Die Sonne über dem Slievpass stand ein kleines Stück tiefer und blendete mehr als zu Beginn des Marsches.

»Nialin!«, zischte Grall plötzlich.

Die Yaba blendete das Gedankenbild für Pull aus, was diesen kurz stocken ließ. Aber er ließ sich nicht beirren und setzte sich wieder in Bewegung, folgte dem, was ihm seine Fußnerven meldeten. Nur ein bisschen langsamer war er geworden.

Nialin wandte sich um. »Was gibt es?«

Grall machte mit dem Kopf eine Bewegung in die Richtung, aus der sie gekommen waren. Suchend schweifte Nialins Blick über die Schar der Gefährten hinweg, die sich hinter ihr durch den Sand mäanderte. Dort schien es nichts Besonderes zu geben. Ihr Blick glitt vom letzten Reiter – der kecken giftgrünen Kappe zufolge war es Angetha – über den Sand hinweg, den sie passiert hatten und der bis auf die allerletzten Fußabdrücke die Spur der Lanys bereits wieder getilgt hatte. Am Ende der weiten Sandfläche erhob sich der Einschnitt des Passes.

Jetzt erfasste Nialin, was Grall meinte. In der Mulde des Passweges stand eine Gestalt, eine einzige nur, die aus der Ferne und ohne Lany klein, fast winzig wirkte. Sie wäre kaum auszumachen gewesen, wenn sie sich nicht vor dem Himmel so deutlich abgezeichnet hätte. Nialins Augen waren nicht scharf genug, um Einzelheiten zu erkennen, aber sie wusste sofort, dass es sich um die Magierin der Uribatischen handelte.

»Wie ist sie so schnell zum Pass hinaufgekommen?«, wunderte Nialin sich. Sie hatte mehr zu sich selbst gesprochen, aber Grall hatte die Frage gehört. Er verzog das Gesicht zu einer Grimasse.

»Es gibt hoch geschätzte und weniger hoch geschätzte Leute, die kriechen, es gibt hoch geschätzte und weniger hoch geschätzte Leute, die rennen, und es gibt hoch geschätzte und weniger hoch geschätzte Leute, die fliegen. Bei meiner Treu. Ich habe längst aufgehört, mir darüber Gedanken zu machen, hoch geschätzte Nialin.«

Die Yaba wusste, was er damit sagen wollte. Für Menschen, die der Magie nicht mächtig waren, machte es wenig Sinn, etwas erklären zu wollen, was außerhalb ihrer eigenen Fähigkeiten und Erfahrungen lag. Es war nicht einmal sicher, ob es sich dort hinten im Passweg wirklich um den Körper der rothaarigen Frau oder nur um ein Abbild handelte.

Während Pull sich weiter allein seinen Weg suchte, verharrte Nialin in ihrer im Sattel verdrehten Haltung und behielt die Magierin im Auge. Was mochte sie vorhaben?

Bisher hatte die ferne Gestalt still und aufrecht dagestanden, aber nun bückte sie sich und hantierte an einem kofferähnlichen Gegenstand herum, der sich zu ihren Füßen befand. Plötzlich gleißte dort etwas in der Sonne. Es konnte keinen Zweifel geben, worum es sich dabei handelte. Im gleichen Moment wusste Nialin, dass die Magierin in ihrer wahren Gestalt dort oben stand und sich anschickte, Magie anzuwenden.

Eine Kashiba!

Die Frau zog den unregelmäßig geformten Glasgegenstand, der etwa eine Elle lang war, mit beiden Händen behutsam aus seinem Behältnis, führte ihn den Körper entlang nach oben und hob ihn schließlich über den Kopf. Er funkelte und glitzerte im Licht der Sonne, und die sich brechenden Strahlen ließen ihn in allen Regenbogenfarben erstrahlen.

Nialin war nicht die Einzige, die dem Tun der Magierin zugeschaut hatte. Fast alle Shauka blickten zu dem Pass zurück.

»Pah!«, meinte Grall verächtlich. »Das ist nur bunter Schnickschnack, unsinniges und befremdliches Getue. Die weniger hoch geschätzte Frau kann uns aus der Entfernung nichts anhaben.«

»Bist du sicher?«, fragte Ishilea.

»Natürlich nicht«, gab Grall trocken zurück, »aber es hilft, wenn man diesen magischen Zinnober nicht allzu ernst nimmt. Ich wette darauf, dass sich die weniger hoch geschätzte Furie mit ihrem Fokus nur die eigenen Füße verbrennt, was sich für Beobachter als durchaus denkwürdiges Vergnügen erweisen kann. Denkt an meine Worte, wenn die Furie das Ding wegwirft und anfängt, anstößig herumzuhüpfen.«

Niemand vermochte darüber zu lachen. Nialin auch nicht, obwohl sie die Einschätzung des kleinen Gauners teilte, dass Magie aus dieser Entfernung nicht viel bewegen konnte. Selbst die mächtigsten Magier von Jubra konnten einem Gegner nur schaden, wenn er nicht weiter als ein paar hundert Schritt entfernt war. Oder behaupteten sie das nur, um sich dem Dienst in Hogards Armee zu entziehen?

Unabhängig von dem, was sie zu wissen glaubte, war Nialin beunruhigt. Sie hatte Magie von Anfang an nicht in ihren Überlegungen berücksichtigt. Ein weiterer Fehler bei der Vorbereitung der Mission, wenn sie es sich recht überlegte.

Plötzlich erwachte ein düsteres Glimmen in der Kashiba, das zu einem bedrohlich wabernden Glosen anwuchs. Dann löste sich aus dem gläsernen Fokus ein Feuerball, der flach über dem Sand dahinraste. Ihm folgten ein zweiter Ball und dann ein dritter.

Die Shauka duckten sich unwillkürlich tief in die Sättel ihrer Lanys, während die Reittiere selbst unbeeindruckt blieben und ihren Vormarsch fortsetzten.

Grall hatte mit seiner Einschätzung Recht behalten: Die Feuerbälle der Magierin konnten die Flüchtlinge nicht erreichen. Weit von ihnen entfernt senkten sie sich in den Sand und waren im nächsten Moment nicht mehr zu sehen.

»Habe ich es nicht gesagt?«, meinte der Kleine zufrieden und schaute triumphierend in die Runde. »Alles nur peinlicher Firlefanz! Ha!«

Nialin empfand im ersten Moment Erleichterung, die aber rasch Besorgnis wich. Die Magierin musste schließlich besser als jeder andere wissen, was ihre Magie bewirken konnte und was nicht. Sie würde ihre magischen Energien nicht darauf verschwenden, den Shauka einen Schreck einzujagen. Als sich weitere Feuerbälle aus der Kashiba lösten, fiel Nialin auf, dass keiner davon ernsthaft auf die Flüchtlinge gezielt war. Einige jagten ungefähr in ihre Richtung, hätten sie aber trotzdem weit verfehlt, wenn sie bis zu ihnen vorgedrungen wären. Andere hingegen waren ganz offensichtlich und scheinbar völlig unsinnig in den Sand weit jenseits des Pfades gezielt worden. Entweder war die Frau betrunken, oder sie war ganz und gar unfähig. Oder sie verfolgte eine ganz bestimmte Absicht mit ihrem Tun.

Nialin fragte sich, was die Feuerbälle unter dem Sand bewirkten. Gar nichts, so schien es. Es rührte sich nichts.

Sie traute dem Frieden nicht, wartete misstrauisch, ohne zu wissen worauf.

Ihre dunklen Ahnungen erfüllten sich. Plötzlich wurde der Sand an der Stelle, wo der erste Feuerball versunken war, lebendig, bäumte sich auf. Eine gewaltige Sandfontäne stieg in den Himmel, eruptiv und wild wie ein Geysir. Weitere Fontänen folgten überall dort, wo Feuerbälle versunken waren. Das Sandmeer begann zu kochen. Obwohl die Fontänen zu fern waren, um ihnen unmittelbar gefährlich werden zu können, war ihr Ausstoß so mächtig und so fächernd, dass feiner Sand aus dem Himmel herabregnete. Es war ein Rauschen in der Luft, das an einen Wasserfall erinnerte.

Störe den Sanddrachen nicht, und er wird dich nicht stören, hatte ihr weiser Lehrer gesagt.

Schlagartig wurde der Yaba klar, was die Magierin mit ihrem Tun beabsichtigte. Sie wollte den Sanddrachen wecken. Sie wollte ihn zornig machen. Und wenn nicht ihn selbst, dann all die seltsamen Kreaturen, Geister und Dämonen, die in ihm oder um ihn herum hausten.

Alarmiert sandte Nialin den Lanys ein Gedankenbild und beschwor sie zu bleiben, wo sie waren, und

sich nicht zu rühren. Gleichzeitig rief sie ihren Shauka zu: »Der Feind versucht, den Sibaner Sand gegen uns zu entfesseln. Macht euch auf etwas gefasst! Klammert euch an den Sätteln fest und beruhigt die Lanys! Sie dürfen sich nicht bewegen!«

Pull und die anderen Lanys gehorchten ihrem Befehl sofort und standen stocksteif da, die Köpfe auf den langen Hälsen unruhig hin und her bewegend. Die Shauka befolgten ebenfalls Nialins Rat, obwohl dazu im Moment noch kein Anlass zu bestehen schien. Sie umklammerten die Sattelgriffe und verzichteten darauf, sich den immer dichter herabrieselnden staubfeinen Sand aus den Kleidern zu schlagen.

Wenn es noch schlimmer wird, nimmt es uns den Atem, dachte Nialin. *Vielleicht bedarf es gar keiner erwachenden Ungeheuer, sondern wir ersticken einfach in diesem Sand.*

Obwohl in ihr selbst die Unruhe kochte, sandte sie den Lanys beruhigende Bilder. Sie musste ihre gesamte Willenskraft dazu einsetzen. Wie die anderen Shauka und die Tiere atmete sie schwer.

Nur nicht in Panik geraten! Ruhig bleiben und flach atmen!

Sie konnte um sich herum kaum noch etwas erkennen. Von Grall und seinem Lany sah sie nur noch die Umrisse, von den anderen Shauka und ihren Tieren gar nichts mehr. Sie schloss die Augen bis auf einen

schmalen Spalt, um sie vor dem Sand zu schützen. Zum ersten Mal wusste sie die Tatsache zu würdigen, dass es im Sibaner Sand keinen Wind gab. So rieselte der Sand kerzengerade herab und konnte bei gesenktem Haupt nicht in die Atemwege eindringen.

Aber plötzlich ließ der Sandregen nach, das Atmen fiel leichter, die Sicht besserte sich. Nialin konnte ihre Gefährten und die Lanys wieder erkennen. Alle waren mit einer schneeweißen Kruste bedeckt. Wenn die lebendigen Augen nicht gewesen wären, hätte man sie für Geisterwesen halten können. Aber die Kruste war nur dünn und platzte selbst bei kleinsten Bewegungen auf, bröckelte und fiel zu Boden. Die Shauka versuchten dies zu beschleunigen, indem sie sich reckten und schüttelten. Die Lanys plusterten sich auf, sträubten das Gefieder und bewegten die Flügelstummel, um den Sand loszuwerden.

Die Sicht reichte inzwischen aus, um zu erkennen, dass einige der Fontänen versiegt waren und andere langsam in sich zusammensackten, als seien sie allein durch die magischen Energien der Feuerbälle gespeist worden. Der Sandschleier, der immer noch zwischen den Flüchtlingen und der Magierin hing, verflüchtigte sich zusehends. Die Gestalt der Frau wurde sichtbar, erst nebelhaft, dann klar und deutlich. Sie warf keine Feuerbälle mehr und hatte die zerbrechliche Kashiba bereits wieder in ihrem Be-

hältnis verstaut. Die Magierin stand regungslos da, starrte in das Tal und schien auf etwas zu warten.

Worauf? Dass ihre erschöpften magischen Kräfte sich regenerieren? Das kann Tage dauern. Dass die Söldner auftauchen? Vielleicht. Oder auf etwas anderes?

Die Shauka schöpften wieder Mut, aber niemand traute sich, Nialins Warnung in den Wind zu schlagen und den Sattelgriff loszulassen, um sich den Sand aus den Kleidern zu schlagen und sich durch die Haare zu fahren. Es war wohl weniger Respekt vor der Yaba, der sie verharren ließ, sondern Respekt vor all dem, was sie über das Tal gehört hatten. Sie mochten nicht glauben, dass schon alles überstanden war.

Und sie hatten Recht damit. Es begann erst.

Aus dem tiefsten Bauch des vorher so stillen Talkessels drang ein Knurren und Grollen, das sich mit heftigen Donnerschlägen entlud. Der Sand rundum verformte sich zu schauerlichen Dämonenfratzen, die rasch verliefen, sich aber im nächsten Moment an anderer Stelle neu bildeten. Auf halber Entfernung zwischen den Shauka und dem Standort der Magierin, genau an der Stelle, an der die meisten Feuerbälle niedergegangen waren und Sandfontänen erzeugt hatten, entstand ein riesiger Sandstrudel, während sich an den Bergfüßen im Westen ein Wall auftürmte. Es sah fast so aus, als würde auf dem tiefsten Grund des Tals ein Ungeheuer sitzen, das den Sand in sich

hineinschlang und an anderer Stelle wieder ausschied. Ein mächtiger Donnerschlag, dreimal so laut wie die Schläge zuvor, schien direkt vom Boden des Strudels zu kommen und brach sich mehrfach rollend an den Wänden des Talkessels. Dann spie der Strudel Tausende von weißen Skeletten aus. Die meisten stiegen nur einige Dutzend Schritt in die Luft, aber einige wurden Hunderte Schritt hochgeschleudert und regneten wenig später als blank polierte Einzelknochen aus dem Himmel herab. Zum Glück für die Shauka ging der Knochenregen im Nordosten nieder, ohne sie selbst und ihre Lanys zu gefährden.

Mit geweiteten Augen verfolgten Nialin und ihre Gefährten das Schauspiel. Der Sand rund um den Sandmahlstrom war mit unzähligen Knochen bedeckt. Offenbar hatte er die Reste all der Unglücklichen ausgespien, die ihm im Laufe von Jahrtausenden zum Opfer gefallen waren. Viele der Knochen sahen wie die Überreste von Menschen und Lanys aus, aber es gab auch Riesenknochen, die fremdartigen, gigantischen Kreaturen gehört haben mussten.

Die Shauka lebten mit dem Tod und hatten keine Angst vor den Überresten von Toten. Aber diese Knochen schienen zu leben. Sie schlängelten sich wieselflink über den Sand und fügten sich wieder zu den Skeletten zusammen, die aus dem Strudel geschleudert und dabei auseinandergerissen worden waren.

Und damit begnügten sie sich nicht. Die Skelette erhoben sich aufrecht aus dem Sand und schienen sich aus den leeren Augenhöhlen ihrer Schädel heraus umzuschauen. Die weitaus meisten wandten sich den Shauka und ihren Lanys zu. Nialin spürte, wie sich auf ihrem Körper eine Gänsehaut bildete.

Einen Moment lang schienen all die Skelette zu verharren, als würden sie auf etwas warten. Dann erwachte ein hellroter Schein im Strudel, als sei dieser plötzlich zum Krater eines Feuerbergs geworden, der heiße Glut verströmen wollte. Etwas quoll aus den tiefsten Tiefen herauf, aber es war keine schwerfällig dahinfließende glühende Lava, sondern ein rot leuchtender, mit aufplatzenden Gasblasen durchsetzter Brei, der an dickflüssiges Blut erinnerte und über den Rand des Sandtrichters förmlich gerülpst wurde. Er ergoss sich dicht über dem Boden, lief über den Sand, flutete über die Skelette hinweg und verlor dabei zusehends an Substanz. Jedes der Skelette, das mit ihm in Berührung kam, schien ein Stück davon an sich zu binden, sodass der Strom bald versiegte.

Der Brei kroch die Knochen hinauf, verteilte sich auf ihnen und ließ sie rot aufleuchten. Dann blähte er sich auf und hüllte die Skelette in eine wabernde Gasblase ein, die allmählich den Konturen der einstigen Körper entsprach. Die vor langer Zeit gestorbenen Kreaturen nahmen eine halb durchsichtige Ge-

stalt an. In Tausenden von zuvor knochenblanken Augenhöhlen begannen böse, tückische Augen zu leuchten, die nichts mit den Augen der einstigen Besitzer gemein zu haben schienen. Die meisten der neu erstandenen Wesen waren Menschen und Lanys, wie es die Skelette schon hatten vermuten lassen. Aus den größeren Skeletten formten sich dagegen fantastische Tiere, die keiner der Shauka jemals gesehen hatte. Einige glichen geflügelten Drachen oder zweibeinigen, aufrecht stehenden Raubtieren mit riesigen Rachen. Andere sahen wie gigantische Insekten oder Skorpione aus. Wie schon die Skelette es getan hatten, starrten die meisten von ihnen zu den Shauka und ihren Lanys herüber.

»Was machen wir, wenn sie uns angreifen?«, fragte Ishilea. »Wir sind ihnen nicht gewachsen.«

»Gar nichts«, gab Nialin zur Antwort und versuchte selbstsicher zu klingen. »Es sind nur Chimären, Geister. Es gibt sie nicht wirklich.«

Grall schaute skeptisch drein. »Zweifellos sprichst du aus wohl erwogenem und beneidenswert klarsichtigem Grund, hoch geschätzte Nialin. Aber was ist, wenn du dich entgegen allen Erwartungen, was natürlich so gut wie ausgeschlossen ist, irren solltest?«

Die Yaba verzog das Gesicht und zuckte die Schultern. »Dann sterben wir. Vielleicht. Hast du Angst vor dem Tod, Grall?«

»Angst vor dem Tod, ich?«, entrüstete sich der kleine Gauner. »Ich doch nicht.« Dann zwinkerte er Nialin zu. »Allerdings habe ich eine gewisse unwillige, wenn ich es recht überlege sogar übellaunige Einstellung zu einem solchen Ereignis, hoch geschätzte Nialin. Du nicht?«

»Doch, so könnte man es ausdrücken«, gestand Nialin.

»Dann sollten wir uns in angemessener Ruhe und erhabener Bedachtsamkeit zurückziehen, und dies natürlich auch in sorgsam angemessener Zeit, will sagen in einer gewissen sowohl bedachtsam erwogenen als auch würdigen Eile.«

»Nein, Grall!«, sagte Nialin energisch. »Wenn wir den Pfad verlassen, sterben wir in jedem Fall.« Sie wandte sich den anderen zu. »Also bleibt, wo ihr seid. Schließt meinetwegen die Augen. Aber rührt euch nicht vom Fleck. Der Spuk wird sich legen.«

Hoffentlich, fügte sie in Gedanken hinzu.

Noch machten die rot leuchtenden Kreaturen keine Anstalten, die still verharrenden Shauka und ihre Lanys anzugreifen, aber der Sand um sie herum geriet zunehmend in Bewegung. Der Trichter füllte sich von innen heraus, während die an den Felswänden angehäuften Dünen zusammensackten. Die Wellen, die durch den Sand liefen, formten sich höher als zuvor und bildeten wie Wasserwogen Kämme aus, die im

nächsten Moment abbrachen und in das Wellental rutschten. Dort, wo die geisterhaften Kreaturen sich versammelt hatten, gab es keine Sandwellen. Irgendetwas, das im Sand verborgen war, schien die Wellen zu brechen und daran zu hindern, sich an dieser Stelle neu aufzubäumen. Dafür tauchten immer mehr der dämonischen Sandfratzen neben und inmitten der Geisterkreaturen auf. Anders als zuvor zerliefen die furchterregenden Gesichtszüge nicht, sondern vertieften die Linien und verzerrten sie zu Signaturen abartiger Lüste.

Nialin fragte sich, ob dies alles, was sie sah, wirklich Facetten des erwachten Sanddrachen waren oder seine Widersacher. Schon damals, als sie den Sibaner Sand allein durchquert hatte, schien ihr, dass sich die Dämonenfratzen des Sandes nur bedienten, aber nicht zu dessen ureigenem Wesen gehörten.

In die groteske Ansammlung der roten Geisterkreaturen kam Bewegung, aber sie schienen sich nicht zu dem befürchteten Angriff auf die Shauka zu formieren. Vielmehr rückten sie immer enger zusammen, als wollten sie jene, die sich in der Mitte befanden, zermalmen. Die einzelnen Kreaturen, ob ehemalige Menschen, Tiere oder Ungeheuer, waren kaum noch voneinander zu unterscheiden, da sie nun eine einzige rot glühende, tausendäugige Gasmasse bildeten. Tatsächlich sah Nialin, dass die zuvor aufgebauten

Konturen miteinander verschmolzen. Die geisterhafte Hülle der Kreaturen war durchsichtig genug, dass man die darunter befindlichen Skelette erkennen konnte. Eine gewaltige magische Kraft schob die zuvor sorgsam neu zusammengefügten Knochen auseinander und zwang sie, andere Kreaturen zu durchdringen und einen bizarr geformten Turm aufzubauen, in dem sich die Knochen der unterschiedlichsten Wesen auf neue, seltsame Art miteinander verbanden, brachen und neu verschweißt wurden. Die wabernde rote Hülle passte sich den neuen Konturen an, die allmählich eine hundert Schritt hohe und dreißig Schritt breite monströse Kreatur ergaben. Es war ein aufrecht auf zwei dicken, kurzen Beinen stehendes Ungeheuer mit vage menschlichen Umrissen, das jedoch einen Rückenkamm, einen langen Echsenschwanz, Raubtierfänge und einen viel zu großen Kopf mit einem gewaltigen Rachen besaß, in dem sich jetzt Hunderte von dolchartigen Zähnen formten.

Aus dem Boden unter dem Monstrum schoss eine neue Sandfontäne und entlud ihre Fracht in die freien Räume zwischen den Knochen und der Hülle. Von außen rutschte Sand nach und wanderte im Leib der entsetzlichen Kreatur nach oben. Mit Grauen sah Nialin, dass die rundum im Sand kauernden Dämonenfratzen mit dem angesaugten Sand in die Kreatur hineinwanderten. Eine davon, die größte und gräss-

lichste von allen, kroch bis zum Kopf der Kreatur hinauf und formte ihr Gesicht zu dem eigenen um. All die bösen Augen der tausend miteinander vereinigten Geisterwesen glitten wie zuvor die Fratze durch den Körper nach oben und bildeten dort zwei riesige, tückische Facettenaugen. Und diese Augen starrten sie an.

Die Shauka, die dies alles mit wachsender Angst beobachtet hatten, waren buchstäblich erstarrt und unfähig, irgendetwas zu tun. Wenn es anders gewesen wäre, hätten sie trotz aller Beschwörungen ihrer Yaba längst ihr Heil in der Flucht gesucht.

»Das ist ... das ist entsetzlich«, stöhnte Ishilea. »So muss ein Dämon aussehen, der den Niederhöllen entsprungen ist.«

Nialin starrte die monströse Kreatur stumm an, nahm ihre grauenerregende Gestalt und die abgrundtief bösartige Fratze in sich auf. Ein roter Dämon mit riesigen schwarzen Augen und einem Körper, der ein aus den verschmolzenen Knochen von tausend Kreaturen beinhartes Skelett besaß und aus dem aufgenommenen Sand gewaltige Muskelpakete gebildet hatte.

War das der Sanddrache? Dann waren sie verloren! War es sein Widersacher? Dann waren sie ebenfalls verloren!

Der Dämon sperrte das Maul mit den spitzen Zäh-

nen weit auf und stieß einen gewaltigen, röhrenden, abscheulichen Schrei aus, der in dem Talkessel widerhallte. Dann setzte es sich schwerfällig in Bewegung und stapfte mit tief einsinkenden Füßen auf die Stelle im Sand zu, an der sich die Shauka und ihre Lanys aufhielten. Der lange Schwanz peitschte den Sand, und die riesigen Fänge bewegten sich rasend hin und her, als wollten sie alles zerreißen, was ihnen in die Quere kam.

Nialin, den Tod so sichtbar vor Augen, hätte am liebsten Pull hinaus in den Sand gejagt, ihm befohlen, so schnell zu laufen, wie er konnte, den Pfad zu vergessen, nur möglichst viel Raum zwischen sich und den Dämon zu bringen. Ein Rest von Vernunft inmitten all ihrer Panik verhinderte dies.

Es kann nicht der Sanddrache sein! Wenn es irgendwo noch eine winzige Hoffnung gibt, dies zu überleben, dann nur auf dem Rücken des wirklichen Drachen!

Sie nahm ihre ganze Willenskraft zusammen. Ihr Magen presste sich dabei zusammen, und ihr wurde übel. Ihr Körper weigerte sich zu bleiben. Aber ihr Geist war stärker. Sie sandte den Lanys eine Flut beschwörender Bilder und schrie gleichzeitig den Shauka zu: »Nicht fliehen! Ich befehle es! Nicht fliehen!«

Die Welt der Lanys schien keine Dämonen zu kennen. Oder ihre Dämonen waren gänzlich anderer Art. Und Magie, ob weiße oder schwarze, nahmen sie

nicht anders auf als andere Dinge ihrer Umwelt, denen sie unterlagen, ohne sie zu verstehen. Die Lanys hatten die Entstehung des Monstrums beobachtet, aber die Art der Entstehung grauste sie nicht. Die Größe des Monstrums, sein schrecklicher Schrei und die bösen Augen ängstigten sie, aber das Ungeheuer bewegte sich nur langsam voran. Das Donnern vorhin und der Knochenregen hatten sie stärker beunruhigt. Trotzdem wären sie wohl davongerannt, ohne auf sicheren Halt zu achten. Doch die Bilder, die Nialin ihnen sandte, bewegten sie, noch zu warten. Sie wussten, dass sie schnell laufen konnten. Schneller als das Ungeheuer.

Die Welt der Menschen kannte Dämonen. Dazu Geister, magische Kreaturen aller Art, Götter und Gottdrachen, die fast so mächtig wie Götter waren. Dies alles waren keine Dinge, an die man glauben oder nicht glauben konnte. Es gab sie einfach. Es gab kaum einen, der nicht auf die eine oder andere Art schon mit ihnen in Berührung gekommen war oder das Wirken dieser sich den Gesetzen der natürlichen Welt entziehenden Kreaturen zu spüren bekommen hatte. Und anders als bei den Lanys waren diese Erfahrungen mit Wissen belastet. Mit einem Wissen und einem darüber hinausreichenden Ahnen, das Angst erzeugte. Furchtbare, überwältigende Angst, wenn man dem abgrundtief bösen Feind aus einer

anderen Welt ins dämonische Facettenauge schauen musste.

Es waren vierzehn Shauka, die allein mit ihrer Angst waren. Vierzehn Shauka, die den Sibaner Sand fürchteten und wussten, dass es nur einen schmalen, ihnen selbst nicht sichtbaren Pfad gab, um das Stille Tal, das Tal des Todes, zu durchqueren. Das war die kleine Angst. Vierzehn Shauka, die einen roten Dämon mit einem realen Körper aus Sand und Gebein auf sich zukommen sahen. Das war die große Angst.

Einige von ihnen hielten der großen Angst nicht stand und wählten die kleine.

Der hagere Malago, ein achtzehnjähriger Heißsporn mit schwarzem Zopf, war der Erste, der an den Lenkbändern seines Lanys riss und es zwang, sich an den anderen vorbei in Bewegung zu setzen und auf dem schnellsten Wege zum Slievpass zu rennen. Sein älterer und fülligerer Bruder Malarato sah es und folgte ihm auf der Stelle.

»Ihr macht es richtig!«, schrie die honigblonde Angetha wild und ritt ihnen nach. »Es ist der einzige Weg!«

»Kehrt um!«, rief Nialin ihnen verzweifelt zu, aber es war bereits zu spät.

Malagos Lany sackte urplötzlich weg und verschwand so schnell in einem Sandloch, dass Malagos heiserer Schreckensschrei abrupt in einem erstickten

Gurgeln endete, als sein Kopf unter die Oberfläche des Sandes gezogen wurde. Malarato wollte sein Lany noch wenden, aber im nächsten Moment war auch er mitsamt seinem Reittier im Sand verschwunden. Bei ihm reichte es nicht einmal mehr zum Ansatz eines Schreis.

Angethas Gesicht war bleich geworden, die eigentlich hübschen braunen Augen waren weit aus den Höhlen gequollen und verunstalteten ihr Gesicht. Sie lenkte ihr Lany links an der wieder trügerisch glatten Fläche vorbei, die den Brüdern zum Verhängnis geworden war. Sie versuchte ein Stück vor Pull auf den sich dort vermeintlich fortsetzenden Pfad zurückzukehren. Sie hatte sich geirrt. Es war nicht der Pfad. Das Lany rutschte aus, als sei es auf eine Eisfläche geraten, und trudelte ganz langsam, als würde es einen sanften Hügel hinabrutschen, in den sich bereitwillig öffnenden Sand hinein, immer tiefer und tiefer. Sowohl das Lany als auch Angetha schrien sich in Todesangst die Kehlen heiser, aber niemand vermochte ihnen zu helfen. Es war schrecklich, mit ansehen zu müssen, wie sie quälend langsam versanken, verzweifelt strampelten, die Köpfe hochreckten und panisch hin und her bewegten, schreiend und zuletzt nur noch wimmernd, bis der Sand sie zum Schweigen brachte. Als Letztes war nur noch Angethas rechte Hand zu sehen, die zuckend aus dem Sand ragte,

dann erschlaffte und Fingerkuppe für Fingerkuppe zugedeckt wurde. Zu Malago, Malarato und ihren Lanys war der Tod gnädiger gewesen.

Nialin sah dies alles und fühlte das Entsetzen und die Traurigkeit auf leisen Sohlen herankriechen. Aber sie ließ nicht zu, dass das Gesehene ihren Geist in den Bann schlug, dass die Gefühle sie mehr als nur flüchtig berührten. Sie konzentrierte sich darauf, die Lanys zu beschwichtigen, die durch den Tod ihrer Artgenossen in Panik geraten waren und kurz davor standen, nur noch ihren Fluchtimpulsen zu gehorchen.

Ihr Geist sandte unermüdlich beruhigende Bilder, während sie sich umwandte und wieder dem Dämon entgegenschaute, der nun haushoch vor ihnen aufragte, obwohl er immer noch hundert Schritt entfernt war. Sie fühlte sich wie zwei verschiedene Personen, die unabhängig voneinander handelten, und meinte fast, ihr wahres Ich sei eine dritte, die diese beiden beobachtete und das Tun der einen wie der anderen als völlig sinnlos empfand.

Warum fällt das Scheusal nicht auch in ein Sandloch?, fragte sie sich, naiv in ihrer Not, obwohl sie wusste, dass es kein Sandloch gab, in dem dieser schreckliche Dämon Platz hatte. Und keines, das ihn zu halten vermochte.

Der Dämon brüllte wieder mit seiner schaurigen Stimme und geiferte. Blutroter Sandschleim lief ihm

von den Lefzen und brannte Löcher in den weißen Sand zu seinen Füßen, die sich anders als die Lanyspuren nicht mit nachlaufendem Sand füllten.

Obwohl immer noch der Befehl galt, sich am Sattel festzuhalten, griffen erst Grall, dann andere Shauka nach ihren Bögen und sandten dem Monstrum unablässig Pfeile entgegen. Nialin ließ sie gewähren, beteiligte sich selbst aber nicht an der Schießerei.

Das riesige Ungeheuer war kaum zu verfehlen. Jeder einzelne Pfeil traf. Die meisten landeten in der Dämonenfratze, zwei von Gralls Pfeilen sogar in einem der schwarzen Facettenaugen. Die Pfeile blieben stecken, in der roten Fratzenhaut und in den Augen, aber sie schienen den Dämon nicht zu stören. Der einzige Hinweis darauf, dass er sie überhaupt bemerkt hatte, bestand darin, dass das Böse, Heimtückische, Grausame und Abartige in dieser Fratze durch ein höhnisches Höllengrinsen ergänzt und vertieft wurde.

Plötzlich gab es eine Erschütterung, die Grall und die anderen Bogenschützen fast aus dem Sattel geworfen hätte. Hastig ließen sie die Bögen sinken und klammerten sich wie jene, die nicht zu Pfeil und Bogen gegriffen hatten, am Sattel fest.

Im gleichen Moment war der Dämon urplötzlich zum Stehen gekommen, als sei einer seiner unter dem Gewicht tief im Sand steckenden Füße gegen ein Hindernis gestoßen. Er brüllte unwillig auf und zog

das andere Bein nach vorn. Es gab eine weitere Erschütterung, heftiger noch als die erste. Die Lanys stemmten sich mit gespreizten Beinen in den Sand, die Shauka klammerten sich mit der ganzen Kraft ihrer Hände und Füße an die schwankenden Sättel.

Unter ihnen begann es zu rumpeln und zu rumoren. Weitere Stöße erfolgten, an denen der unschlüssig verharrende Dämon nicht beteiligt war. Nialin wusste, was das bedeutete. Der Sanddrache war erwacht. Er bewegte sich und hielt nach dem Störenfried Ausschau.

Seit Tausenden von Jahren hatte er ruhig dagelegen. Nicht immer geschlafen, aber ruhig verharrt. Sich nicht um den Dämon gekümmert, ihn nicht ernst genommen, ihn verachtet. Und der Dämon hatte nichts dagegen tun können. Hatte nur seine Fratzen im Sand zeigen können. Oder war in die Luft gestiegen und hatte auch ohne einen Körper düstere Schatten geworfen. Nie war es ihm gelungen, all die Geister und Wesenheiten, die im Sand kauerten, zu einen und unter seinen Willen zu bringen. Sie waren flink und hatten sich ihm immer wieder entzogen. Wenn einer herumgeisterte, schliefen die anderen. Wenn er einen fing, entwischte ihm ein anderer.

Aber die jubranische Magierin hatte alle aufgeweckt und an einen Ort gezwungen, an dem der Dämon ihrer habhaft werden konnte. Er hatte sie sich

einverleibt. Alle. Und sich dann stark genug gefühlt, den Sanddrachen anzugreifen.

Intuitiv begriff Nialin, dass es sich so oder so ähnlich abgespielt hatte. Und nun bewegte sich der Drache. Um gegen den Dämon zu kämpfen.

Nialin wusste nicht, wie der Kampf ausgehen würde. Aber eines war offensichtlich. Der Rückenkamm des Drachen bewegte sich. Die alte Karte galt nicht mehr. Zwar gab es den Pfad noch, aber er verrutschte und führte nicht mehr von Pass zu Pass. Irgendwann nach dem Kampf, vielleicht nach Stunden, vielleicht nach Tagen, vielleicht nach Wochen, Monaten oder Jahren, würde sich der Drache wieder so hinlegen, wie er zuvor gelegen hatte. Dann hatte die alte Karte wieder Gültigkeit. Aber das würde ihnen nicht mehr helfen. Bis dahin war ihr Schicksal entschieden.

Aber es gab noch eine letzte Hoffnung, dem Tal zu entkommen. Damals, als der weise Cathorian ihr die Karte des Pfades gezeigt hatte, hatte Nialin eine zweite Linie entdeckt, die in einem fast makellosen Viertelkreis von der Mitte des Drachenrückens erst nach Norden, dann nach Osten führte und ein Stück oberhalb des Slievpasses in einer Felsnische endete. Das kleine Mädchen, das Nialin damals noch gewesen war, hatte auf diese zweite Linie gedeutet und den Lehrer nach ihrer Bedeutung gefragt.

Wir nennen sie den Rückenkratzer, hatte der alte Mann gesagt und geschmunzelt, was er nur selten tat, als er ihren ratlosen Blick bemerkte. Ernst hatte er hinzugefügt: *Wenn wir uns die erste Linie als den Rückenkamm des Drachen vorstellen, dann ist das nur ein Bild, denn niemand weiß, wie der Drache wirklich aussieht und ob er einen Rückenkamm besitzt. Diese zweite Linie hingegen ist ein Felsgrat, der nur einige Finger tief mit Sand bedeckt ist. Er berührt den Rücken des Drachen, und wir stellen uns vor, dass er sich von Zeit zu Zeit, in Abständen von einigen tausend fahren versteht sich, in seinem Bett reckt und streckt und sich genüsslich den Rücken an diesem Grat scheuert. Merke dir auch diese Linie gut, Nialin. Für den Fall allergrößter Not. Sie markiert einen sicheren und ausreichend breiten Pfad, den du nicht verfehlen kannst. Du kannst den Pfad mit bloßem Auge erkennen, denn der Sand, der den Felsgrat bedeckt, ist nicht so weiß wie der Sand rundum, sondern gelb.*

Warum nur für den Notfall?, hatte Nialin gefragt. *Warum soll ich nicht diesen Pfad benutzen, um aus der Mitte des Tals zum Slievpass zu gelangen, da er doch leichter zu erkennen und sicherer zu begehen ist?*

Weil er in die Höhle der Roten Blitze führt, hatte Cathorian geantwortet.

Für den Fall allergrößter Not.

Die Worte des alten Mannes klangen noch immer

in ihren Ohren. Nachdem Cathorian ihr die Höhle beschrieben hatte, war Nialin zu der Entscheidung gelangt, diese Höhle niemals betreten zu wollen, obwohl sie einen zweiten Ausgang besaß, der nördlich des Slievpasses ins Freie führte.

Aber befinden wir uns nicht in allergrößter Not?

Sie traf ihre Entscheidung. Wenn sie weiter hier ausharrten, würden sie alle sterben. Entweder warf der Sanddrache sie ab und zermalmte sie, oder der Dämon würde sie zerfetzen. Während des Ritts hatte sie niemals nach einem Pfad Ausschau gehalten, dessen gelber Sand sich von dem weißen abhob. Nun reckte sie den Kopf. Da sie sich in der Mitte des Tals befanden, musste er irgendwo in der Nähe sein: ein gelbes Band im Norden, das als Viertelkreis nach Osten führte.

Sie entdeckte den Pfad augenblicklich. Er befand sich knapp fünfzig Schritt oberhalb ihrer derzeitigen Position und berührte den Rückenkamm des Drachen. Wenn die Linie der alten Karte, die diesen Rückenkamm markierte, noch Gültigkeit besaß. Aber bislang hatte sich der Drache nur zögernd bewegt, und für die Mitte seines Leibs galt dies wohl noch weniger als für den Kopf und den Schwanz. Der Felsgrat behinderte ihn. Wenn er sich dem Dämon stellen wollte, musste er den Leib aufrollen und an dem Grat vorbeiquetschen. Es galt, keinen Augenblick mehr zu zögern.

»Folgt mir!«, schrie sie, während sie den Lanys ihre Befehle sandte. »Ich führe euch zu einem Ort, an dem uns der Dämon nicht erreichen kann. Vorwärts!«

Es war eine kühne Behauptung, denn sie wusste nicht, ob die Macht des Dämons in irgendeiner Weise begrenzt war. Aber sie vertraute darauf, dass der Sanddrache sich ihm in den Weg stellen und ihn nicht in den Norden des Tals gelangen lassen würde. Und war es nicht der Drache, den der Dämon besiegen wollte? Die elf Shauka auf ihren Lanys hatten seine Aufmerksamkeit erregt, aber ohne Frage wären sie für seine schaurige Mordgier und seinen monströsen Hunger nicht mehr als Appetithäppchen, die er sich immer noch holen konnte, wenn er den Drachen getötet und verschlungen hatte.

Was am Ende des gelben Pfades auf sie wartete, verriet sie nicht. Es war weder an der Zeit noch ratsam, darüber zu reden. Und umkehren konnten sie immer noch, solange sie die Höhle nicht betreten hatten.

Pull und die anderen Lanys hatten in Todesangst verharrt, allein gebannt durch Nialins Bilder, die durch ihre Hirne flackerten und die Angst daran hinderten, den Befehl über die Nervenknoten in den Beinen zu übernehmen. Als Nialin die Blockade aufhob und ihnen den Ausweg zeigte, stürmten sie los, dem gelben Sand entgegen. Verzweifelt versuchte die Ya-

ba, sie darin zu hindern, den kürzesten Weg zu wählen, und sie auf den Pfad zu zwingen, den Pull vorgab, den Pfad der alten Karte, die sie erneut in seinem Kopf entstehen ließ.

Zwei der Lanys hatten nicht die Geduld, Pull zu folgen, und brachen aus. Hilflos musste Nialin erleben, wie sie mit ihren Reitern – das waren Conara und Siklas – im Sand versanken. Sie sah es aus den Augenwinkeln heraus und hörte die Todesschreie, ohne sich zu gestatten, den Kopf zu wenden. Helfen konnte sie ihnen ohnehin nicht, und sie war froh, als die Schreie schnell verstummten. Zumindest hatten sie nicht einen so qualvoll langsamen Tod wie Angetha erleiden müssen.

Während Pull an der Spitze der anderen Lanys die Kammlinie des Drachen entlangraste, betete Nialin inständig, dass die Linie hielt, bis sie den gelben Sand erreicht hatten. Ihr Gebet war an keinen bestimmten Gott gerichtet, sondern galt allen unsichtbaren Mächten der diesseitigen und jenseitigen Welt, die ein Interesse an ihr und den Gefährten haben und sich ihrer erbarmen mochten.

Sie wusste nicht, ob eine dieser Mächte die schützende Hand über sie hielt oder der Sanddrache den Rücken noch nicht am Felsgrat entlang bewegt hatte. Aber Pull erreichte unbeschadet den gelben Sand und rannte wie entfesselt weiter. Die Lanys hatten ein fei-

nes Empfinden für Farben und konnten Gelb und Weiß besser unterscheiden als jeder Mensch. Doch auch für menschliche Augen hob sich der gelbe Sandstreifen deutlich genug von dem weißen Sand der Umgebung ab, um zu erkennen, dass der Pfad an schmalen Stellen mindestens einen Schritt, oft aber zwei oder drei Schritt breit war und ohne große Abweichungen in einem leicht geschwungenen Bogen verlief.

Während Nialin ihrem Reittier in Form eines Gedankenbildes den gelben Viertelkreis als Weg vorgab, schaute sie sich aus dem Sattel heraus um. Die Lanys von Grall und Ishilea bewegten sich schon auf gelbem Sand, und nacheinander erreichten ihn auch die Lanys von Suanin, Tjaldor, Norfos, Annid und Safrid. Sie seufzte erleichtert, als das letzte der Lanys mit Arken im Sattel die Verbindungsstelle zwischen dem Kamm des Drachen und dem verborgenen Felsgrat passierte. Während sie Pull und die anderen Lanys beruhigte und ihnen eine geruhsamere Gangart aufnötigte, wich die Erleichterung jedoch einer tiefen Traurigkeit.

So wenige nur noch, dachte sie beklommen. *Zwanzig sind ausgezogen. Geblieben sind neun. Wie viele von uns werden noch sterben?*

Niemand sprach. Nur Suanins leises Schluchzen war zu hören. Sie weinte um Siklas, der ihr Liebster

gewesen war. Sie war auch die Einzige, die den Kopf gesenkt hielt und nicht zurückschaute, als die Lanys zügig, aber ohne Hast dem gelben Pfad folgten.

Wie es aussah, waren die Shauka im allerletzten Moment entkommen. Dort, wo sich der Pfad befunden hatte, dem sie seit dem Verlassen des Westpasses gefolgt waren, war eine dreißig Schritt hohe Sandmauer entstanden, aus der Sandfontänen hervorschossen. Die höchsten Fontänen stiegen genau an der Nahtstelle zum Felsgrat hoch, die Arken erst vor wenigen Augenblicken als Letzter passiert hatte. Offensichtlich bäumte sich der Sanddrache hoch auf und zwängte sich gerade am Felsgrat vorbei. Obwohl die Sandfontänen anders als nach dem Einschlag der Feuerbälle kerzengerade in die Luft stiegen und kaum streuten, rieselte dünner, weißer Sandregen auf die Shauka und ihre Tiere herab. Wo der weiße Sand auf den gelben Sand traf, nahm er dessen Färbung an. Nialin stellte es mit Erleichterung fest.

Der Dämon hatte sich ein paar Schritte zurückgezogen, aber jetzt rannte er gegen den Sanddrachen an. Dieser schien endlich den Schwanz freibekommen zu haben, schnellte hoch in die Luft und ließ sich auf den Dämon herabfallen. Nialin zog es vor, den Sand weiterhin als Drachen anzusehen, obwohl es rein äußerlich dafür keine Anhaltspunkte gab. Dem unbefangenen Betrachter erschien es so, als würde eine

unsichtbare Kraft den größten Teil des Sandes, der sich in der südlichen Hälfte des Tals befand, anheben, zu einem Sand-Leviathan von gigantischen Ausmaßen verdichten und diesen eine Bauchlandung auf dem Dämon vollführen lassen.

Die Zusammenballung des Sandes übte eine starke Sogwirkung auf die Randzonen des Talkessels aus. Die Bergfüße wurden in rasender Geschwindigkeit freigefegt, und Nialin sah zum ersten Mal den nackten Felsgrund des Tals, in dem tiefe Krater und bodenlose Abgründe klafften. Auch sie waren, so weit das Auge blicken konnte, vom Sand entblößt. Der Sog wirkte sich in abgeschwächter Form auch auf den Norden aus. Außerhalb des gelben Pfades sank der Sandpegel stetig, und der Felsgrat trat als solcher in Erscheinung. Bald befand sich der Weg, dem die Lanys folgten, Dutzende Schritt über dem Pegel des Sandmeeres, wie ein Damm im Meer, der bei Flut kaum erkennbar war, bei Ebbe jedoch als Wall aus dem Wasser tauchte.

Der Dämon wurde, so riesig er auch war, von den Sandmassen verschüttet, die stetig in Bewegung blieben und sich zu einem Turm über dem Ort aufbauten, an dem der Dämon verschwunden war. Jetzt konnte Nialin tatsächlich Konturen eines auf den Hinterbeinen sitzenden Drachen ausmachen: einen unglaublich dicken Bauch, einen peitschenden Schwanz, einen

langen Hals und einen wuchtigen Kopf, in dem sie sogar smaragdgrün glitzernde Augen erkannte. Aber das war ein flüchtiger Moment, und später wusste sie nicht mehr, ob sie dies wirklich gesehen oder ihre Fantasie ihr einen Streich gespielt hatte.

In der Luft lag ein urtümliches Röhren und Stöhnen, und der Sog, der bei der Zusammenballung der Sandmassen entstand, hatte einen Wind erzeugt, der an den Shauka und ihren Tieren zerrte, ohne sie indes in Gefahr zu bringen. Er wurde von allen als eher angenehm empfunden, da er den Sandstaub aus den Haaren, den Kleidern und den Federn der Lanys saugte. Die meisten Shauka halfen mit den Händen nach und befreiten vor allem die Ohren von eingedrungenem Sand.

Der Sanddrache blieb in Bewegung, bäumte sich auf und krümmte sich wieder zusammen. Nialin fragte sich, ob er den Dämon erstickt oder verschluckt hatte, ihn am Ende bereits verdaute. Aber plötzlich riss die Flanke des Drachen auf, und der rote Dämon brach brüllend daraus hervor. Er sah unverletzt aus. Offenbar hatte ihm die gewaltige Sandlast nichts anhaben können. Die Flanke des Sanddrachen schloss sich wieder, aber der Dämon griff ihn erneut an. Er versuchte den Bauch des Sanddrachen zu zerfetzen und bespie ihn mit blutrotem Sandschleim, der riesige Löcher in seinen Körper fraß, die durch nachflie-

ßenden Sand nicht gestopft werden konnten. Der Drache röhrte lauter als zuvor und schlug wie rasend mit dem Schwanz nach dem Dämon. Doch dieser wich ein über das andere Mal geschickt aus, sodass ihn die volle Wucht der Schläge nicht traf.

Fassungslos sahen die Shauka dem Kampf der Giganten zu. Was hier geschah, ging weit über das hinaus, was sie verstehen konnten. Sie wollten es auch gar nicht verstehen. Sie hatten selbst mit angesehen, ohne es fassen zu können, wie sich der Dämon aus Gebein, rotem Schleim und Sand einen schrecklich anzusehenden Körper erschaffen hatte. Aber welcher Art das aus weißem Sand geformte und sich stetig verändernde Wesen war, das sich ihm entgegenstellte, vermochte niemand zu sagen. Da es sich jedoch offensichtlich um des Dämons Feind handelte, hoffte jeder Einzelne der Shauka verzweifelt darauf, dass er als Sieger aus dem Zweikampf hervorgehen würde.

Nialin betrachtete besorgt die Löcher im Leib des Sanddrachen. War dieser Dämon so mächtig, dass er den Drachen besiegen konnte? Sie zitterte bei dem Gedanken, dass er den Drachen töten, das Tal verlassen und über Talania herfallen würde. Wer sollte ihm widerstehen können, wenn nicht der Drache? Die törichte Magierin, die den Dämon befähigt hatte, sich alles Böse im Tal untertan zu machen und sich einen Körper zu erschaffen, ganz gewiss nicht.

Wieder spie die Fratze einen langen Strahl Schleim auf den Drachen und zielte diesmal nach dem Kopf, in dem Nialin erneut die Augen in Form von mühlradgroßen grünen Saphiren zu erkennen glaubte. Der Sanddrache zuckte zur Seite, und der Schleim traf nur den Hals. Wieder entstanden Löcher, die sich nicht schließen wollten. Gleichzeitig langten die Klauen des Dämons nach dem Hals und versuchten ihn zu zerfetzen. Die Stellen im Kopf des Drachen, an denen Nialin grüne Saphire gesehen hatte, erloschen, und der Sandkörper schien zu erschlaffen.

Einen bangen Moment lang glaubte Nialin, dass die riesige Echse den Kampf verloren hatte und starb. Aber dann waren die Saphire schlagartig wieder zu sehen und explodierten förmlich in einer Lichtkaskade, die nicht mehr grün, sondern bernsteinfarben leuchtete. Gleichzeitig sprang der Drache höher in die Luft als je zuvor und formte einen Leviathan aus Sand, in dessen Haut sich alle ausgebrannten Löcher geschlossen hatten. Fast regungslos stand der Körper in der Luft. Dann sackte er tiefer, ohne zu zerfließen, ohne noch einmal den Versuch zu unternehmen, den Dämon zu zermalmen.

Das Ungeheuer stand geifernd und brüllend da, konnte den Leviathan aber nicht erreichen. Scheinbar gemächlich driftete der Sanddrache herum, bis nicht mehr der Bauch, sondern der Kopf dem Dämon zu-

gewandt war. Plötzlich öffnete sich das Maul und schickte einen Sandstrahl auf das Monstrum nieder. Der Sandstrahl stand wie ein baumdicker Metallstab in der Luft, ohne sich im Geringsten zu krümmen oder auch nur ein einziges Sandkorn zu verlieren. Der Drache musste in seinem riesigen Leviathanleib einen gigantischen Druck aufgebaut haben, der sich in diesem Strahl entlud. Der Strahl verfehlte den Dämon und bohrte sich in den Grund, wirbelte Sand und Gestein auf, aber versiegte nicht. Der Drache neigte leicht den Kopf und veränderte damit die Richtung des Strahls. Der Dämon sprang zur Seite, aber das half ihm nichts. Der Strahl folgte ihm und traf das Monstrum in der Brust. Der Dämon wurde zu Boden gerissen und vom Strahl am Boden festgenagelt, sosehr er sich auch mühte, wieder auf die Beine zu kommen. Er strampelte wie ein fetter Käfer, vergebens.

Der Strahl veränderte sich, wurde dünner und schneidender, fraß sich in die eklige Brust des Dämons. Das Ungeheuer brüllte vor Wut und vor Schmerz. Der Strahl zerstörte seine rote Schleimhaut, ätzte sich durch die verschmolzenen Knochen und sprengte große Brocken aus dem Körper. Sand und Knochen flogen auseinander, der blutrote Schleim sammelte sich in Pfützen und versickerte im Boden. Der Strahl wanderte zum Kopf des Dämons, schnitt

die entsetzliche Fratze in Streifen und zerstörte erst das eine, dann das andere Facettenauge. Plötzlich gab es einen Knall, und der Rest des Torsos platzte auseinander. Knochen flogen durch die Luft.

Der Sandstrahl versiegte. Langsam sank der Sand-Leviathan aus der Luft zum Talgrund herab und verlor seine Form. Der Sandberg lief ganz allmählich auseinander. Sandwellen bildeten sich, gewaltige Dünen wanderten den fernen Bergen entgegen. Der Drache schickte sich an, seinen Körper wieder auszustrecken. Aber es würde Tage oder Wochen dauern, bis er zur Ruhe gefunden hatte.

Nialin wandte den Blick ab und ließ ihn nach Osten zum Pass schweifen. Die Magierin stand noch immer dort, aber sie war nicht länger allein. Mehrere Lanzenreiter verharrten neben ihr auf ihren Lanys. Wahrscheinlich waren sie alle Zeugen des Kampfes gewesen. Wenn die Söldner jemals die Absicht gehabt hatten, den Shauka in den Sibaner Sand zu folgen, dann waren diese Pläne ganz gewiss gestorben. Niemand würde die Soldaten jetzt noch bewegen können, einen Schritt in das Tal zu setzen.

Die Yaba fragte sich, ob die Magierin gewusst hatte, was sie mit ihren Feuerbällen anrichtete. Sie bezweifelte es. Wahrscheinlich hatte sie den Flüchtlingen nur Angst einjagen, sie mit den Sandfontänen vom Pfad abbringen wollen. Vielleicht hoffte sie auch

auf Unterstützung durch aufgescheuchte Geister. Aber dass der Dämon auftauchte und einen Körper erschuf, konnte sie schwerlich geahnt und gewollt haben.

Ganz sicher war Nialin sich ihrer Sache allerdings nicht. In der Hohen Loge der Magier zu Jubra wurden keine Magier geduldet, die sich mit schwarzer Magie beschäftigten. So hieß es zumindest. Die Hohe Loge weigerte sich auch, den Truppen von Tanatis oder Hogard zu Diensten zu sein. So hieß es. Aber diese Rothaarige hatte sich den Truppen angeschlossen und wandte vielleicht auch schwarze Magie an. Mit oder ohne Billigung der Hohen Loge.

4 – Der Vasall

Masoridona, Meer der Sieben Winde, Mitte Rahja 916 BF

»Seht selbst«, sagte der Kapitän und reichte Rhiana sein Teleskop.

Als sie hindurchschaute, erkannte sie die Flagge sofort. Ein aufsteigender gelber Löwe auf blauem Grund. Die alte talanische Flagge, das Banner von König Arlos. Ihr Herz tat einen Sprung. Es war schön, das Banner im Meer der Sieben Winde zu sehen, aber es tat auch weh, weil sie an ihren ermordeten Vater denken musste. Und an die Schlacht um die alte *Zuflucht* in Albernia, als die blutjunge Muir an ihrer Seite dieses Banner trug. Sie hatten diese Schlacht gewonnen, aber am Ende erneut flüchten müssen. Es war der Beginn einer langen Zeit der Not und des Elends gewesen.

»Wann ist das passiert?«, fragte sie.

»Es wurde mir eben erst gemeldet«, antwortete Rastidos. »Man hat die Verräterflagge eingeholt und diese gehisst. Zweifellos ein Versuch, uns zu narren.«

»Seid Ihr sicher?«

»Pah, was soll sonst dahinterstecken?«

Die Prinzessin war nicht in der Lage, ihm darauf sofort eine Antwort zu geben. Als die *Kapitän Vilgor*

Rastidos aus der Einfahrt hervorstieß, die Marssegel setzte, brasste und rasch Fahrt aufnahm, hatte die talanische Kogge keinen Fluchtversuch unternommen. Im Gegenteil, die Segelfläche war verringert worden. Der fremde Kapitän hatte mehrmals gewendet, hielt das Schiff aber auf Kurs zur Einfahrt in die Bucht. Der von Rastidos geführte Holk kreuzte ebenfalls, versperrte die Einfahrt und versuchte sich in die beste Angriffsposition zu bringen. Rastidos war sich inzwischen sicher, dass die Kogge außer einem kleinen Torsionsgeschütz im Bug keine schweren Distanzwaffen besaß, während sein Schiff mit drei sehr viel größeren Torsionsschleudern bestückt war. Von einigen wenigen Geharnischten einmal abgesehen, die man auf jedem größeren Schiff antraf, waren an Bord auch keine Bewaffneten zu entdecken. Das wollte allerdings wenig heißen. Sie mochten unter Deck kauern. Die Piraten tarnten sich selbst manchmal gern als Besatzung eines harmlosen Kauffahrers und fluteten erst in voller Zahl an Deck, wenn sie die Besatzung des Beuteschiffs eingelullt hatten. Bewaffnete fürchtete der Pirat allerdings wenig. Respekt hatte er nur vor Geschossen, die die Segel zerfetzten, und Hylailer Feuer, das die Planken in Brand setzen und das Schiff abfackeln konnte.

»Was hältst du davon, Finni?«, fragte Rhiana die neben ihr stehende Halbelfe.

»Mich darfst du nicht fragen«, erwiderte Finni. »Du weißt doch, dass ich mich mit Seefahrtsdingen nicht auskenne.«

»Ich frage dich als Freundin, deren Rat ich schätze. Die neue Flagge, die sie zeigen, ist das Banner meines Vaters. Wie können sie die Dreistigkeit haben, es zu zeigen? Wollen sie uns verhöhnen?«

»Das wäre unklug, da sie doch auf unsere Gnade angewiesen sind«, meinte Finni.

»Meinst du?«, warf Neel ein. »Denk an den Schwarzmagier Zaraldus. Vielleicht haben sie ebenfalls einen Magier an Bord und versuchen nur Zeit zu schinden, damit dieser in Ruhe einen Zauber vorbereiten kann.«

»Meint Ihr den Affenzauberer, der jetzt auf Phenos eingepökelt ist wie ein Dämonenbraten?«, rief Rastidos. »An den kann ich mich gut erinnern, besonders an seinen erstaunlichen Hut. Gebt den Befehl zum Angriff, Shastra, und wir schneiden jedem Magier den Kopf ab, bevor er einen Zauberspruch ausspukken kann.«

»Nein, Kapitän, wartet noch«, sagte Rhiana, die weiterhin durch das Teleskop schaute. »Sie haben einen Flaggengast in den Vortopp geschickt.« Sie gab ihm das Teleskop zurück. »Ihr werdet die Signale besser deuten können als ich.«

»Die talanischen Signale kenne ich nicht«, murrte

der Pirat, schaute aber trotzdem durch das Teleskop. »Und von den wenigen Signalen, die überall im Meer der Sieben Winde gebräuchlich sind, interessiert mich nur eines: Kapitulation. Dazu brauchen sie keinen Flaggengast. Es genügt, wenn sie das Banner am Heck und die Segel streichen.«

Aber dann rief er Volken herbei, der zu den aus Talania stammenden Piraten gehörte, und reichte ihm das Teleskop. »Du bist doch auf einem talanischen Schiff gefahren. Was wollen sie?«

Der Pirat, ein bärbeißig dreinschauender Mann von gut vierzig Jahren, dessen rundes Gesicht von einem weit abstehenden Kranz aus Haupt- und Barthaar umrahmt wurde und damit noch breiter wirkte, betrachtete die nacheinander gezeigten Flaggen. »Das ergibt für mich keinen Sinn«, brummte er. »Aber ich hörte, dass die Kaufmannsgilde von Avina-Noblis die Signale neu festgelegt hat.«

Ulrik trat heran. Er schien sich von Rhianas Zurechtweisung halbwegs erholt zu haben. »Erlaubt, dass ich mir das anschaue, Kapitän«, sagte er für seine Verhältnisse ungewöhnlich höflich. »Ich war umständehalber auf der *Elon Uriba Machartes* ...«

»Ein Schiff dieses Namens kenne ich nicht«, unterbrach ihn Rastidos mit verräterisch zuckendem Mundwinkel. »Abgesehen davon halte ich den Namen für lächerlich und kann mir nicht vorstellen,

dass jemand ein Schiff so nennt. Ihr müsst einen anderen Kahn meinen.«

Einen Moment lang sah es so aus, als wollte der Blonde etwas Derbes darauf antworten, aber dann fuhr er fort: »Wie auch immer, jedenfalls wurden während der Reise Signale mit einem anderen talanischen Schiff ausgetauscht, und ich habe mir diese und zusätzlich einige andere erklären lassen.«

Volken sah Rastidos fragend an und reichte, als dieser nickte, das Teleskop an Ulrik weiter.

Der Flaggengast auf der Kogge wiederholte unverdrossen die Signale.

»Eines davon heißt ›Wichtige Botschaft‹, ein anderes ›Bitte, an Bord kommen zu dürfen‹«, sagte Ulrik nach einer Weile.

»Ha!«, rief Rastidos. »Das kann er haben! Wir kommen liebend gern zu ihm an Bord!«

»Ich glaube, es ist andersherum gemeint«, erwiderte der Blonde.

»Ach Unsinn«, wischte der Kapitän den Einwand beiseite. »Ihr habt das sicher falsch verstanden. Er will uns das Schiff kampflos übergeben. Eigentlich schade, aber wir sollten uns beeilen, die Einladung anzunehmen, bevor sie ihre Schatztruhen verstecken können!« Er wandte sich der Prinzessin zu. »Was meint Ihr, Shastra?«

»Es ist Euer Schiff, und ich habe Euch nichts zu be-

fehlen«, gab Rhiana zur Antwort. »Aber was schadet es, wenn wir uns anhören, was sie zu sagen haben? Für andere Maßnahmen bleibt immer noch Zeit und Gelegenheit. Und wie ich Euch kenne, findet Ihr jede Schatztruhe, egal wie gut sie versteckt wurde.«

Der Kapitän überlegte und strich sich über den Bart. »Na schön. Aber er soll wissen, dass er als Bittsteller kommt.« Er schaute Rashid an. »Um es mit Rastullah zu sagen: Das Pferd kriegen wir, und ihm bleibt nur der Hammel. Ein geschorener Hammel. Höchstens.« Dann brüllte er über Deck: »Shoshon, die Rotzen ausrennen! Steingeschosse aufnehmen und auf die Segel zielen! Ich erwarte Meldung, wenn ihr fertig seid!«

Der mundfaule und schmuddelige, aber überaus fähige Stückmeister des Schiffes hielt es nicht für nötig, den Befehl zu bestätigen. Zahnlos nuschelnd teilte er seine Leute ein.

Während die Stückmannschaften mittschiffs die Torsionsschleudern in Stellung brachten, die Spannschrauben drehten und nach den Anweisungen der Schützen Richtkeile einschlugen, ließ Rastidos erneut brassen. Langsam drehte sich die *Kapitän Vilgor Rastidos* in den Wind und verkürzte den Abstand zu der Kogge. Als die Klarmeldung von den Geschützen kam, ließ der Kapitän wieder brassen. Der Holk war ein schwerfälliges Schiff, was aber durch die im Ver-

gleich zur Kogge größere Segelfläche wettgemacht wurde. Und es lag gut am Ruder. Rastidos, der früher die Galeere *Schwarze Hand* für Überfälle benutzt hatte – inzwischen führte dort seine ehemalige Steuerfrau Sefi Mefronidis das Kommando –, war ein erfahrener Seemann, der auch mit größeren Schiffen gut zurechtkam. An die Besonderheiten des Holk hatte er sich schnell gewöhnt. Langsam drehte sich das Schiff und wandte schließlich der Längsseite der Kogge die eigene Längsseite zu. Das talanische Schiff, dessen Namen sie immer noch nicht kannten, machte keinerlei Ausweichbewegungen.

»Volle Breitseite!«, schrie Rastidos.

Im nächsten Moment wurden die Sperrbolzen aus den Haltevorrichtungen geschlagen, die Wurfkellen wippten nach vorn, und drei dicke Steinbrocken sausten der Kogge entgegen. Während die Wurfkellen nachfederten und die Stückmannschaften größte Mühe hatten, die Geschützlafetten am Ausbrechen zu hindern, durchlöcherten zwei Brocken das Hauptsegel der Kogge. Der dritte Schuss war zu hoch angesetzt. Der Stein flog über die Masten hinweg und plumpste ins Meer.

»Bei den Niederhöllen!«, schrie Rastidos. »Wie kann man dieses riesengroße Segel denn überhaupt verfehlen? Welcher Volltrottel war das?« Er wartete nicht auf eine Antwort. »Neu spannen, laden! Shos-

hon, sag Bescheid, wenn alles bereit ist. Und diesmal will ich drei Steine in den Segeln sehen! Und wehe, ein Stein landet im Rumpf! Wer mir meine schöne Kogge ernsthaft beschädigt, wird kielgeholt!«

Neel zog eine Grimasse. »*Seine* schöne Kogge ...«

Manäo Rastidos hatte es gehört und wandte sich ihr zu. »Was stört Euch denn daran?«, entrüstete er sich. »Dass die Leute des Vorbesitzers noch an Bord sind? Das wird sich bald ändern! Was wollt Ihr noch? Eine Eignerurkunde? Unter meinen Leuten ist jemand, der halbwegs sauber schreiben kann. Ich lasse ihn ein hübsches Pergament anfertigen und es von dem früheren Kapitän der Kogge besiegeln, falls der Vorbesitzer nicht an Bord ist. Ihr seht, es geht alles mit rechten Dingen zu. Ich habe mir sogar schon einen hübschen Namen für das Schiff überlegt. Es soll *Amazone Neel* heißen. Ich lasse ein Porträt von Euch für den Heckspiegel schnitzen. Was haltet Ihr davon?«

»Gar nichts«, knurrte die grauhaarige Amazone.

Rastidos nickte. »Das dachte ich mir schon. Na gut, dann nenne ich es eben *Sigate Jonomar.* Wenn man Sigate barbusig darstellt, würde sie sich auch gut als Galionsfigur machen. Was haltet Ihr von einer barbusigen Sigate am Bug, Amazone?«

»Ich rate Euch eher zu einer Schatztruhe als Galionsfigur«, meinte Neel. »Sie würde Eurem Denken und Streben besser entsprechen.«

»Bei Rastullah, die Kogge streicht die Flagge und die Segel«, unterbrach Rashid den Disput.

Er war nicht der Einzige, der es bemerkt hatte. Mittschiffs brach Jubel aus. Einige Piraten johlten. Übermütige Scherzworte machten die Runde und wurden mit Gelächter quittiert.

»Ich habe nichts anderes erwartet«, meinte Rastidos zufrieden. Während die Kogge den Anker ausbrachte, nahm er das Teleskop und schaute damit zum Achterkastell. »Ah«, sagte er. »Da ist ein Kerl erschienen, der reich aussieht. Der Umhang gefällt mir. Auch die schwere Halskette. Und dieser Hut ... Ich hatte noch nie einen Hut mit einem Wappen darauf. Jetzt habe ich einen.«

»Hogards Wappen?«, fragte Rhiana.

»Nein, ein anderes, das ich nicht kenne.« Er reichte ihr das Teleskop. Als die Klarmeldung von den Geschützen kam, hob er die Gefechtsbereitschaft auf und ließ Kurs auf die Kogge nehmen.

Die Prinzessin suchte das Achterkastell ab. Der Mann, von dem Rastidos geredet hatte, war nicht zu übersehen. Es handelte sich um einen älteren Mann mit einem buschigen grauen Backenbart und einer Adlernase. Er mochte um die sechzig herum sein. Er war in ein bis zu den Füßen hinabfallendes Gewand aus dunkelbraunem Samt gekleidet, trug eine Halskrause aus weißer Spitze und einen ebenfalls brau-

nen, innen dunkelrot gefütterten Umhang. Auf der Brust war die von dem Piraten bereits erwähnte Halskette zu sehen, die aus aneinandergereihten Tafeln und Kugeln aus einem glänzenden Metall bestand und kostbar aussah. Dabei konnte es sich nur um eine Art Amtskette handeln. Wahrscheinlich war der Mann ein Adliger. Einer von Hogards Getreuen. Rhiana sah es mit gemischten Gefühlen. Einerseits war sie froh, dass es sich der Kleidung und dem Habitus nach bei dem Mann wohl kaum um einen Magier handelte. Aber falls dies mehr als nur ein reicher Kaufherr war, musste er besondere Gründe haben, sich so weit draußen im Meer der Sieben Winde herumzutreiben. Wenn er und seine Leute gefangen genommen wurden, würde man nach ihm und der Kogge suchen. Aber nach Talania zurückkehren durfte er auch nicht.

Sie starrte ihn weiter durch das Teleskop an. Wer mochte er sein? Einer der adligen Verräter, die ihren Vater gestürzt hatten? Ein Günstling Hogards, der erst nach dem Thronraub zu Amt und Würden gelangt war? Oder einer der einstigen Vasallen ihres Vaters, der ihn zwar nicht verraten hatte, ihm aber auch nicht ins Exil gefolgt war? Einer, der sich später irgendwie mit Hogard arrangiert hatte? Rhiana vermochte nicht einmal zu sagen, ob ihr ein solcher Mann sympathischer als die anderen wäre. Denen,

die wie die Montas' und Bhidanjis mit Arlos geflohen und alles verloren hatten, würde er es ganz gewiss nicht sein.

»Und?«, wollte Finni ungeduldig wissen.

»Ich halte ihn für einen Adligen. Älter, um die sechzig.«

»Kennst du ihn?«

»Finni, ich habe keine Erinnerungen an Talania, schon gar nicht an Adlige. Alles, was ich darüber weiß, ist aus zweiter Hand. Ich wünschte, die Ronka wäre hier. Oder Maruna. Sie würden den Mann vielleicht erkennen.«

Einen Moment lang überlegte sie, ob sie die Piraten befragen sollten, die aus Talania stammten. Aber das waren alles einfache Leute aus dem Volk und seit vielen Jahren bei den Piraten. Dass jemand von denen den Fremden kannte, war kaum zu erwarten.

Ihr ging im Kopf herum, warum der Unbekannte die alte talanische Flagge hatte aufziehen lassen. Was wollte er damit bezwecken? Und woher hatte er sie? Für einen Vasallen von Hogard wäre wahrscheinlich allein der Besitz dieser Flagge schon gefährlich.

Während der Adlige sich mit einem sehr jungen, höfisch gekleideten Mann unterhielt, studierte Rhiana sein Gesicht. Je näher die *Kapitän Vilgor Rastidos* der Kogge kam, desto besser konnte sie Einzelheiten ausmachen. Die Züge wirkten aristokratisch, viel-

leicht etwas hochmütig, in jedem Fall aber selbstsicher. Rhiana musste sich eingestehen, dass der Mann eine gewisse Würde ausstrahlte und nicht unbedingt wie ein finsterer Feind aussah. Aber sie hatte im Laufe der Zeit gelernt, dass auf Gesichter kein großer Verlass war. Dem zuvorkommenden, manchmal sogar liebenswürdigen Ritter Mortenberg war der gewiefte Intrigant so wenig anzusehen wie Elidana Charazzar ihre blutige Erbarmungslosigkeit.

Eisfell, dem Rhianas starre Haltung offenbar missfiel, drückte sich gegen ihre Beine, und sie beugte sich kurz herab, um ihn zu streicheln. Sie schickte ihm ein fröhliches Gedankenbild, in dem sie mit ihm am Strand herumtollte. Eisfell bellte.

»Später, Eisfell«, sagte sie. »Später.«

Dann wandte sie ihre Aufmerksamkeit erneut dem Fremden zu. Dieser schaute nur gelegentlich und dann fast beiläufig zu dem sich nähernden Piratenschiff hinüber, und Rhiana konnte keine Furcht in seinem Gesicht erkennen. Auch das erschien ihr ungewöhnlich. Er müsste doch eigentlich in allergrößter Sorge um sein Hab und Gut und um sein Leben sein. Was wusste dieser Mann über die Piraten, dass er der Situation so gelassen gegenüberstand? Was wusste er über die talanischen Flüchtlinge? Was wusste er über sie selbst und ihre Gefährten? Hatte er am Ende noch einen Trumpf im Ärmel? Machte ihn das so selbstsicher?

Die Brust mit der schweren Halskette und das Gesicht hatte sie gut erkennen und mustern können. Allein der Hut, der Rastidos so gut gefiel, war weitgehend durch eine Spiere verdeckt gewesen. Das änderte sich, als der Mann ein paar Schritte tat, um mit einer älteren Frau zu reden, die der Kleidung nach eine Seefrau sein musste, vielleicht die Kapitänin oder die Steuerfrau. Endlich bekam die Prinzessin Gelegenheit, das Wappen auf dem Hut zu betrachten, von dem Rastidos erzählt hatte.

Sie erstarrte und schluckte mehrmals, als wollte sie etwas sagen, ohne indes einen Ton über die Lippen bringen zu können.

Finni, die ihre Freundin aufmerksam beobachtet hatte, blieb dies nicht verborgen. »Was ist, Rhiana? Sag jetzt bloß nicht, dass Zaraldus von den Toten auferstanden und an Deck spaziert ist.«

Rhiana hatte sich gefangen. »Nein, nein«, wehrte sie ab. »Kein Zaraldus und auch kein anderer Magier. Es ist nur, dieses Wappen auf dem Hut ... Ich kenne es ...«

»Das Wappen Eurer Familie, wie es auf dem Banner zu sehen war?«, fragte Finni mitfühlend.

»Nein, Finni, ein anderes talanischen Wappen. Es ist ... Ich kann es mir nicht erklären ... Er kann doch unmöglich ... Die Annasco ...«

»Rhiana, kommt zu Euch«, mischte sich Neel ein,

und ihre Stimme klang besorgt. »Bei Rondra, was kann denn so Seltsames an einem Wappen sein?«

»Ich weiß, was die Königin aller Rosen, deren Schönheit jeden Betrachter berauscht, gesehen hat«, erklärte Rashid. »Etwas, das auf den Flammenbund verweist.«

»Ihr irrt, Sohn der Wüste«, sagte Rastidos. »Und zwar gewaltig. Das Wappen zeigt eine Art Gewürznelke und eine Heugabel. Mir wäre neu, dass sich der Flammenbund mit so etwas abgibt.«

Die Prinzessin verzog das Gesicht zu einem kleinen Lächeln. »Ihr habt Recht, Kapitän, es hat wirklich nichts mit dem Flammenbund zu tun. Bitte, ihr alle, lasst mir einen kleinen Moment, um meine Gedanken zu ordnen ...« Sie strich sich ein paar Strähnen ihres langen blonden Haars aus dem Gesicht. »Es ist nicht so dramatisch, wie ihr denkt, und nichts, was uns bedroht. Ich bin nur etwas durcheinander. Ich möchte versuchen, es euch zu erklären ...« Sie öffnete die Hand und schloss sie wieder, mehrmals, eine Geste, die ihr nicht bewusst wurde und die ihre Anspannung verriet. »In der Zuflucht haben mich Neel und Tjalmar die Waffenkünste gelehrt, während die damals schon sehr alten Scholaren Wininian und Sholken, die leider schon längst nicht mehr unter uns sind, mich mit der Geschichte, dem täglichen Leben und der Geografie Talanias vertraut machten. Ich war

ein junges Mädchen und keine besonders willige Schülerin, fürchte ich. Jedenfalls hatten sie mit mir ihre Last. Aber viele Dinge, die sie mir einzutrichtern versuchten, sind hängen geblieben. Und später hat Mutter Maruna mich über neuere Entwicklungen in Talania auf dem Laufenden gehalten, so spärlich sie auch nach außen drangen.« Sie unterbrach sich selbst. »Ach, Unsinn, warum erzähle ich euch das alles, es spielt keine Rolle. Das Wappen auf dem Hut ist das Wappen des Uribats Varstaan, von den Schäreninseln der Suderbroken mal abgesehen, die südlichste Insel Talanias. Es zeigt eine Minias und einen Solitan. Kapitän Rastidos, Ihr hattet Recht mit der Vermutung, dass es sich bei der Pflanze um eine Art Gewürznelke handelt, aber sie ist winzig und wächst auf wandernden Bäumen. Der Solitan ist eine Art Kamm, kaum größer als ein Fingernagel, mit dem das Gewürz abgeschabt wird. Die Minias und andere Gewürz- und Duftstoffe machen den ganzen Reichtum der ansonsten zerklüfteten und unzugänglichen Insel aus. Talania handelt mit diesen seltenen und schwer zu gewinnenden Gewürzen und Duftstoffen, und deshalb hat das zwar kleine, aber reiche Uribat Varstaan in Talania eine fast so große Bedeutung wie die viel größeren und beachtlicheren Rakonien Lanatira, Horknir und Paduran.«

Rhiana unterbrach sich abermals und lächelte. »Ich

erschlage euch mit Namen, die euch nichts sagen, und mit Hintergründen, die im Moment überhaupt nicht wichtig sind, als wollte ich mit meinem mir mühsam eingetrichterten Wissen glänzen. Verzeiht mir. Wichtig ist eigentlich nur, dass der Graf von Varstaan, Lexis Uriba Katanis, ein treuer Vasall meines Vaters war, und niemand weiß, was aus ihm geworden ist, als Hogard an die Macht kam. Seither regiert Hogards Mätresse Tricida Annasco das Uribat, das ist gewiss. Und mir ist eingefallen, dass der jeweilige Uriba oder die Uribai eine derartige Amtskette trägt wie der Fremde dort drüben. Die Annasco würde diese Kette, die übrigens aus einem seltenen talanischen Metall mit eingearbeiteten Duftkapseln besteht, niemals einem Verwandten oder gar einem Hofbeamten anvertrauen. Ich stehe vor einem Rätsel.«

»Aber warum denn, Rhiana?«, wunderte sich die Halbelfe. »Es passt doch alles zusammen. Die Amtskette und das Arlos-Banner, und das Alter passt auch, oder? Es kann sich nur um den früheren Amtsinhaber handeln, der deinem Vater treu ergeben war. Wie hieß er noch mal? Kabanis? Er wird es irgendwie geschafft haben, sich seine Grafschaft zurückzuerobern.«

»Lexis Katanis«, wiederholte Rhiana den Namen. »Aber das ist unmöglich. Hogard ist ein Tyrann, der

die Zügel straff hält, und Varstaan ist ein Lehen, das im Gegensatz zu einigen anderen Ländereien unmittelbar der Krone untersteht. Gegen Hogards Willen geht da gar nichts.«

»Der Verräterkönig könnte dieses Weibes überdrüssig geworden sein«, merkte Rastidos an. »So was soll vorkommen. Sogar bei Verrätern mit Affengesichtern, wie Hogard eines hat.«

Rhiana schüttelte energisch den Kopf. »Die Annasco ist nicht nur seine Mätresse, sondern auch eine fanatische Gefolgsfrau und für die Absicherung seiner Macht unverzichtbar.«

»Fragen wir den Kerl doch einfach, was er mit dem Unfug bezweckt«, meinte Rastidos fröhlich. »Wir sind ja gleich bei ihm. Und wenn uns die Antworten nicht gefallen, schneiden wir ihm die Kehle durch. Allerdings bestehe ich darauf, dass ihm vorher der Hut und die Kette abgenommen werden, damit sie nicht darunter leiden. Wenn noch Zeit bleibt, soll er mir auch mein Pergament unterzeichnen. Und was den Umhang angeht: Meint ihr, dass das rote Innenfutter zu meiner roten Jacke passt?«

Die Prinzessin fühlte sich nicht wohl in ihrer Haut, und sie sah den Gefährten an, dass es ihnen nicht anders erging. Bei allen Verdiensten, die sich die Piraten erworben hatten, waren sie nun mal in erster Linie Räuber, mit deren blutigem Geschäft Rhiana nichts

zu tun haben wollte. Sie fragte sich, ob sie Rastidos bei allem Respekt, den er ihr gegenüber an den Tag legte, in die Schranken weisen konnte. Er schien ganz und gar davon auszugehen, dass die talanische Kogge mit allem, was sich darauf befand, sein Eigentum war. Wenn es aber wirklich Katanis war, der sich an Bord des Schiffes befand, und dieser ein Gegner von Hogard war, wäre es unverzeihlich, ihn zu berauben.

Hilfe suchend wandte sie sich an Neel. »Ich habe das Gefühl, dass im Moment jede Entscheidung die falsche ist. Was würdet Ihr tun, Neel?«

Die alte Amazone musste nicht lange überlegen. »Es ist Rondras Wille, dass wir die Kogge kapern, Prinzessin. Wir kommen nicht darum herum. Dieses Schiff hätte hier niemals aufkreuzen dürfen. Egal wer sich an Bord befindet und welche Absichten er hat – er hätte nicht wissen dürfen, dass die Flüchtlinge, die Piraten und dass wir hier sind.«

»Rastullah sagt, zähle die Gründe, die den Feind zum Feind machen, und wäge dann ab, ob er wirklich ein Feind ist«, hielt Rashid dagegen. »Du weißt nicht, ob all dies zutrifft, was du aufgezählt hast.«

»Mir genügt, dass die Kogge die Insel anlaufen wollte!«, schnappte Neel.

»Vorzüglich!«, freute sich Rastidos. »Hört auf diese Frau. Aus ihr spricht göttliche Weisheit. Wollt Ihr nicht doch einen neuen Säbel annehmen, Amazone?

Oder den Umhang des Kerls? Euch würde er auch gut stehen. Nun ja, vielleicht nicht ganz so gut wie mir, aber immerhin. Ich wäre unter Umständen bereit, zu Euren Gunsten darauf zu verzichten. Und wer weiß, vielleicht besitzt er ja noch einen zweiten, noch schöneren. Und weitere Hüte. Wollt Ihr auch einen Hut?«

Neel beachtete ihn nicht, sondern wandte sich wieder Rhiana zu. »Wir müssen verhindern, dass dieses Schiff nach Talania zurückkehrt!«

»Damit erreichen wir gar nichts«, entgegnete Ulrik. »Wenn der Feind schon weiß, wo wir stecken, wird er neue Schiffe aussenden. Diesmal Kriegsschiffe. Denkt an die Truppen, die er auf Phenos angelandet hat.«

»Ich dachte mir schon, dass du die Partei des Feindes ergreifen würdest«, fauchte Finni.

»Was soll das?«, gab Ulrik ärgerlich zurück. »Ist das die Art, wie man in einer verschworenen Gemeinschaft, von der Rhiana vorhin gesprochen hat, miteinander umgeht?«

Die Halbelfe wurde rot, was wirklich selten vorkam. »Es war nicht so gemeint«, murmelte sie.

»Wenn nicht von ihr, dann aber von mir!«, herrschte Rashid den Blonden an. »Bei Rastullah, du bist hier von allen der Letzte, der sich herausnehmen darf, sich als Mawdli aufzuspielen. Du hast dich für die Thronräuber verdingt, ob nun wissentlich oder nicht.

Wie kann es dich da verwundern, wenn wir misstrauisch sind?«

Rhiana tat es im Herzen weh, den Streit der Gefährten mit anhören zu müssen. Seit Ulrik sich ihnen angeschlossen hatte, gab es Zwietracht. Der Blonde war daran nicht unschuldig, aber die Abneigung der anderen ihm gegenüber schien tiefer zu gehen, als sie vermutet hatte. Dabei wünschte sie sich so sehr, dass ihre Freunde untereinander Frieden hielten.

»Schluss damit!«, rief sie ärgerlich. »Ulrik hat einen durchaus berechtigten Einwand erhoben.«

»Ach was«, widersprach Neel. »Unser Problem sind nicht Schiffe, die einmal kommen mögen, sondern unser Problem ist ein Schiff, das da ist. Notfalls müssen die Siedler sich eben eine andere Insel suchen.«

»Neel, Ihr wisst nicht, was Ihr da sagt«, meinte Rhiana erschrocken. »Sie haben wie die Tiere gearbeitet, um sich neu einzurichten. Man kann ihnen nicht zumuten, ein weiteres Mal alles aufzugeben und neu anzufangen.«

»Wenn der Feind abermals ihr Leben bedroht, wird ihnen nichts anderes übrig bleiben.« Neels einziges Auge flammte. »Und wisst Ihr was? Ihnen wird so oder so nichts anderes übrig bleiben! Macht Ihr Euch etwas vor, Prinzessin, oder seid Ihr blind für die Dinge? Ihr habt genug von der Siedlung und Masoridona

gesehen, um zu wissen, dass dieses karge Eiland die Siedler nicht ernähren kann. Wer etwas anderes glaubt, ist ein Träumer. Ohne die Hilfe der Patrusco wären die meisten längst verhungert. Und wenn nur ein einziges Mal ein Schiff aus Havena ausbleibt, beginnt hier das große Elend.«

Rhiana war wie vor den Kopf geschlagen. Was sie verstörte, waren nicht die Dinge, die Neel gesagt hatte. Was sie verstörte, war die Tatsache, dass die Amazone etwas laut ausgesprochen hatte, was Rhiana tief in ihrem Inneren wusste. Was sie verstörte, war die Wahrheit, die sie sich selbst bisher nicht hatte eingestehen wollen.

»Ist das der Ort und die Zeit, das Schicksal der Siedlung zu erörtern?«, stieß sie bitter hervor.

»Kaum«, gab Neel ihr Recht. »Ich bitte Euch um Verzeihung, Prinzessin. Gleichwohl ist es die Wahrheit, und das wisst Ihr.«

Kapitän Rastidos hatte mit einem Ohr zugehört, während er seinen Leuten Anweisungen erteilte, sich aber nicht eingemischt. Er tat es auch jetzt nicht. Was hinter seiner Stirn vorging, vermochte niemand zu sagen. Rhiana fragte sich, ob ihn das Schicksal der Siedler überhaupt interessierte. Wahrscheinlich nur insoweit, als Masoridona für die Piraten ein tauglicher Stützpunkt sein konnte, weil es hier fähige Handwerker gab, die ihre Schiffe reparieren konnten.

War das die einzig denkbare Zukunft der Siedlung – ein Piratennest zu sein, abhängig vom Wohlwollen der Piraten, ihren rauen Sitten unterworfen und früher oder später von einer talanischen Strafexpedition ausgeräuchert?

Mit halbierter Segelfläche kreuzend, bewegte sich die *Kapitän Vilgor Rastidos* auf die vor Anker liegende Kogge zu. Der weiterhin aus wechselnden Richtungen einfallende Wind stellte ein Problem dar, das Rastidos löste, indem er die Segelfläche weiter verkleinerte. Obwohl von der Kogge keine Gefahr auszugehen schien, hatte der Kapitän Bogenschützen in die Mastkörbe und Wanten geschickt. Alle anderen Piraten befanden sich an Deck und trugen ihre Waffen. Soweit sie nicht Segelanweisungen ausführten, lehnten sie an den Relingen, grinsten zur Kogge hinüber, machten Halsabschneidergesten oder wetzten die Messer. Für die Besatzung der Kogge war dies gewiss kein allzu ermutigender Anblick.

Rastidos ließ eine Piratin den Sprachtrichter holen, der zu den Beutestücken gehörte, die ihm bei der Kaperung des Schiffes in die Hände gefallen waren.

»He, Talanier!«, rief er zu der Kogge hinüber. »Ich will mit eurem Kapitän sprechen.«

Ein vollbärtiger Mann, der einen straff nach hinten gekämmten geflochtenen Zopf sowie eine lange Lederjacke trug, trat an die Reling des Achterkastells

der Kogge. Er hielt ebenfalls einen Sprachtrichter in der Hand.

»Ich bin Kapitän Galo Galodin von der *Pranij Turibai Machartes.* Wer seid Ihr, und wie heißt Euer Schiff?«

Rastidos verbeugte sich und vollführte eine grandiose Geste mit dem Hut, bevor er antwortete. »Kapitän Manäo Rastidos, auch Rastidos XV. genannt. Mein Schiff ist die *Kapitän Vilgor Rastidos,* benannt nach meinem Vorfahren Rastidos I., einem bewunderungswürdig berüchtigten und beispiellos erfolgreichen Piraten, der noch heute als Untoter die Meere befährt und Schiffe ausraubt. Gewiss habt Ihr schon von uns beiden gehört. Sagtet Ihr, mein neues Schiff heißt *Machartes* mit irgendwas davor? Was für ein alberner Name! So nennt man vielleicht Truthähne, aber keine Schiffe! Merkt Euch schon mal den neuen: *Sigate Jonomar*.«

»Ich verstehe Euch nicht.«

»*Sigate Jonomar!*«, brüllte Rastidos in den Trichter. »Habt Ihr es jetzt verstanden?«

»Den Namen habe ich schon beim ersten Mal verstanden. Aber Eurer Rede Sinn ist mir nicht klar.«

»Das macht nichts. Ihr müsst es nicht verstehen. Ihr werdet sowieso als Kapitän abgesetzt. Nicht dass ich persönlich etwas gegen Euch hätte, das dürft Ihr mir glauben, aber es gibt Leute in meiner Besatzung, die ältere Anrechte haben.«

Rastidos erntete bei seinen Leuten Gelächter und Beifall.

Kapitän Galodin sah wütend aus und beriet sich mit dem Adligen. Offenbar wurde er angewiesen, weiter zu verhandeln, und setzte den Sprachtrichter wieder vor den Mund.

»Warum führt Ihr keine Flagge?«

»Wozu? Wir wissen doch, wer wir sind.«

»Ja, Piraten.«

»Sehr gut beobachtet, Kapitän Galodin«, lobte Rastidos. »Wenn Ihr weiterhin diesen flinken Geist zeigt, verzichte ich vielleicht darauf, Euch die Kehle durchzuschneiden, und setze Euch als meinen persönlichen Hutzähler ein. Ihr müsst wissen, ich habe schon eine stattliche Sammlung, und der Wappenhut Eures Ratgebers wird sich darin vortrefflich einfügen.«

Auch diese Bemerkung rief bei den anderen Piraten Erheiterung hervor.

Nachdem sich Galodin erneut mit dem Adligen unterhalten hatte, rief er: »Wir haben Kunde von Eurem Wirken erhalten, Kapitän Rastidos, und es nötigt uns einen gewissen Respekt ab. Ihr habt für Prinzessin Rhiana von Talania gekämpft. Befindet sich die Prinzessin an Bord Eures Schiffes?«

»Es scheint eine lästige Angewohnheit von ehemaligen Kapitänen auf ehemaligen Machartes-Schiffen

zu sein, sich nach der Shastra zu erkundigen«, gab Rastidos zurück. »Was geht Euch das an, he? Und zum Thema Hütezählen habt Ihr Euch gar nicht geäußert. Was ist damit? Überfordert es Euch?«

Der Mann schluckte erkennbar, riss sich aber zusammen. »Wir haben einzig und allein die Segel gestrichen, damit seine Exzellenz Lexis Katanis, Hoher Rat von Varstaan, der Prinzessin seine Aufwartung machen kann.«

Bisher war Rhiana der Unterhaltung angespannt, aber zugleich amüsiert gefolgt. Jetzt horchte sie auf. »Also doch«, sagte sie leise. »Es ist tatsächlich Katanis. Zumindest behauptet er es. Aber wieso ›Hoher Rat‹? Und was will er von mir?«

»Sei bloß vorsichtig«, wisperte Finni. »Lass dich auf nichts ein. Es könnte eine weitere Falle des Flammenbundes sein.«

Rastidos setzte gerade wieder den Sprachtrichter an den Mund. »Ich hatte eher den Eindruck, es waren unsere Rotzen, die Euch veranlasst haben, die Segel zu streichen. Aber wir wollen uns nicht streiten. Schickt alle Bewaffneten an Deck und lasst sie die Waffen ablegen!«

»Was fällt Euch ein?«, empörte sich Galodin, aber der Adlige packte ihn am Arm und redete eine Weile energisch auf ihn ein. Mit rotem Gesicht und geschwollenen Adern auf der Stirn kehrte der Kapitän

zur Reling zurück und sagte: »Ich wurde angewiesen, Euren Anweisungen zu folgen, wenn Ihr mir bestätigt, dass sich die Prinzessin an Bord befindet und dem Hohen Rat eine Unterredung mit ihr gewährt wird. Außerdem verlangen wir aus dem Mund der Prinzessin die Zusicherung, dass niemand von uns Schaden an Leib und Leben nimmt.«

»Pah!«, rief Rastidos. »Ihr habt gar nichts zu fordern! Schon gar nicht an Bord meiner *Sigate Jonomar!* Sagt das dem Hutständer neben Euch und fragt ihn bei der Gelegenheit, wie viele Hüte er noch dabei hat.«

Er wandte sich Rhiana zu und lächelte verschmitzt. »Habt Ihr es bemerkt? Von irgendwelchen Besitzansprüchen, die ja ohnehin weit hergeholt wären, ist keine Rede mehr. Soll ich meine Leute anweisen, den Kahn zu säubern, oder wollt Ihr wahrhaftig vorher mit dem Hutständer reden?«

»Gebt mir den Sprachtrichter!«, forderte Rhiana. »Und – bitte, Kapitän Rastidos! – haltet Eure Leute zurück!«

Achselzuckend reichte Rastidos ihr den Trichter.

»Ich bin Rhiana, die Tochter des hinterhältig gemeuchelten rechtmäßigen Königs von Talania«, rief sie zu dem Schiff hinüber. »Meine Freunde und ich sind nur Gäste auf diesem Schiff, aber ich werde mich leidenschaftlich dafür einsetzen, dass niemandem ein

Haar gekrümmt wird. Das schwöre ich bei allem, was mir heilig ist. Aber Ihr werdet den Befehlen von Kapitän Rastidos nachkommen müssen. Das ist leider nicht zu ändern.«

Der Adlige auf dem Achterkastell der Kogge entriss Galodin den Sprachtrichter und antwortete: »Ich bin tief bewegt, Euch nach einer langen Suche endlich begegnet zu sein, Hoheit. Nehmt das Schiff, es gehört Euch. Aber gewährt mir bitte eine Audienz. Es geht um Talania.«

»Nennt mich nicht Hoheit und redet nicht von einer Audienz«, gab Rhiana zurück. »Aber ich werde mich gern mit Euch unterhalten.«

Die Übernahme der Kogge verlief unblutig. Die Besatzung hatte sich murrend in ihr Schicksal gefügt und in den Laderaum sperren lassen. Das gleiche Schicksal war Kapitän Galodin und den anderen Offizieren widerfahren. Da Rastidos für die Enterung nur Leute einsetzte, auf die er sich bedingungslos verlassen konnte, kam es außer ein paar derben Püffen für Widerspenstige zu keinerlei Übergriffen. Allein Katanis und der höfisch gekleidete junge Mann an seiner Seite, den er als seinen Neffen Adik vorstellte, wurden verschont und durften sich unbehelligt in die Kapitänskajüte zurückziehen, die ihnen seit Beginn der Reise als Domizil diente.

Rastidos ließ die schwankenden Verbindungsstege, die den Holk und die Kogge miteinander verbanden, einholen, auf beiden Schiffen die Anker lichten und die Segel setzen. Während Steuermann Hirrkes die *Kapitän Vilgor Rastidos* in die Bucht zurückführte, ließ es sich Rastidos nicht nehmen, sein neues Schiff vor den Wind zu legen und zu erproben, bevor er, höchst zufrieden mit der Segelleistung der Kogge, ebenfalls die Einfahrt zur Bucht ansteuerte.

Als die beiden Schiffe schließlich in Strandnähe nebeneinander ankerten, begannen die Piraten damit, die Kogge zu plündern. Unter den wachsamen Augen von Rastidos wurden nur Dinge an Bord der *Kapitän Vilgor Rastidos* geschafft, die nicht zur Ausrüstung der Kogge gehörten. Er duldete die Plünderung der Kajüten und Mannschaftslogis, befahl jedoch, die Kapitänskajüte unberührt zu lassen, und stellte Sino und Shoshon als Wachen ab, um dieser Forderung Nachdruck zu verleihen.

Rhiana und ihre Gefährten waren auf dem Holk geblieben, weil sie mit der Übernahme und der Plünderung der Kogge nichts zu tun haben wollte. Erst als die beiden Schiffe in der Bucht wieder mit Laufplanken verbunden waren, entschloss sich die Prinzessin, sich an Bord der *Pranij Turibai Machartes* zu begeben, um sich mit dem Adligen zu unterhalten.

Rhiana hatte nach der Ronka Bhidanji geschickt

und sie gebeten, wenn irgend möglich an Bord zu kommen, um sich den Mann anzuschauen, der sich als Katanis ausgab. Die Fürstin besaß noch immer scharfe Augen, und es war davon auszugehen, dass sie Katanis wiedererkennen würde, auch wenn seit der letzten Begegnung mit ihm mehr als zwei Jahrzehnte vergangen waren. Wenn der Mann mit der Adlernase denn tatsächlich der frühere Uriba von Varstaan war. Das einzige Problem würde sein, die alte Frau, die schon auf die achtzig zuging, unbeschadet auf das Schiff und später zurück an Land zu bringen. Aber Rhiana ging davon aus, dass sie sich von Verwandten begleiten ließ, die sie nötigenfalls tragen würden.

Flüchtig hatte die Prinzessin überlegt, stattdessen die beiden Adligen an Land bringen zu lassen, sich aber dagegen entschieden. Sie war zu ungeduldig, um noch länger warten zu wollen. Außerdem hatte sie dem Mann mit dem Wappenhut versprochen, ihn anzuhören. Von einem Tribunal – dazu konnte sich die Angelegenheit schnell entwickeln, wenn die Montas-Zwillinge und andere Adlige unter den Flüchtlingen erfuhren, dass jemand in der Siedlung war, der als Hoher Rat der Annasco und damit dem Verräter Hogard diente – war nicht die Rede gewesen.

»Du gehst nicht allein«, sagte Finni, als Rhiana den Gefährten ihren Entschluss mitgeteilt hatte, die bei-

den talanischen Adligen aufzusuchen. »Wir werden dich begleiten.«

»Aber Finni, das ist unmöglich«, wehrte Rhiana ab. »Die Kajüte ist viel zu eng für so viele Leute. Und wenn der Mann wirklich ein Gegner von Hogard ist, hat er schon jetzt viel riskiert. Er wird sich nicht weiter offenbaren, wenn er sich uns allen gegenübersieht. Ich denke, ihm schwebt ein Vier-Augen-Gespräch vor, und das habe ich ihm irgendwie wohl auch versprochen.«

»Er könnte dich plötzlich angreifen, Rose aller Rosen«, meinte Rashid besorgt, »du musst mindestens einen von uns mitnehmen, der sich wachsam im Hintergrund hält. Schließlich hat er auch noch seinen Neffen dabei.«

»Ich könnte darauf bestehen, dass er ihn hinausschickt«, entgegnete Rhiana. »Wenn er es nicht ohnehin von allein tut. Und welche Gefahr sollte mir von ihm, einem alten Mann, oder meinetwegen auch von beiden Männern drohen? Wenn es in ihrer Absicht läge und es tatsächlich auch gelingen sollte, mich überraschend anzugreifen und zu töten, wären sie inmitten von Rastidos' Leuten doch selbst des Todes.«

»Wen das Ziel mehr bedeutet als das Leben, würde dies nicht schrecken«, erklärte Neel. »Rashid hat Recht. Jemand von uns sollte mitkommen und Euch wenn nötig beschützen. Oder habt Ihr Sorge, dass

Staatsgeheimnisse zur Sprache kommen, die wir nicht wissen dürfen?«

»Neel!«, rief Rhiana. »Wie könnt Ihr so etwas sagen! Ihr wisst, dass es zwischen euch und mir keine Geheimnisse gibt.« Sie seufzte. »Na schön. Einer kommt mit. Wollt ihr losen?«

»Unsinn!«, erklärte Neel. »Sagt einfach, wen Ihr dabei haben wollt, und die anderen werden sich fügen.«

Schon wieder ein Ansatz von Streit und Misstrauen, dachte Rhiana. *Was ist los mit uns? Droht unsere Gemeinschaft zu zerbrechen?*

Nachdenklich sah sie die Gefährten an. Aus dem Bauch heraus hätte sie sich für Finni entschieden, die ihrem Herzen am nächsten stand. Aber in der Unterredung würde es um Talania gehen. Finni und Rashid standen den Flüchtlingen mit Sympathie und Respekt gegenüber, aber ihre Loyalität galt in erster Linie ihr selbst. Ulrik schied ohnehin aus.

»Ihr kommt mit, Neel«, entschied sie. »Ihr habt ein Anrecht darauf, denn Euch haben die Flüchtlinge am meisten zu verdanken.«

Die Amazone zuckte nur mit den Schultern. Es war nicht ihre Art, große Worte zu schwingen.

»Dann kommt«, sagte Rhiana. »Die Ronka kann sich später hinzugesellen.«

Rhiana und Neel überquerten den schwankenden

Laufsteg zwischen den Schiffen und passierten Rastidos, der auf dem Hauptdeck stand und sich die Dinge zeigen ließ, die von Bord getragen wurden.

»Behaltet meinen Hut im Auge, Prinzessin!«, rief er Rhiana zu. »Nicht dass der Kerl auf die Idee kommt, ihn lieber aufzuessen, als ihn mir zu übergeben! Und fragt ihn nach weiteren Hüten! Macht ihm auf jeden Fall klar, dass er, Adel hin, Adel her, wie die anderen Hammel geschoren und in Unterhosen nach Talania zurückkehren wird. Falls überhaupt. Das gilt auch für den jungen Stutzer mit dem Samtband im Haar. Fragt ihn ebenfalls, ob er Hüte besitzt.«

Rhiana musste insgeheim über die Beharrlichkeit, mit der Rastidos seiner Marotte nachging, schmunzeln, ließ sich dies aber nicht anmerken. »Wenn er ein Freund ist, Kapitän, werden wir ihn nicht ausplündern können.«

»Ha!«, rief Rastidos. »Das ist bestimmt kein Freund. Lasst Euch bloß nicht von ihm einwickeln! Aber wenn es gar nicht anders geht, werde ich ihm für den Hut, die überaus kleidsame Halskette und den Umhang aus der Schiffskasse etwas bezahlen. Natürlich nicht viel, das wird er verstehen, denn schließlich sind die Sachen gebraucht und es gibt hier außer mir weit und breit keinen anderen Interessenten.«

»Lasst es gut sein, Kapitän«, erwiderte Rhiana. »Ich

erwarte die Ronka Bhidanji. Ich glaube, Ihr seid ihr in der Siedlung schon einmal begegnet.«

Rastidos grinste. »Ein hochnäsiger alter Drache, aber zäh und zu ihrer Zeit eine sehr gute Säbelfechterin, wie ich hörte. Wenn sie nicht so wacklig auf den Beinen wäre, könnte ich sie gut in meiner Mannschaft gebrauchen.«

Ohne auf den Spott einzugehen, sagte Rhiana: »Bitte helft ihr, an Bord zu gelangen, und behandelt sie mit Respekt. Sie hat ihn verdient. Und sie kann immer noch gut mit dem Säbel umgehen. Vor vier Jahren, im Kampf um die *Zuflucht,* hat sie jedenfalls noch im Sattel gesessen und zusammen mit uns gekämpft.« *Obwohl sie in der Tat hochnäsig ist,* dachte sie.

Lange Zeit hatten die Bhidanjis Rhiana als ihnen nicht ebenbürtig von oben herab behandelt, weil sie keine legitime Tochter von König Arlos war und sie seine Entscheidung, sie zur Thronerbin zu machen, missbilligten. Eine Wende war erst nach der Schlacht um die *Zuflucht* eingetreten.

»Ich werde mich um den alten Drachen kümmern, wenn er aufkreuzt«, versprach Rastidos.

Die beiden Frauen stiegen zum Achterkastell hinauf, machten einigen Piraten Platz, die schwer beladen aus dem Niedergang auftauchten, und begaben sich zur Kapitänskajüte. Sino und Shoshon hielten dort nach wie vor Wache. Sie trugen an den Fingern

zwar Ringe, die sie vorher nicht besessen hatten, aber diese schienen sie ihren plündernden Kameraden als Wegzoll abgetrotzt zu haben. Die Tür zur Kapitänskajüte war jedenfalls verschlossen. Rhiana hatte auch nichts anderes erwartet. Rastidos mochte ein eitler und in gewisser Weise auch kauziger Piratenkapitän sein, aber er verstand es, sich unter seinen Leuten Respekt zu verschaffen. Seine Anweisungen wurden bedingungslos befolgt. Wahrscheinlich war das ein Erbe von Vilgor Rastidos, der seine Mannschaft aus Skeletten und Untoten noch immer im Griff hatte, obwohl er seit Jahrhunderten am Hauptmast festgenagelt war.

»Wir erwarten noch Ronka Bhidanji«, teilte Rhiana den Piraten mit. »Sie darf passieren, aber nur sie allein. Ich sage das für den Fall, dass sie in Begleitung kommt.«

»Schon verstanden«, sagte Sino.

Shoshon nickte. Er redete nur, wenn es unbedingt sein musste, und dann meist nur einsilbig.

Sino schloss ihnen die Tür auf, und die Frauen traten ein.

Der Adlige mit der Adlernase und der Jüngling mit dem Samtband im Haar hatten die Stimmen gehört, sich von ihren Plätzen – der Alte vom Sessel hinter dem wuchtigen, starr mit dem Boden verbundenen Schreibtisch, der Junge von einer Sitzbank – erhoben

und sahen ihnen entgegen. Beide wirkten angespannt, und der Alte hatte tiefe Schatten unter den Augen. Die Sache schien ihn mitzunehmen. Rhiana konnte ihn gut verstehen. Sich in der Hand von Piraten zu befinden, eine ungewisse Zukunft vor Augen, war für niemanden angenehm. Wie mochte da erst einem Mann zumute sein, der es gewohnt war, anderen Befehle zu erteilen, statt sich gedulden und dukken zu müssen. Die aristokratische Haltung hatte er sich allerdings bewahrt.

»Hoheit«, sagte er und verneigte sich leicht. Es war eine angemessene und keineswegs übertriebene Geste, die nichts Unterwürfiges an sich hatte.

»Der Titel kommt mir nicht zu«, wehrte Rhiana ab. »Ich bitte Euch, ihn nicht mehr zu benutzen. Nennt mich einfach Rhiana.«

»Ganz wie Ihr wünscht, Prinzessin Rhiana. Erlaubt mir bitte zu sagen, dass Ihr die Augen Eures Vaters habt. Und die Schönheit Eurer Mutter.«

»Ihr habt meine Mutter gekannt?«, fragte Rhiana überrascht.

Der Adlige schüttelte den Kopf. »Das war mir leider nicht vergönnt. Aber ich habe das Porträt gesehen, das König Arlos hat malen lassen. Es hing früher im Schloss von Lanatira. Bitte setzt Euch doch.«

Er bot ihr den Stuhl hinter dem Schreibtisch an, aber Rhiana zog einen Schemel zu sich heran und

nahm Platz. Es gab einen weiteren Schemel, aber Neel machte keine Anstalten, sich zu setzen. Sie starrte den alten Mann nur mit ihrem einen Auge an. Dies und wohl auch die grimmige Miene der alten Amazone schienen den Alten zu irritieren.

»Sollte ich Eure Begleiterin kennen?«, fragte er, während er hinter dem Schreibtisch hervorkam, den von Neel verschmähten Schemel nahm und sich Rhiana gegenübersetzte.

»Vielleicht habt Ihr von ihr gehört«, antwortete Rhiana. »Es ist Neel die Amazone – ein von ihr selbst gewählter Name, als sie einem von der Rondrakirche unabhängigen Amazonenorden beitrat, den es heute nicht mehr gibt.«

Der Adlige stellte sich Neels starrem Blick. »Ja, ich habe in der Tat von Euch gehört. Euer Ruhm ist sogar bis nach Talania vorgedrungen. Seid willkommen.«

»Und er?«, fragte die Amazone und machte eine Kopfbewegung in Richtung des Jünglings.

»Mein Neffe Adik. Er ist in alles eingeweiht und ein glühender Verehrer von Euch, Prinzessin Rhiana.« Der Alte wandte sich wieder Rhiana zu. »Da Adik überdies mein Schreiber ist, ein weitaus besseres Gedächtnis als ich besitzt und mir bei Bedarf mit Einzelheiten aushelfen könnte, würde ich es gern sehen, wenn er unserer Unterredung beiwohnt. Aber selbstverständlich wird er sich zurückziehen, wenn Ihr dies wünscht.«

»Ich habe nichts gegen seine Anwesenheit einzuwenden«, erwiderte Rhiana. Sie sah dem Adligen aufmerksam in die Augen. »Ihr seid wirklich Lexis Uriba Katanis?«

»Ich war Uriba von Varstaan, als ich noch ein Vasall Eures Vaters war«, erklärte der Adlige mit spröder Stimme und wandte die Augen ab. »Wie Euch zweifellos bekannt ist, wird das Uribat Varstaan heute von Tricida Uribai Annasco regiert. Da ich als Anhänger von König Arlos Hogard den Treueschwur verweigerte, wurde mir das Lehen entzogen.«

»Und doch seid Ihr ein Hoher Rat von Varstaan?«, fragte Rhiana verwundert. »Wie ist das zu erklären?«

»Hogard ist ein blutiger Tyrann, der das Land auspresst, aber sehr geschickt im Umgang mit der Macht. Unter den Anhängern Eures Vaters, denen die Flucht nicht gelungen war oder die nicht flüchten wollten, hat er schrecklich gewütet, hat sie und ihre Familien verfolgt und drangsaliert. Nicht nur die Beamten, Lakaien und treu ergebenen Palastwachen, sondern jeden, der es wagte, sich in einem Wirtshaus oder auf einem Marktplatz offen zu Arlos zu bekennen. Er hatte und hat überall seine Spitzel. Aber den Adel behandelte er mit einem gewissen Respekt. Wer sich nicht fügte, so wie ich, wurde seiner Güter beraubt und geächtet, aber nicht wie die anderen gefoltert, in den Kerker geworfen oder getötet. Hogard weiß, dass

er nicht beliebt ist, auch nicht bei jenen Adligen, die ihm geholfen haben, König Arlos zu stürzen. Er scheint sich zu sorgen, dass sich der Adel insgesamt gegen ihn verbünden könnte, und handelt entsprechend vorsichtig. Mir und meiner Familie beließ er ein kleines Gut auf Varstaan. Wir züchten Ataniten und verkaufen Duftstoffe. Nach einigen Jahren wurde ich von der neuen Uribai gebeten, ihr bei der Verwaltung des Uribats zur Hand zu gehen. Sie war damit völlig überfordert. Nach langem Zögern habe ich ihr meine Unterstützung nicht versagt. Ich tat es nicht für mich und meine Familie, sondern für Varstaan, das sie sonst zugrunde gerichtet hätte. Mit den Jahren wurde ich zum Hohen Rat und Uribatsverweser ernannt und führe in Annascos Abwesenheit, und das ist häufig der Fall, die Amtsgeschäfte. Aber das sind nur aus der Not geborene Äußerlichkeiten. Im Herzen bin ich König Arlos treu geblieben – und möchte nun Euch meine Dienste anbieten.«

»Ihr habt die lange, beschwerliche und gefährliche Seereise unternommen, um mir Eure Dienste anzubieten?«, fragte Rhiana erstaunt. »Und die Annasco hat es zugelassen, dass ihr Verweser für Wochen im Meer der Sieben Winde unterwegs ist?«

»Die Uribai verbringt den Sommer stets in Lanatira und lässt mir freie Hand in diesen Dingen. Ihren Spitzeln konnte ich leicht Sand in die Augen streuen.

Am Hof von Norfghas glaubt man, dass ich ins Seekönigreich gereist bin, um mit dem neuen König Merymakos IV. über die Wiederaufnahme der Handelsbeziehungen zwischen Varstaan und den Zyklopeninseln zu verhandeln. Wenn mein Neffe und ich nach Varstaan zurückkehren, werden wir behaupten, dass die *Pranij Turibai Machartes* auf dem Wege nach Hylailos von Seeräubern überfallen wurde – was ja in der Tat nicht weit von der Wahrheit entfernt ist. Insofern ist es mir gar nicht einmal unwillkommen, wenn die Besatzung des Schiffes einstweilen auf dieser Insel verbleibt. Habt Ihr dem Eiland schon einen Namen gegeben?«

»Masoridona«, sagte Rhiana abwesend, da ihr andere Sachen im Kopf herumgingen. Die Geschichte des Adligen klang bis jetzt überzeugend, aber es gab noch viele offene Fragen.

Der Adlige nickte. »›Neue Zuflucht‹ auf Alt-Talanisch. Ja, das ist passend.«

»Hoher Rat«, sagte Rhiana. »Mir ist noch vieles an Eurem plötzlichen Erscheinen rätselhaft. Betrachtet dies bitte nicht als Verhör, aber ...«

Die Tür wurde aufgestoßen. Sino steckte kurz den Kopf herein und sagte: »Euer Besuch, Shastra.« Dann trat er zur Seite, ließ Iskara Ronka Bhidanji eintreten und schloss die Tür wieder.

Die Ronka stützte sich schwer atmend auf einen

mit Schnitzereien reich verzierten und mit Silber abgesetzten Krückstock. Sie war hager, ihr Gesicht offenbarte unzählige Falten, strenge Augen und langes, aufgestecktes schlohweißes Haar. Ihre Kleidung bestand aus einem schlichten schwarzen Samtgewand, der rituellen Kleidung abgedankter Herrscher von Paduran. Als einziges Schmuckstück trug sie eine silberne Gemme mit einem einzigen großen Saphir über der Brust.

Sie beachtete weder Rhiana noch Neel noch Adik. Stattdessen starrte sie den talanischen Adligen an.

Dieser war ebenso wie die Prinzessin aufgestanden, als die Ronka eintrat.

»Exzellenz, ich bin tief bewegt, Euch nach all den Jahren wiederzusehen«, begann der Adlige mit belegter Stimme. »Als Ihr damals Talania verlassen habt ...«

»Sagt nichts, Uriba«, unterbrach ihn die Alte rau. Sie humpelte steif und gebückt auf ihn zu und nahm ihn samt Krückstock kurz, aber fest in den Arm. Als er die Umarmung erwidern wollte, entzog sie sich ihm. Ein kurzes, trockenes, hustendes Weinen entrang sich ihrer Kehle, aber dann fasste sie sich wieder. Unwillig lehnte sie die Hilfe des Jünglings ab, als dieser sie stützen wollte, und begab sich zu dem Armlehnensessel hinter dem Schreibtisch. »Wir werden bei passender Gelegenheit über die alten Zeiten

reden, Uriba«, sagte sie schroff. »Im Moment dürfte es jedoch wichtigere Themen geben.«

Die alte Frau thronte hinter dem Schreibtisch. Anders ließ es sich nicht nennen. Man konnte ihr keinen Vorwurf daraus machen, dass sie erhöht und mit deutlicher Distanz zu den anderen in ihrem Sessel kauerte, denn dieser war ebenso wie der Schreibtisch fest mit dem Boden verbunden. Aber Rhiana war überzeugt davon, dass die Ronka selbst auf einem Schemel in ihrer Mitte den Eindruck von Unnahbarkeit und herrschaftlicher Überlegenheit vermittelt hätte.

Nach der Schlacht um die *Zuflucht* hatte sie ihr den besten Säbel aus dem Familienbesitz der Bhidanjis geschenkt, was eine großartige und unvergessliche Geste gewesen war. Aber die Distanz war geblieben. Allerdings wusste Rhiana, dass sich ihre Großtante auch den engsten Familienmitgliedern gegenüber herrisch und unnahbar verhielt. Es gehörte offenbar zu ihrem Wesen. Als sie noch die Raka, die amtierende Fürstin von Paduran, gewesen war, hatte sie ein strenges Regime geführt und galt vielen als hartherzig, zugleich aber als unbestechlich und gerecht.

Eigentlich hatte Rhiana die Ronka nur an Bord gebeten, um zu bestätigen, dass es sich bei dem talanischen Adligen wirklich um Katanis handelte. Aber die Bhidanji schien es als ihr natürliches Recht anzu-

sehen, an der Unterredung teilzunehmen. Die Prinzessin überraschte es nicht, und sie nahm es in Kauf, weil ihr nichts an einem Affront lag. Aus ihrer Sicht hätte es eher Maruna, Druidin und Führerin der Flüchtlinge, zugestanden, im Sessel der Bhidanji zu sitzen.

Katanis berichtete der Ronka in kurzen Worten, was vor ihrem Erscheinen beredet worden war. Die alte Bhidanji nahm es unbewegt auf und äußerte am Ende nur: »Varstaan ist schon immer einen eigenen Weg gegangen, aber es überrascht mich, dass die Hure Annasco Euch freie Hand lässt. Seid Ihr sicher, dass man Euch nicht genauestens auf die Finger schaut? Mir scheint eher, dass die Annasco nicht aus freien Stücken, sondern im Auftrag des Thronräubers handelt. Vielleicht dient Ihr, ohne es zu ahnen, Hogard als eine Art Hofnarr.«

Ihre schnörkellose, brüske Art zu reden schien Katanis verletzt zu haben. Er schluckte kurz und sagte nicht ohne Schärfe: »Lieber ein Hofnarr mit einem gewissen Einfluss als fern von Talania auf einer einsamen Insel.«

Die Ronka machte eine abfällige Handbewegung. »Im Moment seid Ihr selbst auf dieser einsamen Insel.«

Rhiana hatte nicht die Absicht, der Ronka die weitere Gesprächsführung zu überlassen. »Bevor wir unterbrochen wurden, wollte ich Euch einige Fragen

stellen«, wandte sie sich an Katanis. »Mit Eurer freundlichen Erlaubnis werde ich dies jetzt nachholen. Was hat Euch hergeführt, und woher wusstet Ihr von unserem Aufenthaltsort?«

Katanis nickte kurz. »Erlaubt mir, zunächst die zweite Frage zu beantworten, Prinzessin. Ich nehme an, es bereitet Euch und allen anderen auf dieser Insel Sorgen, dass es mir möglich war, diese zu finden. Tatsächlich war dies nicht einfach, aber andererseits auch nicht übertrieben schwer. Ich habe durch Gewährsleute Dutzende von Seeleuten befragen lassen, deren Schiffe in Norfghas einliefen, und aus den Antworten die richtigen Schlüsse gezogen. Seeleute sind gesprächig, wenn sie nach einer langen Reise einen Hafen anlaufen und in Wirtshäusern ihren Durst löschen. Hinzu kamen eigentlich für die Uribai von Varstaan bestimmte Nachrichten von den Zyklopeninseln und aus Albernia, die diese, wenn sie nicht bereits nach Lanatira abgereist gewesen wäre, ohne Frage sofort an Hogard weitergeleitet hätte.

Ihr alle habt Spuren hinterlassen, ob in Albernia oder auf den Zyklopeninseln. Das war unvermeidlich. Aus den erwähnten Quellen erfuhr ich, dass die Kaufherrin Patrusco den Arlos-Getreuen in Havena Schiffe zur Verfügung gestellt hat, die in das Meer der Sieben Winde aufbrachen, und weitere Schiffe aussandte, um die neue Siedlung zu unterstützen.

Zwar gelang es mir nicht, die genaue Position der Insel zu ermitteln, aber ich wusste, wo in etwa ich zu suchen hatte. Es kamen nur wenige Inseln infrage, und von diesen ist dieses Eiland hier das einzige, das groß, fruchtbar und in den umliegenden Gewässern fischreich genug ist, um – nun ja – eingeschränkte Möglichkeiten zu bieten, einer größeren Zahl von Leuten als Wohnsitz zu dienen.«

Er machte eine kleine Pause und fuhr dann fort. »Euch und Euren Gefährten sowie den Piraten nachzuspüren, Prinzessin Rhiana, erwies sich als schwieriger. Natürlich war bekannt, dass Ihr auf Phenos gegen Hogards Truppen gekämpft habt, und die Piraten sind auch vor Rethis gesichtet worden, aber danach verloren sich die Spuren.«

»Sie wären nicht lange Piraten, wenn sie herumtratschen würden, wo sich ihre Verstecke befinden und was sie als Nächstes vorhaben«, merkte Neel an. »Was nicht heißt, dass wir ihr Verhalten billigen. Aber sie haben uns geholfen, und als Rastidos anbot, uns nach Masoridona zu bringen, haben wir es gern angenommen. Dies alles geschah ohne Mitwisser an Land. Wie also habt Ihr uns aufgespürt?«

Sowohl Katanis als auch die Ronka schauten Neel indigniert an. Sie schienen es als Anmaßung zu betrachten, dass eine Frau, die nicht von Adel war, sich in dieser Runde zu Wort meldete.

Katanis sprach es offen aus. »Ich sagte bereits, dass ich Euer Wirken schätze, Amazone«, sagte er schneidend, »aber nehmt bitte zur Kenntnis, dass ich mich in diesem Augenblick mit der Prinzessin und der Ronka unterhalte.«

Rhiana sah, dass Neel nur ihretwegen von einer angemessenen Antwort absah. Sie fühlte Groll in sich aufsteigen. An dieser Wut waren die Demütigungen, die sie als junges Mädchen durch die Bhidanjis erfahren hatte, durchaus beteiligt. Den Dünkel des Hochadels hatte sie stets gehasst, und manchmal hatte sie sich gefragt, ob die Familie ihres Vaters und ihr Vater selbst sich früher genauso verhalten hatten.

»Und Ihr nehmt bitte zur Kenntnis, dass Euer Titel hier nichts gilt, Hoher Rat!«, fuhr sie Katanis an. »Weder der alte noch der neue. Neel hat sich größere Verdienste um die Sache der talanischen Flüchtlinge erworben als jeder andere auf dieser Insel, von Maruna einmal abgesehen – mich selbst und die Ronka eingeschlossen. Ihr werdet Ihr nicht noch einmal über den Mund fahren, oder ich verlasse diesen Raum.«

Der Adlige war sichtlich erschrocken. »Prinzessin, es lag nicht in meiner Absicht ...«

»Ich unterstelle Euch nicht, dass Ihr Neel absichtlich beleidigt habt«, unterbrach ihn Rhiana, deren Wut noch nicht verraucht war. »Aber Ihr werdet Euch daran gewöhnen müssen, meine Freunde – und

das gilt nicht allein für Neel – mit dem schuldigen Respekt zu behandeln!«

»Bei Rondra!«, rief die alte Amazone. »Ich brauche niemanden, der meine Ehre verteidigt, nicht einmal Euch, Prinzessin Rhiana. Ich bin nur mitgekommen, um Euch, falls nötig, mit dem Säbel zu verteidigen. Da dies nicht nötig zu sein scheint, werde ich mich auf der Stelle zurückziehen!«

Sie machte Anstalten, den Raum zu verlassen.

»Neel, wenn Ihr geht, dann gehe ich auch«, beschwor Rhiana ihre alte Ausbilderin. »Eure Freundschaft ist mir wichtiger als jede Botschaft aus Talania!«

Die Amazone verharrte mitten im Schritt. »Ich wollte Euch nicht die Freundschaft aufkündigen, sondern Euch nur von der Last meiner Anwesenheit befreien, Prinzessin«, sagte sie heiser.

»Bitte bleibt und nehmt meine Entschuldigung an«, meldete sich Katanis zu Wort. »Es war unbedacht und unverzeihlich, was ich gesagt habe. Ich kann nur hoffen, dass ich der gemeinsamen Sache damit nicht geschadet habe.«

Neel fasste ihn scharf ins Auge. »Ich sehe noch nicht, welche gemeinsame Sache Ihr meint. Und ich wiederhole meine Frage von vorhin, denn sie erscheint mir gerade unter diesem Aspekt recht bedeutsam zu sein: Wie habt Ihr uns aufgespürt? Und damit

Ihr es wisst: Ich halte Euch für einen Spitzel von Hogard!«

»Ich bin Euch dankbar für diese klaren Worte«, erklärte der Adlige. »Tatsächlich hatte ich längst damit gerechnet, dass dieser Vorwurf ausgesprochen würde. Es ist gut, dass er auf den Tisch kommt und nicht als geheimer Verdacht unser Verhältnis vergiftet.« Er schaute in die Runde. »Ihr habt Schlimmeres erlitten als ich, der ich zwar tief stürzte, aber niemals verfolgt, mit dem Tod bedroht wurde oder im Elend leben musste. Aber dadurch, dass ich in Talania geblieben bin und Hogards Herrschaft unmittelbar erdulden musste, ist mein Hass auf ihn vielleicht noch größer als der eurige. Es hört sich in euren Ohren vielleicht nicht gut an, dass ich unter Hogard wieder zu einem gewissen Einfluss gelangt bin, und ich kann verstehen, dass ein Außenstehender daraus schließen könnte, ich hätte meinen Frieden mit dem Thronräuber gemacht. Doch das Gegenteil ist der Fall! Ich nutze meine Position, um jene, die ihn wie ich hassen oder auch nur unzufrieden mit ihm sind, zu unterstützen und zu einem Bündnis zu bewegen.«

Er wandte sich Rhiana zu. »Es gärt in Talania, Prinzessin Rhiana. Hogard presst die Inseln aus, um eine für Talania viel zu große Streitmacht aufzubauen. Nach allem, was ich weiß, wurde er verpflichtet, dem Flammenbund in großer Zahl Schiffe und Solda-

ten zur Verfügung zu stellen.« Er wandte sich an seinen Neffen. »Du kennst die genauen Zahlen, Adik. Wie viele Soldaten und Schiffe besitzt Hogard schon, und wie viele sollen noch hinzukommen?«

»Bis jetzt hat er dreiundsechzig Schiffe und zusammen rund viertausend Soldaten«, erklärte der Jüngling. »Und er lässt weitere bauen, kaufen oder akquirieren, wirbt weitere Söldner an und zwingt die Vasallen, ihm ihre Soldaten zur Verfügung zu stellen. Hinzu kommen einundzwanzig Schiffe und etwa tausend Bewaffnete, die er dem Seekönigreich Zyklopeninseln zur Verfügung gestellt hat. Wenn Ihr es wünscht, kann ich Euch die einzelnen Regimenter ...«

»Das dürfte im Moment nicht nötig sein«, unterbrach ihn Katanis. Er wandte sich Rhiana zu. »Ihr habt es gehört, Shastra. Hogard erhöht die Steuern ein ums andere Mal, um die Söldner bezahlen zu können, und er presst junge Leute zu den Soldaten, ohne ihnen Geld zu bezahlen. Jedermann stöhnt unter der Steuerlast, ob Handwerker, Bauern oder Kaufleute, und die Familien, denen er Söhne und Töchter genommen hat, verfluchen ihn. Im Adel rumort es, selbst unter denen, die ihre Ämter und Lehen von Hogard erhalten haben, seinen Günstlingen und Speichelleckern. Die Magier von Jubra weigern sich, Hogards Truppen zu unterstützen, und wenn es doch einen abtrünnigen Magier gibt, muss er seine zer-

brechliche Kashiba wie einen Augapfel bewahren, denn die Gilde der Glasmacher wird ihm kein neues magisches Glas blasen, die der Tagosaten kein Tagos anfertigen. Die Shaudaren im Mojetal lehnen Hogard ab, die aus ihnen hervorgegangenen räuberischen Shauka stehen dem gesamten Adel feindlich gegenüber. Die Hauer, Steiger, Former, Gießer, Feuerschweißer, Grob-, Fein- und Waffenschmiede von Horknir arbeiten nur noch, wenn Bewaffnete sie dazu zwingen, und der Vogt der Suderbroken muss sich auf der Insel Kant verschanzen, um nicht gesteinigt zu werden.«

Er holte tief Luft. »Einig sind sich alle in dem, was sie wollen: Hogards Sturz. Aber ansonsten gibt es keine Gemeinsamkeiten. Die einen wollen dies, die anderen das. Nur eine Lichtgestalt könnte sie einen: Ihr, Prinzessin Rhiana. König Arlos ist auf Talania unvergessen. Seine Tochter, von ihm selbst zur Shastra bestimmt, würde alle Herzen im Sturm erobern und das Hogard-Regime hinwegfegen.«

»Ich bin keine Lichtgestalt«, wehrte sich die Prinzessin. Sie zweifelte nicht an Katanis' lauteren Absichten, aber die Volksnähe, die er durchblicken ließ, nahm sie ihm nicht ab. Die Behandlung, die er gerade noch Neel angedeihen ließ, sprach eine andere Sprache. »Davon einmal abgesehen: Ihr habt einige Gruppen von Rebellen genannt, denen es wohl kaum dar-

um geht, den einen König durch einen anderen oder eine Königin zu ersetzen.«

Der Adlige nickte. »Da habt Ihr zweifellos Recht, und die Rebellen könnten sich später als Problem erweisen. Im Moment jedoch ist Hogards Druck so stark, dass sie jede Art von Veränderung unterstützen würden. Und Ihr solltet wissen, dass sich die Shaudaren unter der Führung der Weisen von Mojeness gewöhnlich nicht in die Politik einmischen. Und mit den Shauka, die selbst nicht genau wissen, ob sie eher Rebellen oder eher Räuber sind, werden wir später leicht fertig.«

Da Rhiana nicht sofort antwortete, entstand eine Pause, in der sich die Ronka zu Worte meldete. »Ich halte nichts davon, sich mit Gesindel einzulassen«, erklärte sie, »ob dies nun Shauka oder rebellische Handwerker sind. Man reicht ihnen den kleinen Finger, und sie nehmen die ganze Hand.«

»Bei allem Respekt, aber dann dürftet Ihr auch nicht mit den Piraten paktieren, Ronka«, entgegnete Katanis.

»Ich paktiere nicht mit Piraten!«, schleuderte ihm die alte Frau entgegen. »Und ich billige in keiner Weise, dass sich die Shastra mit ihnen eingelassen hat.«

»So, Ihr billigt das nicht!«, brauste Neel auf. »Bei Rondra, Ihr seid eine alte Frau, die ich als Kampfge-

fährtin gern an meiner Seite gesehen habe, denn ich bewundere Eure Fechtkunst. Aber kommt gefälligst herunter von Eurem hohen Ross. Dies ist nicht Talania, und Ihr seid längst keine Raka mehr. Ihr lebt auf einem trostlosen Eiland, und dass Ihr und Eure Familie und alle anderen Flüchtlinge überhaupt noch leben, ist nicht Eurem Adel, sondern der Kaufherrin Patrusco zu verdanken. Und die hat nicht Euch helfen wollen, sondern eine Schuld an Prinzessin Rhiana abgetragen.« Sie gab der Ronka keine Gelegenheit, sich zu rechtfertigen, sondern wandte sich an Katanis. »Ihr mögt mich als Zecke ansehen, aber ich frage Euch noch einmal: Wie habt Ihr unsere Spur aufgenommen? Bisher hörte ich nur Eure Erläuterungen, wie Ihr die Flüchtlinge aufgespürt habt, und Euer Eingeständnis, dass den Piraten nicht auf die Schliche zu kommen war. Und wenn ich euch recht verstanden habe, seid Ihr nicht hier, um alte Freunde wiederzusehen, sondern um Rhiana zu bewegen, die talanischen Rebellen zu einen.«

Der Adlige lächelte gezwungen. »Ihr seid wirklich hartnäckig, aber an Eurer Stelle wäre ich es wohl auch. Aber versteht doch, Amazone – rede ich Euch eigentlich korrekt an, oder habt Ihr einen Titel?«

»Ich habe keinen Titel und lege auch keinen Wert darauf!«, knurrte Neel.

»Ich wollte Euch nur nicht abermals ungewollt be-

leidigen«, versuchte sie der Adlige zu beschwichtigen. »Was nun Eure Frage angeht, so liegt die Antwort zumindest aus meiner Sicht klar auf der Hand. Ich war mir keineswegs sicher, die Prinzessin hier anzutreffen. Aber es sprach einiges dafür, dass sie ihre Leute aufsuchen würde, nachdem man sie zu den Zyklopeninseln gelockt hatte.«

»Euch ist bekannt, dass der Flammenbund mir mit magischen Mitteln vorgaukelte, die Flüchtlinge seien in Gefahr?«, fragte Rhiana misstrauisch.

»Die Einzelheiten waren mir nicht bekannt«, erklärte Katanis. »Aber die Uribai Annasco erwähnte beiläufig, man würde Euch zu den Zyklopeninseln locken. Mehr konnte ich nicht aus ihr herausbekommen. Ich war damals in heller Sorge und heilfroh, als ich hörte, dass Ihr der Falle entkommen konntet.« Er nahm den Faden wieder auf. »Wie auch immer, ich hoffte, Euch hier anzutreffen. In jedem Fall ging ich davon aus, dass Ihr früher oder später mit Euren Leuten Kontakt aufnehmen würdet. Hätte ich Euch nicht selbst angetroffen, wäre mein Anliegen doch gewiss an Euch übermittelt worden, nicht wahr?«

»Möglich«, wich Rhiana aus. »Trotzdem bleiben Fragen. Mich erstaunt, dass Ihr, zu meines Vaters Zeiten ein Uriba und heute Verweser und Hoher Rat von Varstaan, Euch höchstpersönlich an Bord eines Schiffes begebt, um mir eine Botschaft zu überbringen.

Und das alles in dem Wissen, dass sich Piraten mit uns verbündet haben, die dieses Schiff aufbringen könnten, was sie dann in der Tat getan haben. Warum habt Ihr nicht jemanden geschickt? Euren Neffen zum Beispiel?«

Der Adlige lächelte entwaffnend. »Ich bin nicht mehr der Jüngste, und ich war noch nie ein Held. Im Gegensatz zu Ronka Bhidanji war ich auch nie geschickt im Umgang mit Waffen, als junger Mann nicht und jetzt noch weniger. Ich würde es durchaus vorziehen, den Rest meiner Tage ohne Gefahr für Leib und Leben bei akzeptablem Wohlstand, den ich mir mühsam neu errungen habe, beschaulich zu verbringen. Wenn Ihr mich fragt, warum ich diese Reise gewagt habe, müsst Ihr mich auch fragen, warum ich mich Hogard nicht füge und die Tage genieße, die mir noch bleiben. Ich bin König Arlos im Herzen stets treu geblieben und hasse seinen Verräter. Und was die Fahrt zu Euch betrifft: Hättet Ihr denn meinem Neffen oder einem anderen Abgesandten geglaubt? Ich hätte es an Eurer Stelle nicht getan und abermals eine Falle vermutet. Deshalb bin ich selbst zu Euch gekommen. Ich gebe mein Leben in Eure Hand.«

»Verzeiht mir, Hoher Rat, aber das klingt in meinen Ohren ein wenig pathetisch.«

»In meinen auch, Prinzessin, aber es ist nun einmal

so. Ihr entscheidet darüber, ob ich wie die anderen in den Laderaum gesperrt oder gar getötet werde oder nach Talania zurückkehren darf. Ich habe diesen Weg ganz bewusst gewählt, um Euer Ohr zu erreichen.«

»Und eine Entscheidung zu erzwingen, die mir nicht leichtfällt«, sagte Rhiana bitter.

»Ja, in der Tat, das war meine Absicht, Shastra.«

Als die Prinzessin schwieg, ergriff Neel erneut das Wort. »Ihr sagtet selbst, es gärt in Talania. Wenn sich das Volk erhebt, kann es den gesamten Adel hinwegfegen. Kann es sein, dass dies auch eine Rolle in Eurem Denken gespielt hat?«

»Diese Frage ist ungehörig!«, rief die Ronka Bhidanji empört aus.

»Nein, diese Frage musste gestellt werden«, widersprach ihr Katanis, »und ich will sie ehrlich beantworten. Es hat eine Rolle gespielt, aber eine untergeordnete. Ich gestehe Euch das Recht zu, mir nicht zu glauben, aber es geht mir in erster Linie nicht um meine eigene Person, sondern um Talania. Ich glaube nicht, dass eine Rebellion ohne einen von allen Rebellen anerkannten Anführer Erfolg haben könnte. Falls aber doch, entsteht daraus nichts Gutes. Denkt an den Thronräuber Hogard, der zuvor nichts weiter als ein Soldat war. Was würden diese Rebellen denn tun, wenn niemand sie eint? Sie würden sich streiten, gegeneinander kämpfen und Talania noch schlimmer

verheeren als Hogard. Am Ende würden sie aus ihren Reihen einen neuen Adel etablieren, der das Regieren erst lernen muss. Armes Talania! Da ist es selbst unter Hogard besser dran. Er hat es immerhin verstanden, die alten Strukturen zu bewahren.«

»Um sie für seine Zwecke zu missbrauchen«, fügte Rhiana hinzu.

»Ja, das ist wahr«, gab Katanis zu. »Aber indem er sie bewahrt hat, gibt er uns auch die Möglichkeit, ihn zu entmachten, ohne Talania ins Chaos zu stürzen.« Er unterbrach sich und schaute Rhiana beschwörend an. »Prinzessin Rhiana, ich bitte Euch inständig, Euch an die Spitze der Rebellion zu stellen und den Tyrannen zu stürzen. Rächt Euren Vater!«

»Ich will keine Rache«, sagte Rhiana müde.

»Wollt Ihr denn auch Eurem Volk nicht helfen?«, fragte Katanis enttäuscht.

»Ich lasse mich von niemandem vereinnahmen und schon gar nicht unter Druck setzen!«, erklärte Rhiana schroff. »Von niemandem und mit keinen Argumenten! Das haben schon andere versucht, die mir näher standen als Ihr! Ich treffe meine Entscheidungen selbst!« Sie wusste, dass sie damit einem Entschluss nur auswich, und versuchte, Zeit zu gewinnen. »Erklärt mir lieber, warum Ihr auf einem Machartes-Schiff zu uns gekommen seid. Uns ist sehr wohl bekannt, dass der Machartes-Klan bedingungslos zu

Hogard steht. Wisst Ihr eigentlich, was das für uns bedeutet? Wir können die Seeleute auf keinen Fall aus der Gefangenschaft entlassen und müssen sie versorgen, obwohl selbst die Siedler kaum genug zu essen haben. Und die Machartes werden den Verlust des Schiffes nicht einfach hinnehmen. Chalide Marchartes ist bekannt dafür, dass sie niemandem glaubt und niemandem traut. Sie wird sich nicht ohne Weiteres zufriedengeben, wenn Ihr erklärt, die Kogge sei von Seeräubern gekapert worden. Das bringt Euch und uns in Gefahr.«

Flüchtig dachte Rhiana daran, dass Maruna die Seeleute mit druidischer Magie vielleicht dazu bringen konnte, alles über die Insel zu vergessen. Aber es konnten sich Widersprüche ergeben, denen Hogard mit den Magiern des Flammenbundes auf den Grund gehen würde.

Katanis senkte das Haupt. »Es mag ein Fehler gewesen sein, dieses Schiff anzumieten. Verzeiht mir. Aber es war das einzige seegängige Schiff, das in Norfghas zu haben war. Wie Adik schon sagte, kauft Hogard alle Schiffe auf, die für den Handel entbehrlich sind, oder akquiriert sie. In Avina-Noblis wäre es überhaupt nicht möglich gewesen, ein Schiff zu mieten.«

Es klingt plausibel, was er sagt, dachte Rhiana. *Alles, was er sagt, klingt plausibel. Alles, was er sagt, ist wahr-*

scheinlich ehrlich gemeint. Katanis war ein folgsamer Vasall meines Vaters, und dieser hat große Stücke auf ihn gehalten. Auch später noch, im Exil. Katanis ist meinem Vater treu geblieben, und ich behandle ihn wie ein Stück Dreck. Es ist nicht Katanis, der ein Problem hat. Ich bin es.

Als Rhiana schwieg und auch sonst niemand mehr etwas sagte, meldete sich der talanische Adlige erneut zu Wort. »Prinzessin Rhiana, ich habe verstanden, dass Ihr nicht bedrängt werden wollt, und habe dafür vollstes Verständnis. Darf ich trotzdem in absehbarer Zeit mit einer Antwort rechnen?«

»Ich denke darüber nach und werde mich mit meinen Freunden beraten«, entgegnete Rhiana.

5 – Die Höhle der Roten Blitze

Königreich Talania, Uribat Jubra, Mojetal, Mitte Rahja 916 BF

Die Ereignisse waren zu gewaltig und zu unbegreiflich gewesen, um sie mit Worten zu begleiten. Auch jetzt, da der Dämon ihnen nichts mehr anhaben konnte, blieben die meisten Shauka stumm, während die Lanys sie dem Osten entgegenführten und der weiße Sand allmählich in den Norden zurückflutete und den Felsgrat hinaufkroch. Der eine oder andere schaute noch dann und wann zurück, aber die meisten richteten den Blick nach vorn. Sie wussten nicht, was sie dort erwartete, aber sie ahnten, dass sie noch längst nicht in Sicherheit waren. Niemand außer Nialin hatte von diesem anderen Pfad gewusst, der so bequem und sicher erschien. Niemand außer Nialin wusste, wo er endete. Aber alle ahnten, dass dieser Pfad schon früher benutzt worden wäre, wenn sich auf ihm die hinter den Bergen liegende Küste leicht erreichen ließe.

»Ob das scheußliche Ungeheuer wohl wirklich tot ist?«, fragte Ishilea leise, ohne die Frage an einen bestimmten Gefährten zu richten.

»Ein Dämon stirbt nicht«, äußerte der blondbärtige Tjaldor mit Bestimmtheit. »Aber du hast ja gesehen,

dass sein widerwärtiger Körper auseinandergeplatzt ist. Ich denke, er hat keine Macht mehr über die Dinge in unserer Welt.«

»Zum befremdlichen Fratzenschneiden im Sand wird es schon noch reichen«, meinte Grall. Er schaute in den aufsteigenden Sand hinaus, konnte aber nirgendwo ein Dämonengesicht entdecken. »Auch gut«, meinte er. »Vielleicht ist ihm die Lust daran vergangen. Dazu kann man ihn auch nur beglückwünschen. Er scheint ein absolut zweitklassiger Dämon zu sein, der weder beeindruckend schaurige Fratzen schneiden noch überzeugend Blut sabbern kann.«

»Nimm den Mund nicht so voll, Grall«, ermahnte ihn Ishilea. »Vorhin haben dir ganz schön die Hosen geschlottert.«

»Ach was«, erwiderte Grall. »Mir war von Anfang an klar, dass dieser wenig geschätzte Dämon ein peinlicher Versager ist. Ich wollte euch hoch geschätzten Gefährten schon darauf eine wohlfeile Wette anbieten, aber das wenig geschätzte Monstrum hat so laut herumgegrölt, dass man sein eigenes Wort nicht verstehen konnte. Allerdings fand ich sein Gehabe und Getue auch ohne das Grölen reichlich anstößig.«

Niemand hatte Lust, auf Gralls scherzhaften Ton einzugehen, und bei dem Kleinen war es auch wohl nur Galgenhumor. Jedenfalls verzichtete er darauf,

die Sache fortzuführen. Eine Weile sagte niemand etwas. Dann wandte sich Ishilea an die Yaba.

»Wohin führst du uns, Nialin?«, wollte sie wissen, und ihre Stimme hörte sich dünn und zaghaft an.

»Den Pfad entlang«, gab Nialin rau zurück.

»Und wenn der Pfad zu Ende ist?«

»Dann sehen wir weiter.«

»Nialin ... bitte.«

Die Yaba sah ein, dass es wenig half, sich den Fragen mit nichtssagenden Antworten zu entziehen. Wenn sie die Höhle erreichten, würde sie ohnehin Farbe bekennen müssen. Und die Gefährten hatten es verdient, ehrlich behandelt zu werden. Zu viel hatten sie schon erdulden müssen, zu viele von ihnen waren gestorben.

Sie wandte sich im Sattel um und hob die Stimme, damit alle Shauka sie hören konnten, alle acht, die ihr noch verblieben waren: Ishilea, Grall, Suanin, Tjaldor, Norfos, Annid, Arken und Safrid, der mit Arken den Platz getauscht hatte und am Ende der Gruppe ritt. »Hört alle zu, denn ich werde euch nun sagen, was euch erwartet. Nur die Not hat mich bewogen, diesen Pfad zu wählen. Auch wenn er uns und unseren Tieren im Moment nichts abverlangt, so gilt er doch als ein Pfad, der den Tod bedeuten kann.« Als sie Unruhe in den Gesichtern bemerkte, fügte sie schnell hinzu: »Für den Moment kann uns nichts passieren. Ich rede von

Gefahren, die uns bedrohen werden, wenn wir das Ende des Pfads erreicht haben.«

Sie machte eine kleine Pause, musterte Gesicht für Gesicht und fuhr dann fort: »Wir haben Schreckliches durchgestanden, und einige von uns mussten ihr Leben lassen. Ich weiß, dass ihr alle glaubt, es sei nun genug. Ich denke wie ihr und bitte euch um Verzeihung, dass ich euch in diese Situation gebracht habe. Doch ich war arglos und wusste nicht, was uns erwartete. Nun aber, da wir mitten im Schlamassel stecken, müssen wir die Sache auch bis zum bitteren Ende durchstehen.« Sie deutete gen Süden, wo immer noch haushohe Sandwellen wogten. »Dorthin können wir nicht zurück. Jetzt nicht und auch nicht später. Es kann viel Zeit vergehen, bis der Sand zur Ruhe kommt und wieder einen Pfad für uns öffnet – mehr Zeit, als uns bleibt, bis wir und unsere Lanys verdurstet sind.«

Erneut machte sie eine Pause, wartete auf trotzige Einwände, auf Fragen. Aber niemand traute sich, nicht einmal Grall.

»Ich sehe, ihr habt mich verstanden«, sagte sie schließlich. »Wir müssen den Talkessel verlassen, aber den Slievpass können wir so wenig erreichen wie den Westpass.«

»Du meinst, dieser Pfad führt nirgendwohin?«, fragte Annid, die sich sonst nur selten zu Wort meldete.

»Nein, Annid, er führt in eine Höhle, und diese Höhle besitzt einen zweiten Ausgang, der sich zur Küste hin öffnet.«

»Was gibt es dann für ein Problem?«, wollte Tjaldor wissen.

»Die Höhle hält tödliche Gefahren bereit. Die Weisen von Mojeness nennen sie die Höhle der Roten Blitze.«

»Dann ist sie also unpassierbar?«, wollte Ishilea wissen.

»Sie ist passierbar«, erwiderte Nialin. »Andere vor uns haben sie durchquert und sind heil zur Küste gelangt. Aber viele sind bei dem Versuch, es zu tun, ums Leben gekommen.«

»Kann man sich gegen die Gefahren der Höhle schützen?«, fragte Arken.

»Ja, aber man muss sich geschickt dabei anstellen.« Das ernste Gesicht von Cathorian stand ihr vor Augen.

Bleib im Sattel des Lany, Nialin. Seine Füße bieten einen besseren Schutz vor den im Boden lauernden Blitzen als deine Stiefel. Berühre kein Metall. Meide die Nähe von Gold, Silber und Kupfer. Bewege dich niemals zwischen zwei Metallplatten hindurch. Suche das Glas. Studiere die Richtung der Blitze. Dann kann es gelingen.

»Was sind das für rote Blitze, hoch geschätzte Nialin?«, fragte Grall. »Ich habe leider keine so vorzügliche und dir in hohem Maße auch zustehende Bildung genossen wie du und kenne nur blaue Blitze. Man schützt sich vor ihnen, indem man sich in sorgsam angemessener Zeit und unter unverzichtbarer Wahrung der nötigen Würde flach auf den Boden wirft.«

»Sie sind eben rot und nicht blau«, sagte Nialin. »Mehr weiß ich darüber nicht. Ich war noch niemals in dieser Höhle. Aber ich glaube nicht, dass es hilft, sich hinzuwerfen oder am Boden entlang zu kriechen. Mir wurde im Gegenteil geraten, im Sattel meines Lanys zu bleiben.«

»Dann müssen wir die Lanys also nicht zurücklassen?« Ishileas Stimme klang erleichtert. »Es wäre mir schwergefallen, die Tiere dem Tode zu überantworten, nach allem, was wir ihnen verdanken.«

»Die Lanys kommen mit«, antwortete Nialin. »Offenbar werden sie von den Gefahren der Höhle nicht mehr bedroht als wir. Eher weniger. Der weise Cathorian sprach von Bodenblitzen, die den Lanys nichts anhaben können.«

»Ich habe nie zuvor von einer Höhle gehört, in der es blitzt«, bekannte Arken.

»Hast du je zuvor von einem Dämon gehört, der sich aus dem Gebein einer Vielzahl von Toten ein Skelett formt?«, fragte Nialin in einer Mischung aus

Bitterkeit und leisem Spott. »Oder einer Wesenheit, die ganz und gar aus Sand besteht und sich trotzdem in die Luft erheben kann?«

»Nein«, gab der Blonde zu.

»Na also. Was hast du also gegen Höhlenblitze einzuwenden?«

»Sie gefallen mir nicht.«

»Mir auch nicht. Aber das wird die Blitze wenig beeindrucken, oder?«

Darauf sagte Arken nichts mehr.

Das lange gelbe Band des Pfads krümmte sich nach Osten, und die Shauka kamen den Küstenbergen, die die Ostwand des Talkessels bildeten, immer näher. Schon jetzt war zu erkennen, dass der mit Sand bedeckte Felsgrat, auf dem sich die Shauka bewegten, gut fünfhundert Schritt nördlich des Slievpasses in den Ausläufer eines Berges überging. Davor und dahinter erstreckte sich eine schroff zerklüftete Bergwand, und der Pfad selbst schien in einem Felskamin zu enden. Nialins Hoffnung, vielleicht einen Weg zu entdecken, der am Bergfuß entlang zum Pass führte, erfüllte sich nicht. Es war ohnehin ein aberwitziges Gespinst gewesen. Wenn es ihn gegeben hätte, wäre er den Shaudaren bekannt gewesen. Vielleicht wäre es ihr und den Gefährten gelungen, am Rande des Kessels zum Pass zu reiten, als der Sanddrache seinen Leib gesammelt und die Bergfüße entblößt hatte. In-

zwischen war der Sand jedoch zurückgeflossen, wogte und brandete. Sich dort einen Weg zu suchen wäre tödlicher als jede Blitzhöhle.

Wie lange mag es her sein, dass ein Shaudare zuletzt diesen Weg genommen hat?, grübelte Nialin. *Hundert Jahre? Fünfhundert? Das Pergament von Cathorians Karte war vergilbt und brüchig. Viel kann sich seither ereignet haben. Zweifellos wirkt Magie in der Höhle. Vielleicht hat diese Magie die Höhle tief in den Berg hineinwandern lassen. Oder der Eingang wurde verschüttet. Das Gleiche kann für den Ausgang gelten.* Dann versuchte sie es mit Zuversicht zu sehen. *In den Jahren oder Jahrhunderten, die seit dem letzten Besuch wahrscheinlich vergangen sind, kann die Höhle auch ihre Gefährlichkeit verloren haben. Vielleicht ist die magische Energie erschöpft, und es gibt keine Blitze mehr.*

So sehr sie auch ihrem Ziel entgegenbangten, tat die Ruhe den Shauka und ihren Reittieren nach all den Strapazen gut. Einige von den Shauka wünschten sich, die Lanys würden langsamer laufen, damit der Ritt möglichst lange andauerte. Andere wurden mit der Zeit eher ungeduldig, wollten so schnell wie möglich ans Ziel und die Sache hinter sich bringen. Die Lanys, die weder von den unterschiedlichen Wünschen ihrer Reiter noch von den Gefahren der Höhle etwas wussten, schritten zügig aus. Ihnen war es Recht, möglichst viel Raum zwischen sich und den

Ort zu bringen, an dem sich Seltsames ereignet hatte und Scharangehörige den Tod gefunden hatten. Im Übrigen war es Pull, der weiterhin das Marschtempo vorgab. Nialin hatte ihm keine besonderen Anweisungen gegeben. Die Yaba gehörte zu jenen Shauka, die es vorzogen, lieber sofort als später dem Tod ins Auge zu blicken. Aber sie spürte die Müdigkeit der Lanys und überließ es Pull, einen Mittelweg zwischen Zügigkeit und Erholung zu finden.

Als sie in den Sand hinausgeritten waren, hatte es gegolten, den Slievpass zu erreichen, bevor die Uribatischen dort auftauchten. Diese Frage war mittlerweile zweitrangig. Der Kampf der Giganten und der Umweg auf dem gelben Pfad hatten viel Zeit gekostet. Die Shauka waren der Bergwand schon zu nahe, um den Slievpass einsehen zu können. Aber Nialin ging davon aus, dass sich der Feind dort inzwischen postiert hatte. Ihre einzige Hoffnung war, dass sie die Höhle fanden, ihre Gefahren irgendwie überwanden und im Rücken des Feindes die Küste erreichten. Es war ein Wunsch, mehr nicht. Wo genau die Höhle sich zur Sliev öffnete und wie das Gelände dort beschaffen war, wusste sie nicht.

Sie hatten das Ende des Pfades fast erreicht und ritten auf den Felskamin zu. Der Pfad führte knapp an der vorderen hoch aufragenden Wand vorbei und endete dann an der hinteren, in die sich der Felsgrat,

der sie getragen hatte, in steilem Anstieg erhob und mit dem Berg verschmolz. Halb bang, halb neugierig reckte Nialin den Hals, als Pull die erste Wand passierte. Ein paar Schritte noch, und Nialin schaute in den Kamin hinein.

Sie sah die Höhle sofort. Ihr Eingang befand sich im hinteren Winkel des Kamins, und er war bequem zu erreichen, auch für die Lanys. Zwar endete der gelbe Sandpfad ein Stück vor der Kaminmauer, ging aber nach Westen hin nahtlos in eine glatte, sanft ansteigende Felszunge über, die bis zum Ende des Kamins führte.

Nialin spürte Beklemmung, die nach ihrem Herzen griff, aber sie zögerte nicht und ließ Pull langsam ein Stück weit die Felszunge hinaufgehen, damit die anderen Reiter und ihre Tiere Platz hatten, sich hinter ihnen zu versammeln. Dabei starrte sie den Höhleneingang an und versuchte das Dunkel dahinter zu ergründen. Wenn es dort Blitze gab, dann irgendwo tief im Innern. Im Moment jedenfalls sah sie nur ein dunkles Loch, das ihr entgegengähnte. Doch es gab eine Besonderheit, die sofort ins Auge fiel: Der Eingang war künstlich geschaffen oder zumindest erweitert und mit makellos glatten, weißen Steinquadern eingefasst worden. Wessen Werk dies gewesen war, vermochte Nialin nicht zu sagen. Shaudaren waren es bestimmt nicht gewesen, denn diese lehnten es ab, natürlich entstandene Dinge

einschneidend zu verändern. Es fehlte ihnen auch eine Baukultur, die so etwas vollbringen konnte.

Sie erteilte Pull den Befehl anzuhalten und wandte sich aus dem Sattel heraus den hinter ihr in den Kamin eingedrungenen Gefährten zu und ließ deren Lanys ebenfalls verharren. Alle Gefährten lugten zum Eingang der Höhle, die meisten angespannt, einige fast erleichtert, da keine Blitze aus der Höhle herausschlugen und auch sonst keine unmittelbare Gefahr zu drohen schien.

»Wie ihr seht, haben wir unser Ziel erreicht«, sagte sie mit beherrschter, aber belegter Stimme, die in ihren eigenen Ohren fremd klang. »Wir müssen diese Höhle passieren. Uns bleibt keine Wahl. Keine vernünftige zumindest. Wer es trotzdem vorzieht, sein Glück zu versuchen und sich dem Sand dort draußen anzuvertrauen, soll es tun. Ich zwinge niemanden, die Höhle zu betreten. Ich bitte euch nur, es zu tun.«

»Hoch geschätzte Nialin«, sagte Grall und verbeugte sich leicht im Sattel, »du hast uns nicht gesagt, dass dies ein Atawa ist. Betrachte dies bitte nicht als Vorwurf. Zweifellos hast du es für überflüssig gehalten, dies zu erwähnen, oder du hast vorausgesetzt, dass uns dies bekannt ist.«

»Ich wusste nicht, dass es ein Atawa ist«, antwortete Nialin knapp. »Ich erwähnte wohl schon, dass ich niemals zuvor an diesem Ort war.«

»Atawa oder nicht – ändert das irgendwas?«, brummte Tjaldor und sah dabei Grall an. »Ist doch egal, ob dich ein Blitz in einer Höhle oder in einem Atawa erschlägt, oder?«

»Das kann ich nicht beurteilen, hoch geschätzter Tjaldor«, erwiderte Grall. »Ich wurde noch niemals von einem Blitz erschlagen. Tatsächlich ist es sogar eine Erfahrung, die mir nicht nur gänzlich fremd, sondern, um der Wahrheit die Ehre zu geben, auch höchst unwillkommen ist. Möglicherweise sind Atawa-Blitze sanfter, liebkosender. Oder aber härter, abweisender. Wer vermag das schon zu sagen?«

»Auf jeden Fall sind sie rot«, meinte Ishilea bissig. »Falls euch das hilft, zu einer Einschätzung zu kommen.«

»Ich sehe weder rote Blitze noch andere«, sagte Norfos, ein pausbäckiger junger Mann mit einem wettergegerbten Lederhut.

Safrid, sein bester Freund, der auch mit ihm das Lager teilte, pflichtete ihm bei. »Ich auch nicht.«

»Vielleicht sind sie unsichtbar«, meinte Arken.

»Hoch geschätzter Arken«, erwiderte Grall. »Wie können unsichtbare Blitze denn rot sein? Das musst du mir unbedingt erklären. Nicht dass ich an der Weisheit deiner Worte zweifeln würde, aber du scheinst über ein geheimes Wissen zu verfügen, das du nicht für dich allein behalten solltest.«

»Hört auf, euch zu streiten«, griff Nialin ein.

»Aber hoch geschätzte Nialin, wir wollen doch nur eine auf den Nägeln brennende Streitfrage klären und ...«

»Schluss damit, Grall!«, unterbrach ihn Nialin und bedachte ihn mit einem ungehaltenen Blick. Manchmal war der kleine Gauner amüsant, aber zuweilen auch ziemlich anstrengend. Im Grunde verstand sie aber recht gut, warum sich die Gefährten – Grall allen anderen voran – an Nichtigkeiten festhielten. Sie versuchten auf diese Weise, ihre Anspannung zu mildern und den Moment der Wahrheit hinauszuzögern.

»Um dies abzuschließen«, fuhr sie fort, »dieses Atawa wird Höhle der Roten Blitze genannt, und ob der Name berechtigt ist, wird sich erweisen. Jedenfalls werde ich jetzt auf Pull in die Höhle reiten. Ihr könnt mir sofort folgen oder später oder gar nicht. Ich würde es allerdings vorziehen, wenn wir dicht beieinander blieben.« Sie musste den Grund dafür nicht nennen. Sie waren Shauka. Shauka standen einander bei und halfen sich. Und selbst der Tod eines Shauka konnte den anderen von Nutzen sein. Sie konnten versuchen, den tödlichen Fehler, den er begangen hatte, zu vermeiden oder die Falle, der er zum Opfer gefallen war, zu umgehen. »Ich sage euch jetzt alles, was ich weiß. Die Weisen von Mojeness gehen davon aus, dass magische Kräfte für die Blitze verantwort-

lich sind, wissen aber nicht, was dies für eine Magie ist, wer oder was sie anwendet und aus welchem Grund dies geschieht. Mir ist vorhin durch den Kopf gegangen, dass die Berichte über diese Höhle schon sehr alt sind. Vielleicht wirkt diese Magie heute nicht mehr. Aber das ist lediglich eine Hoffnung.« Sie machte eine kleine Pause. »Die Berichte besagen, dass es Bodenblitze gibt, die wohl in der Tat unsichtbar sind oder manchmal auch eine blaue Färbung aufweisen und die Hornhaut der Lanys nicht durchdringen. Gefährlicher sind die Blitze, die von magischen Ranken ausgehen, die von der Decke herabhängen. Die Shaudaren, die in früheren Zeiten die Höhle passierten, haben einige wichtige Beobachtungen gemacht. Magische Ranken müssen gemieden werden. Insbesondere darf man sich nicht unter ihren Enden bewegen. Es gibt Metall in der Höhle, aber man darf es nicht berühren. Was Gold, Silber und Kupfer und die ähnlich aussehenden Metalle der Alten angeht, so darf man sich nicht einmal in der Nähe davon aufhalten.«

»Das hört sich an, als seien dort Schätze zu finden, die magisch bewacht werden«, meinte Tjaldor.

»Das mag sein«, stimmte Nialin zu, »obwohl von derartigen Schätzen nicht die Rede war. Eher von Ornamentplatten und Skulpturen an den Wänden. Man darf sich niemals zwischen zwei Platten oder Skulp-

turen aus Metall hindurchbewegen. Achtet also darauf und studiert die Richtung der Blitze. Sie scheinen vorwiegend einen ganz bestimmten Weg zu nehmen. Und als Letztes wurde mir geraten, die Nähe von Glas zu suchen, da die Blitze es offenbar meiden.«

»Das müssen merkwürdige magische Blitze sein«, warf Ishilea ein. »Ist es nicht so, dass es sonst eher umgekehrt ist? Magier meiden Metall, benutzen aber Kashiben aus Glas. Wir haben es gesehen, als die jubranische Magierin die Feuerbälle warf.«

»Ja«, gab Nialin zu, »aber diese magischen Feuerbälle können durchaus auf Metall geschleudert werden, oder? Egal, es ist müßig, sich darüber Gedanken zu machen. Es heißt, dass es in früheren Tagen eine Magie gab, die anderen Gesetzen gehorchte. Vielleicht wirkt eine solche uralte Magie in der Höhle. Tut einfach, was ich euch gesagt habe.«

»Wie groß ist die Höhle, Nialin?«, wollte Safrid wissen.

»Fünfzig Schritt breit, dreißig Schritt hoch und zweihundert Schritt lang«, antwortete die Yaba. Als keine weiteren Fragen gestellt wurden, wandte sie sich um und forderte Pull auf, sich langsam und vorsichtig in Bewegung zu setzen. Über die Schulter hinweg rief sie den anderen zu: »Ich gebe den Lanys den Befehl, wie im Sibaner Sand in der Spur des vor ihnen gehenden Tieres zu bleiben. Trotzdem wird es

nötig sein, sie zu lenken. Das muss jeder von euch selbst tun. Seid behutsam und korrigiert die Richtung nur dann, wenn es nötig ist.«

Sie wandte ihre Aufmerksamkeit ganz und gar dem Eingang der Höhle zu. Er war etwa fünf Schritt hoch und genauso breit. Was Nialin für Steinquader gehalten hatte, erwies sich als eine fugenlose Einfassung aus einem glatten, polierten Stein, der auf den ersten Blick an weißen Marmor erinnerte, aber keinerlei andersfarbige Einschlüsse enthielt. Tatsächlich wirkte er blank und makellos wie Glas, war aber nicht durchsichtig. Es gab keinerlei Verzierungen oder Reliefs, wie sie an alt-talanischen Bauwerken zu finden waren.

Als Pull unmittelbar vor der Höhle stand, ließ sie ihn innehalten und betrachtete den Boden. Bis zum Eingang der Höhle bestand er aus verhältnismäßig glattem, aber natürlich entstandenem Fels, etwas unregelmäßig geformt, hier und da verwittert und aufgesprungen. Das Innere der Höhle hingegen bestand aus dem gleichen Glasgestein wie die Ummantelung des Eingangs. Die Fuge zwischen beiden Gesteinsarten war so schmal, dass man sie kaum erkennen konnte.

In der Höhle war und blieb es dunkel. Nirgendwo blitzte etwas, und es gab auch keinen anderen Lichtschein, der herausdrang. So unmittelbar vor dem

Eingang konnte Nialin etwas tiefer in die Höhle sehen und erkennen, dass der absolut ebene Boden sanft abfiel und die Wände und die Höhlendecke aus dem gleichen Material bestanden wie der Boden. Die Höhle machte auch von innen einen künstlich erschaffenen Eindruck, und die Wände ragten rechtwinklig aus dem Boden. So weit sie hineinschauen konnte, gab es nichts außer kahlen Wänden, aus denen keine magische Ranke ragte. Das Gleiche galt für den Boden und die Decke. Nialin fragte sich, warum nicht Sonnenlicht vom Ausgang an der Küste zu sehen war. War der Ausgang verschlossen? Dann überlegte sie. Ihr war gesagt worden, die Höhle sei zweihundert Schritt lang, und sie hatte dies zur Kenntnis genommen, ohne weiter zu überlegen. Zweihundert Schritt waren für einen Bergfuß viel zu wenig. Und die Wände, die sie sehen konnte, standen nicht fünfzig, sondern nur fünf Schritt auseinander. Vermutlich war dies nur ein Stollen, der in den Berg führte, und noch nicht die Höhle selbst. Einzelheiten dieser Art hatte Cathorian nicht erwähnt. Vielleicht hatte er sie für unwichtig gehalten. Er war ohnehin davon ausgegangen, dass sie diesen Weg niemals gehen würde, und hatte sie beständig ermahnt, auf dem Drachenkammpfad zu bleiben.

Die Dunkelheit im Stollen stellte ein ernsthaftes Problem dar. Gleiches galt auch für den abschüssigen

glatten Boden, der den Krallen der Lanyfüße keinen Halt bot. Was dies anging, entdeckte Nialin allerdings bei genauerem Hinsehen griffig wirkende Querrillen im Glasgestein, die in Abständen von einem halben Spann verliefen.

Ishilea und Grall drängten sich auf ihren Lanys heran und äugten ebenfalls in den Stollen.

»Hat einer von euch etwas dabei, um Licht zu machen?«, fragte die Yaba und deutete in den dunkel gähnenden Schacht.

»Wenn es weiter nichts ist, hoch geschätzte Nialin«, meinte Grall, öffnete die Satteltasche und kramte Zündkraut, zwei Feuersteine und ein Talglicht hervor. Er sah sie fragend an: »Soll ich mit dem Licht voranreiten?«

Nialin schüttelte den Kopf. »Nein, Grall, zünde das Talglicht an und gib es mir.« Die Yaba musste ihre Anordnungen nicht begründen, und sie tat es auch nicht. Jedenfalls nicht laut. *Ich habe meine Leute an diesen Ort geführt*, dachte sie. *Es ist meine verdammte Pflicht, sie zu leiten und die Gefahren zu erkunden.*

Grall war ein gewiefter Dieb, der sich darauf verstand, in jeder Situation ein Licht anzuzünden, notfalls unter dem Hemd oder sogar auf dem Kopf stehend. Dass er im Sattel eines Lanys saß, stellte für ihn keine besondere Herausforderung dar. Er schlug Funken in das vor sich in der Sattelmulde ausgebrei-

tete Kraut, steckte, als es aufflammte, das Licht an und fegte das lodernde Zündkraut auf den Boden, bevor es sich in das Sattelleder fressen konnte. Dann drängte er sein Lany neben Pull und reichte Nialin das Licht.

»Bitte sehr, hoch geschätzte Nialin«, sagte er. »Ich habe auch noch einen magischen Leuchtstab dabei. Soll ich vielleicht mit ihm voranreiten?«

Die Yaba sah ihn ärgerlich an. »Das sagst du mir erst jetzt?«

Grall zuckte die Achseln. »Ich halte nicht viel von diesem magischen Firlefanz. Ein Talglicht ist solider, finde ich. Soll ich voranreiten?«

»Nein, Grall, *ich* reite voran!« Nialin gab ihm das brennende Talglicht zurück. »Gib mir den Leuchtstab!«

Mit der einen Hand nahm er das Licht, mit der anderen reichte er ihr ein Atawa von knapp einem Spann Länge, das einem stumpfen Dolch nicht unähnlich sah. Vorn bestand er aus milchigem, schmucklosem Weichglas, während das fein ziselierte Heft aus silbernem Metall gefertigt war. Nialin achtete nicht weiter auf die rätselhaften Gravuren einer untergegangenen Kultur. »Wie erweckt man die Magie?«

»Man muss das Glas mehrfach und möglichst schnell reiben. Nach einer Weile, wenn das Licht

dunkler wird, muss man das Reiben wiederholen. Behandle es bitte mit Sorgfalt, hoch geschätzte Nialin. Dieses Atawa war sehr teuer!«

»Du hast es gekauft?«, staunte sie.

Grall wich aus. »Nicht so direkt. Aber teuer war es trotzdem. Jedenfalls für den, der es auf dem Basar in Uthgaden erworben und es dann ... äh ... mir überlassen hat.«

Atawa gehörten zu den Dingen, mit denen jeder Talanier von Kindheit an vertraut war. Da gab es die großen, Ehrfurcht gebietenden Atawa wie die Brükken zwischen den Inseln Talan, Camidera und Chuk, den Zarker Wall oder den gläsernen Turm von Jubra. Aber es gab auch unzählige andere, kleinere Artefakte, die in den zahlreichen Ruinenfeldern auf den Inseln und im Olsyatt vor Uthgaden gefunden wurden. Manche waren lediglich schön anzuschauen, andere besaßen einen praktischen Nutzen, während wieder andere ganz und gar rätselhaft erschienen. Am begehrtesten von allen waren die magischen Artefakte. Die in ihnen gespeicherten magischen Kräfte ließen sich in der Regel nur von Magiern erwecken. Einige allerdings – das waren vor allem Leuchtstäbe, Leuchtsteine und ähnliche Gegenstände, denen eine vergleichsweise geringe Magie innewohnte – bedurften keiner magischen Rituale oder Zauberformeln, sondern ließen sich von jedermann benutzen.

Nialin rieb den Stab, wie Grall es ihr gesagt hatte, und war überrascht, wie warm und weich er sich anfühlte. Unwillkürlich musste sie dabei an Marans Glied denken, wie es heute Morgen aus ihr herausgeglitten war. Der Gedanke erschrak sie. War das alles wirklich erst ein paar Stunden her? Der nackte Maran, der tote Maran und all die anderen, die im Kampf gegen die Söldner und im Sibaner Sand gestorben waren ...

Die Bewegungen, die sie mit der Faust vollführte, waren eindeutig genug, um Gralls Mundwinkel verräterisch zucken zu lassen. »Hoch geschätzte Nialin«, meinte er und verdrehte dabei die Augen, »ich habe da noch ein anderes Teil, das zwar nicht leuchtet, aber anderweitig nützlich ist und sich gewiss über ähnliche Aufmerksamkeiten ...«

»Schweig, Grall!«, unterbrach ihn die Yaba ärgerlich. Wenn sie ehrlich gegenüber sich selbst war, musste sie allerdings zugeben, dass sie mehr über ihre eigenen Nebengedanken als die von Grall erbost war. »Das ist wohl kaum der richtige Moment für Zoten, und im Übrigen ist für derlei Dienste wohl eher deine Partnerin Ishilea zuständig!«

Das milchige Weichglas des Stabs verfärbte sich rötlich, und nach weiterem Reiben wurde daraus ein intensiv leuchtendes gelbes Licht. Nialin war von der Leuchtkraft des Stabs überrascht. Den meisten ande-

ren Leuchtstäben, die sie bei früheren Gelegenheiten in Händen gehalten hatte, waren nur ein müder Schein und manchmal sogar nur ein schwaches Glimmen zu entlocken gewesen. Dieser Leuchtstab war in der Tat ein kostbares Atawa, das den früheren Besitzer bestimmt eine stolze Summe gekostet hatte. Artefakte dieser Qualität wurden von ihren Besitzern wie Augäpfel gehütet. Nialin fragte sich, wie es Grall gelungen war, es zu stehlen.

Sie ertappte sich dabei, dass ihre Gedanken in der verschiedensten Art abschweiften, und kannte sich gut genug, um zu wissen, warum dies so war. Irgendetwas in ihr sperrte sich dagegen, den Stollen und die dahinter liegende Höhle zu betreten, wollte Zeit gewinnen, schob Nichtigkeiten in den Vordergrund, um nicht über die in der Höhle lauernden Gefahren nachdenken zu müssen. Sie nahm ihren ganzen Willen zusammen und zwang den zögerlichen Teil ihrer Person, sich in den fernsten Winkel ihres Hirns zurückzuziehen.

Sie streckte den leuchtenden Stab aus. »Vorwärts, Shauka! Beherzigt, was ich euch gesagt habe. Seid vorsichtig und handelt mit Bedacht! Ich verlange von euch, dass ihr die Herausforderungen dieser verfluchten Höhle meistert. Jeder Einzelne von euch! Ich will niemanden mehr verlieren!«

Dann gab sie Pull den Befehl, den Stollen zu betre-

ten. Das Lany streckte den Hals vor und beäugte das Glasgestein des Bodens. Es schien ihm nicht geheuer zu sein. Nialin sandte ihm beruhigende Bilder, und der Hahn gehorchte, wenn auch zögernd. Jeder Schritt, den er tat, wirkte wie eine weihevolle Zeremonie. Die Fußkrallen waren so weit wie möglich gespreizt und suchten nach Halt. Erst als Pull die erste Bodenschwelle betastet und für tauglich gefunden hatte, gewann er an Sicherheit und bewegte sich zügiger voran. Die Lanys von Grall, der weiterhin das brennende Talglicht hielt, und Ishilea folgten dichtauf, und mit jedem Schritt, den Pull tat, drängte sich das Tier eines weiteren Shauka in das Innere des Berges.

Nialin schwenkte den Leuchtstab mal nach vorn und mal zu den Seiten des Ganges. Sie konnte nichts entdecken, das geeignet gewesen wäre, den ersten Eindruck zu widerlegen. So weit das Licht reichte, gab es einen nur sanft abfallenden und ausreichend griffigen Boden, kahle Wände und eine genauso kahle Decke. Alles wirkte so makellos, als hätten die unbekannten Baumeister, die diesen Stollen durch den Fels geschlagen, mit ihren Glassteinen verkleidet und diese nahtlos verfugt hatten, ihr Werk gerade erst beendet. Im Eingangsbereich knirschten ein paar Sandkörner unter den Füßen der Lanys, aber sonst gab es nichts, das auf Einwirkungen von außen hinwies. Er-

staunlicherweise spiegelte sich das Licht nicht in dem glatten, glasigen Gestein, sondern fraß sich förmlich hinein, bis es irgendwo in der Tiefe gebrochen wurde und sich mit funkelnden Reflexen seitlich ausbreitete. Nach einer Weile stellte Nialin fest, dass dieser Eindruck täuschte, denn inzwischen leuchteten der Boden, die Decke und die Wände so hell, dass der Leuchtstab und Gralls Talglicht entbehrlich erschienen. Es schien, als hätte der magische Leuchtstab eine in den Steinen verborgene Magie erweckt.

Niemand wusste, wer die talanischen Atawa erschaffen hatte und ob es sich um Zeugnisse einer einzigen untergegangenen Kultur oder mehrerer handelte. Als wahrscheinlich galt, dass zwar alle Artefakte der gleichen Kultur, jedoch unterschiedlichen Epochen entstammten. Magister Trede nab Anfanes von der Universität zu Jubra, der sich in besonderem Maße der Erforschung von Atawa verschrieben hatte, vertrat die Ansicht, dass es eine Hochkultur und eine Nachfolgerkultur gegeben hatte. Der Hochkultur waren unfassbare, gigantische Atawa wie die Brücken, der Zarker Wall und der Turm von Jubra zu verdanken, während die Nachfolgerkultur nur noch über Bruchstücke des einstigen Wissens verfügte. Ob der Leuchtstab und der Stollen der gleichen geschichtlichen Epoche entstammten, vermochte Nialin nicht zu sagen. Für sie war es auch nicht sonderlich wichtig. Es genügte ihr, dass der

Stab die Wände dazu gebracht hatte, aus sich selbst heraus zu leuchten, und sie hoffte, dass dies auch in der eigentlichen Höhle der Fall sein würde. Das machte die Aufgabe, sie zu passieren, vielleicht etwas einfacher.

Nichts wies bisher darauf hin, dass es irgendwo im Innern des Berges eine Höhle gab, die den Schauergeschichten, die man über sie erzählte, gerecht wurde. Der Stollen zumindest schien keinerlei Gefahren bereitzuhalten. Aber die Yaba hütete sich vor vorschnellen Einschätzungen. Die Tatsache, dass die alte Magie im Glasgestein des Stollens noch wirksam war, dämpfte ihre Hoffnung, die Kraft der roten Blitze könnte erloschen sein.

Während Pull Schritt um Schritt voransetzte und immer tiefer in den Stollen eindrang, der nicht nur sanft abfiel, sondern auch in einem weit geschwungenen Bogen verlief, achtete Nialin sorgsam auf jedes Detail ihrer Umgebung und jede Veränderung, die sich ergab. Viel Neues gab es allerdings nicht zu beobachten, und nichts davon wirkte gefährlich. Gelegentlich waren reich verzierte Stein- oder Metalltafeln in die leuchtenden Glassteine der Wände eingelassen, ohne dass sie einen Sinn dafür entdecken konnte. Ob es Schreine oder Gebettafeln waren? Die Symbole und Ornamente, ganz ähnlich den Gravuren im Heft des Leuchtstabs, waren ihr unverständlich, aber das ging nicht nur ihr so. Auch die Gelehrten konnten nichts mit

derartigen Zeichen anfangen. Dass es sich um Schriftzeichen handelte, schlossen sie allerdings aus. Vielmehr glaubten sie, dass die Alten über eine magische Sprache verfügt hatten, die auf unbegreifliche Art in den Köpfen entstand und auf ebenso unbegreifliche Art aufgezeichnet wurde. Niemand hatte bisher derartige Aufzeichnungen gefunden, aber man nahm an, dass es sie überall gab, sie jedoch ohne die verloren gegangene spezielle Magie der Alten nicht erkennbar und zu deuten waren. Als sicher galt nur, dass die Symbole und Ornamente auf den Atawa anderen Zwecken gedient hatten, wahrscheinlich künstlerischer oder religiöser Art.

Wenn Metalltafeln auftauchten, war Nialin besonders wachsam, und sie ermahnte auch die anderen Shauka zu besonderer Vorsicht. Die Tafeln bestanden zumeist aus einem silberfarbenen Metall und waren unterschiedlich groß – einige kaum größer als ein Handteller und rund, andere einen Spann lang und oval geformt, die meisten jedoch viereckig und bis zu einen Schritt breit und einen halben Schritt hoch. Nialin bedachte Cathorians Warnung und ließ Pull den größtmöglichen Abstand zu solchen Tafeln halten. Besonders sorgfältig achtete sie darauf, nicht zwischen zwei Metalltafeln hindurchzureiten. Da die Tafeln ausnahmslos an der rechten Stollenwand angebracht waren, ergab sich dieser Fall allerdings nicht.

Im Stollen waren nur die hohl klingenden Schritte der Lanys, das Ächzen der Sättel und das schwere Atmen der Shauka zu hören. Selten gesellte sich das Niesen oder Keckern eines Lanys hinzu. Ihre Reiter verhielten sich so ruhig wie möglich. Was immer dem einen oder anderen auf der Zunge liegen mochte: Er schluckte es angesichts der ungewöhnlichen Umgebung herunter. Jeder Einzelne fühlte, dass dies ein Ort der Magie war, und keiner wollte diese Magie wecken.

Selbst Grall verzichtete darauf, sich bemerkbar zu machen. Nur einmal fluchte er leise in sich hinein, als sein Daumen der herunterbrennenden Flamme des Talglichts zu nahe kam. Er nahm dies aber keineswegs zum Anlass, das Licht zu löschen. Ein Talglicht war ein Talglicht. Etwas Solides. Bewährt. Da wusste man, was man hatte. Ob und wie lange die Glassteine leuchten würden, war hingegen eine andere Sache. Was ihn anging, so setzte er auf das Talglicht. Dass Nialin den ermattenden Leuchtstab durch erneutes Reiben mehrmals neu erstrahlen ließ, betrachtete er dagegen mit einem gewissen Unmut. Reichte ihr das Licht der Wände denn nicht? Musste sie sein kostbares Atawa derart beanspruchen? Die Wächter und Diener des unglaublich dicken Kaufherrn Morken Uthbak – der sich selbst wegen seiner Körperfülle nur im Schneckentempo bewegen konnte – hatten Grall

einen halben Tag lang durch Avina-Noblis verfolgt, als er Uthbak um den Stab erleichtert hatte. Irgendwie hatte Grall den Eindruck, dass seine Leistung nicht ausreichend gewürdigt wurde.

Der Stollen machte einen scharfen Knick nach links.

»Vorsicht!«, warnte Nialin, als sie die Stelle erreicht hatte und den weiteren Verlauf des Ganges einsehen konnte. »Vor uns liegt die eigentliche Höhle!«

Sie ließ Pull verharren, um die neue Lage einzuschätzen. Ihr war sofort klar, dass der geruhsame Teil des Vormarschs beendet war. Ob dort vorn Gefahren drohten, vermochte sie nicht zu erkennen, aber die Erzählungen über die Höhle gewannen an bedrükkender Plausibilität.

Was sofort ins Auge fiel und alarmierte, war die Art und Weise, wie der Stollen in die Höhle einmündete. Die so sehr auf Perfektion bedachten Baumeister der Alten konnten dies in dieser Form nicht gewollt haben. Der Gang riss förmlich ab, und der Zugang zur Höhle erfolgte durch ein riesiges scharfkantiges Loch, dessen Ränder durch eingesacktes Glasgestein und von der Decke herabhängende Metallstreben gekennzeichnet waren. Nialin stellte fest, dass dieser Zugang trotz alledem passierbar war, auch für Reiter auf den Rücken von Lanys. Die Höhle selbst wies ähnliche Zerstörungen wie der Zugang auf. Der Bo-

den bestand aus aufgeworfenen, teilweise übereinandergetürmten Stein- und Metallplatten, an den Wänden befanden sich halb zerstörte Schreine, in denen hier und da verschiedenfarbige magische Lichter glimmten, von der teilweise aufgerissenen Decke hingen schwarze und gelbe Ranken oder Taue herab, und über allem lag ein düster glosender roter Lichtschein, der von magischen Objekten erzeugt wurde, die wie dicke, halbkugelförmig nach außen gewölbte Augen an der Decke klebten.

Grall und Ishilea drängten sich heran und nahmen die Situation in Augenschein.

Grall deutete nach vorn. »Ich sehe immer noch keine roten Blitze, hoch geschätzte Nialin. Nur rote Augen. Und Augen können nicht töten, oder?«

»Beschwöre es nicht, Grall«, gab die Yaba zurück. »Die Blitze mögen irgendwo lauern. Und diese Augen sind magisch, wie offenbar alles in dieser Höhle. Vielleicht können sie töten. Vielleicht werfen sie die roten Blitze.«

»Du hältst die Höhle für einen weiteren Dämon?«, fragte Grall. »Für sein Inneres, das er aus irgendwelchen Gründen mit roten Augen betrachtet?«

Nialin zögerte. »Ich weiß es nicht. Vielleicht ist diese Höhle tatsächlich auf irgendeine Art lebendig. Es könnte sehr wohl das Innere eines Dämons sein. Oder ein Ort, an dem mehrere Dämonen hausen. Oder bei-

des zugleich. Der Leib eines gewaltigen Dämons, in dem sich kleinere Dämonen angesiedelt haben. Andererseits sieht es so aus, als sei die Höhle halb zerstört. Vielleicht hat es hier wie draußen im Sibaner Sand einen Kampf zwischen magischen Kreaturen gegeben. Vor kurzem erst oder irgendwann in früheren Jahren, möglicherweise vor sehr, sehr langer Zeit. Oder es ist einfach nur ein Tempel der Alten, in dem zerstörerische Magie wirkt. Es heißt, dass die Alten mächtig waren und wie Götter Blitze schleudern konnten. Wen werden sie in ihren Tempeln angebetet haben? Dabei kann es sich nur um Wesenheiten gehandelt haben, die um einiges mächtiger als sie selbst waren. Zum Beispiel Dämonen. Oder der Drachengott Pyrdacor, den Hogards Freunde aus Aventurien anbeten.«

Sie hatte ins Blaue hinein fabuliert und hörte damit auf, als sie erkannte, dass es sinnlos war, das Unerklärliche erklären zu wollen. Aber dazu neigte der Mensch nun einmal, denn er konnte sich nur schwer damit abfinden, seine Umwelt einfach hinzunehmen. Das galt auch für sie selbst. Sie wusste, dass sie auch weiterhin nach Erklärungen suchen würde. Und Dinge verändern wollte. Deshalb war sie schließlich eine Yaba der Shauka.

»Wie immer bewundere ich dein mannigfaltiges Wissen, hoch geschätzte Nialin«, meinte Grall. »Was

mich angeht, so musste ich mir die mageren Kenntnisse, über die ich verfüge, weitgehend selbst aneignen. Und die Götter, denen ich unter bestimmten Umständen zuneigen könnte, sowie die Dämonen, gegen die ich mich nötigenfalls zur Wehr setze, müssen sich mir erst einmal zeigen. Mit deiner freundlichen Erlaubnis, hoch geschätzte Nialin ...«

Während er sprach, hatte Grall das sorgsam behütete Talglicht vor sich in der Sattelmulde abgestellt. Bevor die Yaba überhaupt ahnen konnte, was er vorhatte, wanderte der Bogen in einer fließenden Bewegung vom Rücken zur linken Hand. Wie durch Zauberei lag plötzlich ein Pfeil auf der Sehne und schwirrte im nächsten Moment der Höhle entgegen.

Ob der kleine Dieb ein bestimmtes Ziel ins Auge gefasst oder aufs Geratewohl geschossen hatte, ließ sich nicht erkennen. Der Pfeil zischte mit leichtem Anstieg durch den Stollen, passierte die gezackte Höhlenöffnung im oberen Bereich und streifte zwei der herabhängenden schwarzen Ranken, die knisternd Funken schlugen und kleine blaue Blitze aussandten. Die Flugbahn flachte sich ab, bevor der Pfeil gegen die Decke prallte. Er streifte zwei weitere Ranken, diesmal gelbe, passierte einen magischen Schrein und wurde in diesem Moment von einem grellroten Blitz, der sich aus einer gelben Ranke löste, fast vollständig zerstört.

»Aha!«, äußerte sich Grall zufrieden. »Hast du das gesehen, hoch geschätzte Nialin? Soll ich einen weiteren Pfeil in die Höhle schießen?«

Nialin nickte und zeigte auf den Schrein, einen drei Schritt hohen und genauso breiten goldfarbenen, reich ornamentierten Klotz, in dem magische rote, blaue und gelbe Lichter blinkten. »Versuche den Schrein zu treffen, ohne die Ranken zu berühren.«

»Nichts leichter als das, hoch geschätzte Nialin.«

Gralls zweiter Pfeil war tiefer angesetzt, sauste auf halber Höhe durch den Stollen und die Höhle, ohne irgendetwas zu berühren. Er hätte den magischen Schrein genau in der Mitte getroffen, dort, wo die magischen Lichter blinkten, aber dazu kam es nicht. Aus der gleichen gelben Ranke raste erneut ein roter Blitz und traf den Pfeil. Verkohlte Reste rieselten zu Boden.

»Noch einen, hoch geschätzte Nialin?«, fragte der Dieb und hatte die Rechte schon wieder am Köcher.

»Nein«, sagte die Yaba. »Jedenfalls nicht jetzt. Aber die Idee war gut, Grall. Sie kann uns helfen, die Gefahren der Höhle zu erkennen. In Zukunft möchte ich aber, dass du nicht auf eigene Faust handelst.«

Nialin ließ Pull bis nahe an die unregelmäßig geformte Höhlenöffnung herantreten und dabei die herabhängenden Ranken meiden. Grall, Ishilea und hinter ihnen Tjaldor und Annid ritten ebenfalls eng an

die Nahtstelle zwischen Stollen und Höhle heran, soweit die Enge des Stollens dies zuließ. Nialin schaute in das Innere der Höhle und musterte besonders die Stelle, an der die beiden Pfeile vernichtet worden waren. In dem düsterroten Licht war nicht viel zu erkennen, und das gelbe Licht des Leuchtstabs reichte nicht weit. Immerhin glaubte die Yaba im Hintergrund der Höhle einen vagen, aber deutlich helleren Lichtschimmer zu erkennen. Ob das der Ausgang war?

Sie nahm sich die Zeit, alle erkennbaren Einzelheiten der Höhle in sich aufzunehmen. Der Boden vor ihr war aufgerissen, aber für Lanyfüße begehbar, wenn besonders schartige und zerklüftete Trümmerstücke gemieden wurden, was allerdings einen Zickzackkurs erforderte. Dieser Weg würde an einem der magischen Schreine vorbeiführen, aber dieser lag umgestürzt auf der Seite und zeigte kein magisches Leben. Kurz entschlossen warf Nialin einen der beiden ihr noch verbliebenen Natshij und ließ ihn in Höhe des Schreins einen Bogen vollführen. Er kehrte sicher und unbehelligt in ihre Hand zurück. Dann studierte sie den anderen Schrein, der Gralls Pfeilen zum Verhängnis geworden war, das dichte Gestrüpp der Ranken, die darüber hingen, und die Metallplatten, die sich unweit des Schreins auf dem Boden und teilweise an den Wänden befanden. Sie fragte sich,

welchem Zweck der Schrein gedient haben mochte oder immer noch diente. Hatten die Alten hier ihren Göttern gehuldigt? Konnten die roten Blitze ihnen nichts anhaben? Oder diente der Schrein als Hinrichtungsstätte für Missetäter? Wurden Tiere oder auch Menschen vor den Schrein getrieben, um sie den Göttern zu opfern? Niemand wusste etwas über die Riten der Alten. Die atemberaubenden Atawa, die sie hinterlassen hatten, bewiesen die hohe Kunst ihrer Gelehrten und Magier. Trotzdem mochte es eine rohe, barbarische Kultur gewesen sein, in der dunkle Mächte regierten.

Sie wandte sich den anderen Shauka zu, von denen einige leise miteinander tuschelten. »Ihr habt gesehen, was passiert ist. Die Ranken sind gefährlich, besonders die gelben. Die magischen Schreine ebenfalls, zumindest jene, die aufrecht stehen und deren Magie noch nicht erloschen ist.«

Cathorians Stimme klang ihr in den Ohren: *Studiere die Richtung der Blitze.*

»Offenbar gibt es einen Zusammenhang zwischen den Schreinen, den Ranken und den Metallplatten. Vielleicht hausen in den Schreinen Dämonen, die in der Lage sind, auch die Ranken für ihre Zwecke zu nutzen. Denkt an den Dämon im Sibaner Sand, der roten Schleim spucken konnte. Die Höhlendämonen spucken statt des Schleims vielleicht rote Blitze.«

»Warum schleudern sie die Blitze dann nicht auf uns statt auf unsere Pfeile?«, fragte Annid. »Sie müssen uns doch längst bemerkt haben.«

»Das habe ich mich auch gefragt«, antwortete Nialin. »Ich glaube, die Macht dieser Dämonen ist begrenzt. Wahrscheinlich können sie nur ihre nächste Umgebung erkennen oder zumindest nur Dinge und Wesen angreifen, die sich in nächster Nähe befinden. Beide Blitze sind aus derselben Ranke herabgeschossen, und beide nahmen denselben Weg, und zwar schräg von oben herab in Richtung auf die goldene Drachenskulptur auf der anderen Seite des Schreins.«

»Und das bedeutet?«, fragte Tjaldor.

»Na, was schon?«, erwiderte Ishilea. »Dass wir uns auf keinen Fall zwischen dem Schrein und der Drachenskulptur bewegen dürfen.«

»Aber wir müssen da durch«, mischte sich Norfos ein. »Links und rechts davon ist die Decke herabgestürzt. Es gibt nur diesen einen Weg.«

Insgeheim musste Nialin dem Shauka Recht geben. Aber sie ließ sich das nicht anmerken. »Andere haben es geschafft, also werden wir es auch schaffen. Irgendwie.«

»Wir hauen dem Dämon die Tentakel weg!«, erklärte Grall. »Dann kann er keine Blitze mehr spukken. Es ist ohnehin überaus anstößig, harmlose Wanderer mit Blitzen zu beschießen.«

»Ja, vielleicht ist das ein Weg«, sagte Nialin. »Aber niemand unternimmt etwas ohne meinen Befehl!«

Sie spürte die Ungeduld ihrer Gefährten, und die gleiche Ungeduld wuchs auch in ihr immer stärker an. Shauka konnten stundenlang still und beinahe regungslos in einem Hinterhalt verharren. Aber irgendwann, wenn die Beute sich in Reichweite befand, musste sich die geübte Geduld auch entladen können. Es war an der Zeit, sich der Höhle zu stellen. Die Yaba tat es, wenn auch mit gemischten Gefühlen. Ihr war klar, dass diese eine erkannte Gefahr nicht die einzige sein würde. Aber sie konnten nicht stundenlang in die Höhle lugen, Pfeile hineinschießen und Beobachtungen austauschen.

Sie gab Pull den Befehl, sich in die Höhle zu begeben, den bestmöglichen Weg zu suchen, aber auf ihre Lenkhilfen zu achten. Dann versuchte sie alle Lanys mit einem Gedankenbild darauf vorzubereiten, dass unvermutet Bodenblitze heranschießen könnten, die aber keine ernsthafte Gefahr darstellten. Sie beschwor die Lanys, darüber nicht in Panik zu geraten und loszustürmen.

Der erste Teil des Wegs sah schwieriger aus, als er tatsächlich war. Lanys verstanden sich darauf, selbst in unwegsamen Bergregionen sicheren Halt für ihre Krallenfüße zu finden. Pull bewegte sich umsichtig, aber keinesfalls unsicher voran. Nialin musste nicht

eingreifen, um ihm den Weg zu weisen. Scharfe Kanten und lose Steinbrocken mied der Lanyhahn von allein. So beschränkte sich Nialin darauf, die herabhängenden Ranken im Auge zu behalten, aber Pull schienen diese Ranken selbst nicht geheuer zu sein. Er äugte immer wieder nach oben und tat sein Bestes, ihnen nicht zu nahe zu kommen.

Nialin fühlte sich angespannt und unwohl. Sie empfand diesen Ort mitten in einem Berg als bedrohlich und unwirklich. Selbst draußen auf dem Drachenkamm, im Angesicht eines unglaublich mächtigen und gefährlichen Dämons, hatte sie sich besser gefühlt. Dieser Dämon hatte sich ihnen zumindest mit der ganzen Scheußlichkeit seines riesigen Körpers gezeigt, sie offen angegriffen. Die Höhlendämonen dagegen lagen tückisch auf der Lauer, und niemand wusste, wo und wann sie überall in der Höhle zuschlagen konnten.

Sie sah sich um. Die Lanys mit ihren Reitern folgten sorgsam dem Pfad, den Pull ihnen vorgab, ohne darauf zu verzichten, selbst die Tauglichkeit des Bodens zu überprüfen. In der Höhle war es nicht ganz so still wie im Stollen. Dafür sorgten zum einen die Füße der Lanys, unter denen hin und wieder ein Steinbrocken gegen einen anderen klickte oder mit leisem Scheppern davonrollte. Zum anderen gab es aber auch Geräusche, die weder von den Lanys noch

von deren Reitern ausgingen. Leise und doch unüberhörbar. Ein Wispern oder Zischen, ein Murmeln oder Knurren, immer anders, aber als Ganzes niemals aufhörend. Was genau es war und woher es kam, konnte Nialin nicht ausmachen. Mangels einer besseren Erklärung stufte sie es als Flüstern der Dämonen ein, die diese Laute vielleicht im Halbschlaf von sich gaben, vielleicht aber auch miteinander redeten und Pläne schmiedeten, wie sie die Eindringlinge am besten zu packen bekamen.

Einmal zuckten winzige blaue Blitze um Pulls Füße herum, und ein leises, trockenes Knistern war zu hören, als würde ein Stück Pergament zerknittert. Ein silberner Knauf, geriffelt und seltsam in sich verdreht, der in einem eingestürzten Mauersegment saß, war der Ausgangspunkt dieser Erscheinungen. Nialin war erleichtert, als das Lany die offenbar unschädlichen Blitze gelassen ignorierte.

Unbehelligt passierten die Shauka und ihre Tiere den umgestürzten magischen Schrein. Nialins Einschätzung, dass dieser Schrein kein Leben und keine Macht mehr besaß, erwies sich als richtig. Nur eine magische schwarze Ranke hoch über ihnen knisterte, bewegte sich wie eine wütende, giftige Schlange hin und her und sprühte Funken, als die Kolonne vorüberzog. Doch diese Funken schienen ziellos versprüht zu werden und erreichten die Shauka nicht.

Als Pull eine Stelle passieren wollte, die zwischen zwei silbernen Ornamentplatten hindurchführte, griff Nialin ein und dirigierte ihn um den Ort herum. Sie warnte die anderen, sich nicht zwischen die Metallplatten zu begeben. Grall, der hinter ihr ritt, warf ein Messer zwischen die Platten. Es verglühte in einer roten Feuerlanze, die sich zwischen den Platten bildete.

Immer besser konnte die Yaba verstehen, was die ersten Besucher der Höhle empfunden hatten und wie sie unversehens auf entsetzliche Art zu Tode gekommen waren. Vielleicht hatte der umgestürzte magische Schrein damals noch gestanden und ebenfalls den Tod ausgespuckt. Wie viele mochten gestorben sein, bis es jemandem gelungen war, zufällig oder durch den miterlebten Tod von Begleitern, all die Fallen zu meiden und sein Wissen weiterzugeben?

Der tödliche Schrein befand sich etwa in der Mitte der Höhle, und Nialin betrachtete ihn aus respektvoller Entfernung, während Pull geduldig dastand und die anderen Lanys zu ihm aufschlossen.

Die Yaba hatte den Leuchtstab durch längeres Reiben zu der größten Helligkeit entfacht, die er hervorzubringen vermochte. Sie versuchte damit das düsterrote Licht aus den magischen Deckenaugen zu überstrahlen, aber sie kam dabei zu keinen neuen Erkenntnissen. Gralls Talglicht war inzwischen erloschen, und er machte keine Anstalten, ein neues zu

entzünden. Talglichter schienen angesichts der Ausmaße der Höhle keine Lösung zu sein.

Der Schrein, den Nialins Leuchtstab aus dem düsteren Rot hervorschälte, war doppelt so hoch wie der umgestürzte nahe dem Höhleneingang und reichte bis fast an die Decke. Er war höchst imposant und schien ganz und gar aus einem der goldähnlichen Metalle zu bestehen, die von den Alten oft verwendet worden waren. Jeder Fleck des Schreins war mit jenen kunstvoll geschwungenen Gravuren bedeckt, die eher magischen Ornamenten als einer Schrift ähnelten. Allein ein kreisrunder Bereich von etwa einem halben Schritt war davon ausgenommen. Dort befand sich anstelle des gravierten Metalls ein vorgewölbter, vielfach geschliffener Kristall, in dem jene magischen bunten Lichter tanzten, die ihnen schon aus der Ferne aufgefallen waren. Es stand außer Frage, dass der Schrein auf irgendeine Art und Weise lebendig war oder von einer Wesenheit bewohnt wurde. Die gefährlichen gelben Ranken ragten über und neben dem Schrein aus der Höhlendecke, und es bestand keine sichtbare Verbindung zwischen ihnen. Schließlich besah sich Nialin die etwa zwei Schritt lange goldene Drachenskulptur, die auf der anderen Seite des Weges stand. Ihre Hoffnung, sie vielleicht verrücken zu können, erfüllte sich nicht. Die Skulptur war viel größer als gedacht, und der größte Teil davon befand

sich eingekeilt in einer Wand von ineinander verschobenen Steinquadern, die sich aufgetürmt hatten, als ein Teil der Decke und der Wand eingestürzt war. Nialin entdeckte einen weiteren goldenen Drachenkopf, der ein Stück höher aus den Quadern ragte. Sie argwöhnte, dass er ebenso wie der andere die roten Blitze anzog. Die Quader insgesamt erschienen unverrückbar, und es gab auch keine Möglichkeit, darüber hinwegzuklettern. Auf der anderen Seite des Schreins türmte sich ein genauso unüberwindlicher Schuttberg auf. Beide zusammen hatten die Höhle gemeinsam mit dem Schrein an dieser Stelle zu einem Hohlweg verkleinert.

»Was machen wir nun?«, fragte Tjaldor, dessen Lany neben ihr aufgetaucht war.

»Es hat vor uns andere Menschen gegeben, die diesen Weg gemeistert haben«, erklärte Nialin. »Also werden wir es auch schaffen.« Sie versuchte zuversichtlich zu klingen, obwohl sie das im Innern nicht war. Niemand vermochte zu sagen, wann die Wände und Teile der Decke eingestürzt waren. Vielleicht hatten jene anderen Menschen die Falle noch umgehen können.

Grall schielte zu den gelben Todesranken hinauf und schien sie zu zählen. »Es sind fünfzehn, im Höchstfall zwanzig«, sagte er. »Sie sind dünn und schwer zu treffen, aber einige von uns haben noch

genügend Pfeile. Wenn wir die Ranken, eine nach der anderen, abschießen, dann ...«

»Dann was?«, fragte Ishilea harsch. Sie schien wenig von Gralls Idee zu halten.

»Es sind nur verdammte Ranken, wahrscheinlich Pflanzen, hoch geschätzte Ishi«, meinte Grall. »Wenn man sie trifft, platzen sie auseinander und können nicht mehr diesen anrüchigen Firlefanz mit den Blitzen veranstalten.«

»Pflanzen?«, gab die Shauka zurück. »Sie sehen eher wie Taue aus. Oder wie biegsame Lanzen.«

»Ist doch egal«, fegte Grall den Einwand beiseite. »Wenn ich ein solches Tau richtig gut treffe, platzt es jedenfalls auseinander und hat danach keine Lust mehr, diesen Blitzefirlefanz zu betreiben.«

Nialin glaubte nicht daran, dass die Ranken oder Taue oder biegsamen Lanzen bei dem schlechten Licht zu treffen waren. Jedenfalls nicht alle. Und jedes davon mochte fähig sein, Blitze zu den Drachenskulpturen zu schicken. Aber sie nickte. »Gut, Grall, es ist einen Versuch wert.«

Der kleine Dieb nahm seinen Bogen, legte einen Pfeil auf, spannte die Sehne leicht an und zielte sorgfältig. Da sich das Ziel nicht bewegte, ließ er sich Zeit, kniff ein Auge zusammen und äugte dann wieder mit beiden am Bogen entlang. Nialin hatte den Eindruck, dass Grall im Bewusstsein, dass ihn alle beobachte-

ten, die Sache ein wenig übertrieb. Sie kannte ihn eigentlich als einen Mann, der ohne lange zu zögern aus dem Stand heraus seine Pfeile sicher ins Ziel brachte. Tatsächlich setzte er den Bogen wieder ab und grinste in die Runde.

»Man muss das Ziel kennen, um es zu treffen, hoch geschätzte Nialin«, sagte er. Fast beiläufig riss er den Bogen wieder hoch, zog die Sehne durch und feuerte, scheinbar ohne zu zielen, den Pfeil ab.

Er traf die Ranke, deren Blitze seine früheren Pfeile zerstört hatten, genau in der Mitte. Sie zuckte hektisch hin und her, sandte aber keine Blitze aus und brach auch nicht auseinander. Grall war enttäuscht. Er schickte einen zweiten Pfeil hinauf, dieses Mal so schnell und schnörkellos, wie man es von ihm gewohnt war. Auch dieser Pfeil traf und blieb ein Stück oberhalb des anderen Pfeils stecken. Aber er spaltete die Ranke nicht.

Grall fluchte leise in sich hinein. Den dritten Pfeil setzte er deutlich tiefer an und jagte ihn weit unterhalb der Ranken am Schrein vorbei.

Aus der mit den beiden Pfeilen gespickten Ranke zuckte ein grellroter Blitz auf den Pfeil und die Drachenskulptur zu. Aus einer anderen Ranke kam ein zweiter Blitz, der ebenfalls dem Pfeil galt, aber höher verlief. Er zielte auf den zweiten Drachenkopf, den Nialin zwischen den Quadern entdeckt hatte.

Die beiden Blitze trafen den Pfeil gleichzeitig und pulverisierten ihn.

Grall verzog das Gesicht zu einer Grimasse und hängte sich den Bogen um. »Wie es aussieht, müssen wir uns etwas anderes überlegen, hoch geschätzte Nialin.«

Der zweite Blitz hatte die Sorgen der Yaba verdoppelt. Wie konnte jemand diesen Weg passieren, wenn diese tödlichen Blitze ihn blockierten? Und niemand wusste, ob es nicht weitere Ranken gab, die solche Blitze schleudern konnten. Und doch musste es einen Weg geben, das Hindernis zu überwinden.

Suche das Glas, hatte der weise Cathorian gesagt. Sie bereute, dass sie ihn damals nicht gefragt hatte, welche Art Glas damit gemeint war und wie man es zu seinem Schutz einsetzte. Magisches Glas, wie es von den Glasmachern benutzt wurde, um eine Kashiba zu formen? Das war selten und entsprechend kostbar. Trotzdem mochte es in dieser Höhle zu finden sein, denn die Alten schienen auch die kostbaren Dinge in Hülle und Fülle besessen zu haben. Aber es würde den Shauka nichts nützen, denn es bedurfte magischer Fähigkeiten, um damit umzugehen. Aber wenn sie es recht überlegte, konnte der Weise kein magisches Glas gemeint haben, als er Nialin riet, danach Ausschau zu halten. Schließlich war ihm bekannt, dass ihre magischen Fähigkeiten sich darauf be-

schränkten, sich mit Tieren zu verständigen. Aber wie sollte gewöhnliches Glas vor den roten Blitzen schützen?

Sie schaute sich um. Obwohl die Höhle vorwiegend mit polierten weißen, schwarzen und gelben Steinquadern ausgekleidet war, mangelte es nicht an Glassteinen in den unterschiedlichsten Formen und Größen. Viele davon waren beim Einsturz der Decke herabgestürzt, auseinandergebrochen, geborsten oder gesprungen. Einige scharfkantige Glasbrocken, düsterrot schimmernd im Licht der magischen Augen und nur teilweise durchsichtig, lagen direkt vor den Füßen der Lanys. Im Licht des Leuchtstabs zeigten sie eine grünliche oder hellblaue Einfärbung. Nialin entschied sich, der Gefahr durch Bodenblitze zu trotzen, und glitt aus dem Sattel. Sie ließ sich von Annid dessen Lanze reichen und schob einen der Glassteine in Richtung der Drachenskulptur, ohne sich dabei unter die Deckenranken zu begeben. Trotzdem rechnete sie damit, dass ein Blitz herabfahren und die Lanze zerstören würde. Aber nichts dergleichen geschah. Vielleicht lag es daran, dass sie die Lanze und den Glasstein unterhalb des Kopfes der Skulptur bewegte.

»Tjaldor, Safrid, Arken – helft mir«, sagte sie. »Wir müssen ausreichend viele Glassteine vor der Skulptur aufschichten, damit die Blitze aus den Ranken den Drachenkopf nicht mehr erreichen können. Macht es

wie ich und haltet euch von der Skulptur und den Ranken fern.«

Die drei Shauka beeilten sich, der Yaba zu Diensten zu sein. Tjaldor benutzte ebenfalls eine Lanze, während Safrid und Arken ihre Bögen einsetzten, um die Glassteine zu bewegen. Sie vor der Skulptur aufzuschichten erforderte einiges an Geduld und Geschick. Nach und nach entstand jedoch eine kleine Glaspyramide. Als Nialin und Tjaldor mit ihren Lanzen gemeinsam einen weiteren Glasstein anhoben und vor den Drachenkopf schoben, hielten alle den Atem an. Der Glasstein befand sich jetzt zwischen dem Drachenkopf und den von der Decke herabhängenden Ranken. Eigentlich hätte ein Blitz herabfahren und den Stein zertrümmern müssen. Aber der Blitz blieb aus.

Weitere Glassteine wurden aufgeschichtet, bis der Drachenkopf vollständig abgeschirmt war.

Die Yaba nickte zufrieden. »Grall«, sagte sie. »Sende einen weiteren Pfeil in den Hohlweg.«

»Soll ich versuchen, den Kristall des Schreins zu zertrümmern, hoch geschätzte Nialin?«, erkundigte er sich und hielt den Bogen bereits in der Linken.

»Ich glaube nicht, dass der Kristall so einfach zu zerstören ist«, erwiderte die Yaba. »Wahrscheinlich würden wir den dort hausenden Dämon mit dem Angriff nur erzürnen und auf uns aufmerksam ma-

chen. Ziele einfach in Kopfhöhe auf das hintere Ende der Höhle.«

Der Pfeil schnellte von der Sehne und wurde von einem roten Blitz vernichtet. Davon wurde Nialin nicht überrascht, aber sie hatte genau hingeschaut.

»Sehr gut«, sagte sie zufrieden. »Es war nur *ein* Blitz, und er zielte auf den oberen Drachenkopf. Offenbar schützen uns die Glassteine vor dem zweiten Blitz.«

Ishilea teilte ihre Zufriedenheit nicht. »Ein Blitz ist ein Blitz zu viel.« Sie zeigte auf den in zertrümmertem Gestein eingeklemmten zweiten Drachenkopf. »Der ist unerreichbar für uns.«

Die Yaba hatte sich darüber schon Gedanken gemacht. Sie wandte sich erneut an Grall. »Noch einen Pfeil. Setze ihn dieses Mal tiefer an, etwa in Kopfhöhe der Lanys und deutlich unter dem oberen Drachenkopf.«

Grall beugte sich im Sattel zur Seite und schoss den Pfeil ab. Er sauste fast parallel zum Boden durch den Hohlweg, ohne dass er zerstört wurde. Erst im hinteren Bereich der Höhle flachte die Flugbahn ab, bevor er in einem Haufen Schutt stecken blieb.

Verhaltener Jubel kam auf. Nialin beteiligte sich nicht daran. Zur Sicherheit ließ sie Grall einen weiteren Pfeil in gleicher Höhe abschießen. Auch dieser Pfeil blieb unbehelligt. Erneut gab es begeisterte Ausrufe.

»Ihr seht, wir können den Weg passieren«, erklärte

die Yaba. »Allerdings müssen wir uns tief in den Sattel ducken, und die Lanys sollen die Köpfe senken.«

»Sollten wir nicht besser zu Fuß gehen?«, fragte Safrid.

»Nein«, entschied Nialin. »Denkt an mögliche Bodenblitze, die für Lanys ungefährlich sind, aber nicht für uns. Wenn es sie hier an dieser Stelle nicht gibt, muss das nicht viel heißen. Sie können woanders lauern.«

Sie ließ Pull und die Lanys von Tjaldor, Safrid sowie Arken niederknien, damit sie alle wieder aufsitzen konnten. Sie sandte den Tieren Gedankenbilder, in denen sie Lanys zeigte, die den Hals weit nach vorn reckten, damit sich der Kopf in Bodennähe befand.

»Also, Shauka«, wandte sie sich an die Gefährten. »Dieser verfluchte Dämonenschrein hat uns lange genug aufgehalten. Macht euch klein im Sattel oder beugt euch zur Seite. Nichts über die Sattelkuppe ragen lassen, keine Bögen und keine Lanzen. Behaltet den oberen Drachenkopf im Auge. Ihr müsst euch deutlich unter ihm bewegen.«

Sie machte vor, wie es gemeint war, indem sie den Oberkörper gegen den Sattel presste und sich in Pulls Federkleid schmiegte. Mit einem prüfenden Blick maß sie den Abstand von ihrem Rücken bis zum Drachenkopf. Es blieb eine knappe Elle Platz, und das musste reichen, selbst wenn sich der Sattel unter Pulls

Schritt noch ein paar Spann anheben sollte. Dann befahl sie dem Tier, sich in Bewegung zu setzen.

Ihr Herz schlug deutlich schneller, als sie den mit Glassteinen abgeschirmten ersten Drachenkopf passierte. Sie war sich ihrer Sache keineswegs sicher. Vielleicht war der Dämon viel schlauer als erwartet. Möglicherweise hatte er die Pfeile absichtlich passieren lassen, um die Shauka in Sicherheit zu wiegen. Es mochte sein, dass sie dies alles nicht richtig einschätzte oder eine andere, versteckte Falle übersehen hatte. Und die kleinste Erschütterung konnte ausreichen, den mühsam aufgeschichteten Haufen mit den Glassteinen zum Einsturz zu bringen.

Sie drängte ihre Angst beiseite und sandte den Lanys Bilder, die Vorsicht und Besonnenheit anmahnten. Mit ruhigem Schritt passierte Pull, den Kopf weit vorgereckt, den zweiten Drachenkopf. Nialin lugte in ihrer seitlichen Lage zu den Ranken an der Decke empor. Sie bewegten sich wie beutehungrige, aber blinde Schlangen.

Dann lag der Drachenkopf hinter Pulls Schwanzfedern. Kein Blitz war herabgefahren.

Nialin atmetet tief durch, blieb aber geduckt im Sattel, bis der Schrein zehn Schritt oder mehr zurücklag. Dann ließ sie Pull anhalten und richtete sich auf. »Grall, du bist der Nächste.«

Für den körpergewandten kleinen Dieb stellte die

Angelegenheit kein Problem dar. Er verschmolz förmlich mit seinem Lany. Wären der seitlich geführte Bogen und die Feder an seinem Hut nicht gewesen, hätte man kaum erkennen können, dass sich ein Reiter im Sattel befand. Er grinste, als sein Lany neben Pull zum Stehen kam. »Dieser Dämon ist ein Scharlatan. Sieh nur, wie seine Tentakel herumzucken und nach dem Drachenkopfsuchen. Alles Firlefanz.«

Ishilea, etwas größer als Grall, aber genauso schlank und biegsam, bewältigte die Strecke ebenfalls mühelos. Suanin, etwas steifer in ihren Bewegungen, aber eine gute Reiterin, hatte auch keine Probleme. Norfos, Annid, Safrid und vor allem Tjaldor waren stämmiger, aber sie meisterten das Hindernis, indem sie sich entsprechend tiefer zur Seite hinabbeugten. Den einzigen Zwischenfall gab es, als Annid vergaß, die hoch aufragende Lanze aus der Sattelhalterung zu nehmen. Ein scharfer Zuruf von Ishilea ließ ihn den Fehler blitzschnell korrigieren, bevor er den oberen Drachenkopf erreicht hatte.

Als Letzter bewegte sich Arken auf seinem Lany durch den Gefahrenbereich. Nialin sah ihm etwas bang dabei zu, weil er so schlaksig wirkte. Aber Arken beherrschte seinen Körper besser, als es aussah, und verstand sich darauf, ihn regelrecht zusammenzufalten. Trotzdem war die Yaba erleichtert, als er den Schrein hinter sich gelassen hatte.

Niemand schaute zurück. Alle Blicke galten dem restlichen Weg durch die Höhle, und alle Augen blieben an jenem Stück Abendsonnenglanz hängen, der in der rechten Ecke aus einem seitlichen Stollen drang.

Die Shauka warteten darauf, dass die Yaba den Befehl zum Weiterritt gab. Aber Nialin ließ sich Zeit damit. Sorgsam betrachtete sie den vor ihnen liegenden Teil der Höhle. Der Hohlweg mit dem magischen Schrein hatte nur einen flüchtigen Blick auf den Rest der Höhle erlaubt. Dabei war es ihr so vorgekommen, als sei hier weniger zerstört, und sie hatte auch keine weiteren Schreine entdecken können.

Letzteres bestätigte sich zu ihrer Erleichterung. Es gab rote Dämonenaugen an der Decke, aber keine anderen magischen Lichter, auch keine umgestürzten Schreine. Der Boden war uneben wie im vorderen Bereich der Höhle, teilweise geborsten und mit Quadern und Glassteinen eingestürzter Teile der Decke bedeckt. Die Wände hingegen waren weitgehend intakt und bestanden aus glatt geschliffenen und sorgsam polierten Steinen. Nur an einigen Stellen waren Quader hinabgestürzt, und darunter kam rauer Fels zum Vorschein. Mehr denn je hatte Nialin den Eindruck, dass dies einst ein Tempel gewesen war, mit Schreinen, magischen Augen und ziselierten Säulen. Vielleicht hatte es früher Mobiliar aus Holz gegeben, und

Teile des Tempels mochten durch Vorhänge aus kostbaren Stoffen abgetrennt gewesen sein. Wenn dies zutraf, waren diese Dinge allerdings schon vor langer Zeit geraubt worden oder zu Staub zerfallen.

Es gab riesige Ornamentplatten aus Marmor, einige auch aus Metall. Beruhigt stellte die Yaba fest, dass die Metallplatten weit voneinander entfernt angebracht waren und wohl keine Gefahr darstellten. Die Zahl der gefährlichen Deckenranken war deutlich geringer als auf der anderen Seite des Hohlwegs, und es schien leichter zu sein, ihnen auszuweichen. Nialin rieb den Leuchtstab, dessen Licht matt geworden war, und erweckte ihn zu neuem Leben.

Das Ziel ihres Wegs konnte nur der Stollen sein, aus dem das Sonnenlicht hereinfiel. Aus der Tatsache, dass überhaupt Sonnenlicht eindrang, schloss Nialin, dass dieser Stollen wesentlich kürzer war als der beim Eingang und wohl auch gerade verlief. Von dem Lichtfleck einmal abgesehen, war der hinterste Teil der Höhle allerdings kaum auszumachen. Die Yaba konnte nur hoffen, dass er mit keinen weiteren Fallen aufwartete. Der Weg dahin schien vergleichsweise einfach zu sein. Sorgen machten ihr allein mehrere Drachenskulpturen, die in Nischen entlang des Weges standen. Einige waren mit weit geöffnetem Maul dargestellt, andere schlafend, einige besaßen funkelnde Edelsteinaugen, andere hatten geschlosse-

ne Augenlider wie die beiden Drachen, die am Schrein die Blitze aufgefangen hatten.

Obwohl in der Nähe der Nischen keine Ranken zu erkennen waren, mussten sie dort auf der Hut sein. Nach ihren bisherigen Erfahrungen zogen die Drachen dämonische Energien an und waren vielleicht selbst der Sitz von Dämonen. In jedem Fall schätzte Nialin sie als dämonische Werkzeuge ein.

»Wie viele Pfeile hast du noch, Grall?«, fragte sie den Dieb.

»Es sind noch fünf, hoch geschätzte Nialin.«

»Siehst du die Golddrachen in den Nischen?«

»Für so etwas habe ich ein geschultes Auge, hoch geschätzte Nialin. Tatsächlich überlege ich die ganze Zeit, wie es gelingen könnte, einen davon nach Jubra zu schaffen. Es ließe sich ein Vermögen damit verdienen.« Er seufzte. »Nur leider sind sie etwas zu schwer für mich und mein Lany.«

»Du könntest einen davon nicht einmal anheben«, erwiderte Nialin, die unwillkürlich schmunzeln musste. »Lass es bleiben, Grall. Und denke immer daran, dass dieses Gold von Dämonen beherrscht wird. Du würdest keine Freude daran haben.«

»Vermutlich hast du Recht, hoch geschätzte Nialin. Wie immer.« Besonders überzeugt sah er allerdings nicht aus.

»Pass auf, Grall. Du reitest mit mir zusammen an

der Spitze. Wann immer uns einer dieser Drachen zu nahe kommt, schickst du ihm einen Pfeil dicht am Maul vorbei. Nur zur Sicherheit, dass sich nicht doch eine Todesranke in der Nähe befindet. In dem trüben roten Licht kann man sie leicht übersehen. Wenn deine Pfeile nicht ausreichen, werden die Gefährten und ich dir aushelfen.«

Grall verneigte sich leicht im Sattel. »Ganz wie du wünschst, hoch geschätzte Nialin. Aber vielleicht sollten wir doch den allerletzten Drachen hinten am Ausgang, wenn er sich denn als harmlos erweist, mitnehmen. Wenn mehrere Lanys ihn ziehen, könnte ...«

»Nein!«

»Es war ja nur ein Vorschlag.«

»Ein unpassender und absolut einfältiger Vorschlag!«

Grall nickte, aber in seinen Augen funkelte es verräterisch. »Ich beuge mich deiner unendlichen Weisheit, hoch geschätzte Nialin. Aber gewiss hast du nichts dagegen, wenn ich später mit ein paar stämmigen Kerlen zurückkehre und ...«

»Ich habe etwas dagegen, Grall!«, sagte Nialin streng. »Vor allem jedoch haben die Weisen von Mojeness etwas dagegen. Und mit ihnen alle Shaudaren und Shauka. Jeder Einzelne. Willst du dich mit uns allen anlegen? Und mit den Dämonen der Höhle? Sei

froh, wenn wir ohne weitere Opfer die Slievküste erreichen. Vergiss nicht, dass irgendwo dort draußen die Uribatischen auf uns lauern. Wenn wir den Gefahren der Höhle und den Söldnern entwischen sollten, wirst du alles vergessen, was mit dieser Höhle zu tun hat. Ist das klar?«

Grall hob beschwichtigend die Arme. »Es war doch nur ein Spaß.«

»Es hörte sich durchaus nicht nach Spaß an.«

Der kleine Dieb zuckte die Achseln. »Kann es sein, dass du heute etwas verbiestert bist, hoch geschätzte Nialin?«

»Kann es sein, dass ich dafür nicht auch jeden Grund habe?«, konterte Nialin. »Vorwärts, Grall, und achte auf die Drachen.«

»Ich werde ganz bestimmt keinen übersehen. Sie sind einfach zu goldig.«

Die Yaba befahl Pull, sich in Bewegung zu setzen, und erlaubte ihm, sich selbst einen möglichst sicheren Pfad zu suchen, wie er es am anderen Ende der Höhle getan hatte. In der gewohnten Reihenfolge rückten Grall und Ishilea, dann die anderen nach. Ganz am Schluss ritt Arken.

Man konnte gegen Grall einwenden, was man wollte: Wenn es darauf ankam, verhielt er sich konzentriert und ohne Flausen. Er hielt den Bogen in der Linken, einen Pfeil in der Rechten und hatte sich nach

Shauka-Art mit den Hacken im Sattel verhakt. Schon jagte er den ersten Pfeil los, der durch das offene Maul des nächsten Golddrachen flog. Der Drache schien den Dieb durch seine Edelsteinaugen grimmig anzufunkeln, aber das mochte auch Einbildung sein. Sonst geschah nichts. Aus keiner verborgenen Ranke löste sich ein Blitz. Auch nicht, als Grall dem Drachen einen zweiten Pfeil widmete, der ein Stück über seiner Nase dahinschwirrte.

Gralls Wachsamkeit, sein Bemühen und seine unbestrittenen Fertigkeiten als Bogenschütze versöhnten Nialin. Sie selbst ließ es ebenfalls an Wachsamkeit nicht fehlen. Zwei frei stehende silberne Ornamentplatten weckten ihren Argwohn. Sie ließ Pull einen Weg wählen, der möglichst weit an ihnen vorbeiführte. Die Platten erwiesen sich, zumindest aus der gewählten Entfernung, als ungefährlich.

Allmählich keimte in Nialin Hoffnung auf. Sie begann sich an den Gedanken zu gewöhnen, dass sie die Höhle der Roten Blitze bezwingen würden. Zögernd wandte sie sich dem zu, was sie erwartete, wenn sie die Höhle verließen. Der Slievpass war nicht weit, und die Söldner würden irgendwo lauern. Wenn die Magierin nicht Mittel und Wege gefunden hatte, sie über die Ereignisse im Tal in Kenntnis zu setzen, würden sie vermutlich selbst darauf kommen, dass die Flüchtlinge einen anderen Weg gewählt hat-

ten. Die Wahrscheinlichkeit war groß, dass sie die Slievküste nach ihnen absuchten. Nach allem, was sie durchlebt hatten, mit müden und verunsicherten Lanys, mit nicht einmal mehr der Hälfte der Leute, würde es kein Honigschlecken sein, sich mit den Jubranern auseinanderzusetzen.

Gewissenhaft prüfte Grall jeden der Golddrachen, die sie passieren mussten, mit zwei Pfeilen und ließ sich Ishileas Pfeilköcher reichen, als sein Vorrat zur Neige gegangen war. Keiner erwies sich als gefährlich. Als Nialin sah, dass die Drachen bei Grall in guten Händen waren, beschränkte sie sich darauf, Metallplatten zu meiden und herabhängende Ranken zu umgehen. Vom Todesschrein in der Mitte der Höhle bis zum Ausgang waren es nur hundert Schritt, aber da sich Pull, Nialin, Grall und sein Lany Zeit für die Absicherung des Weges nahmen, legten sie im Zickzackkurs mindestens die doppelte Wegstrecke zurück.

Es schien kein ernsthaftes Hindernis mehr zu geben. Vor ihnen ragte das Ausgangstor auf, das Nialin schon seit einer Weile immer wieder ins Auge gefasst hatte. Anders als der Eingang war es eine von den Erbauern gewollte Öffnung, und sie war prunkvoller gestaltet als alles andere in der Höhle. Tatsächlich bestand sie aus einem aus weißem Stein erschaffenen Drachenmaul, so groß, dass nicht nur Reiter auf La-

nys oder Pferden, sondern sogar zwei hochrädrige Prunkkarossen des talanischen Adels, wie man sie zuweilen in Lanatira oder Avina sah, nebeneinander fahrend hätten passieren können. Der Kopf des Drachen war sorgsam und mit künstlerischer Meisterschaft herausgearbeitet worden. Riesige geschliffene Kristalle, ähnlich jenen im Todesschrein, bildeten die Augen, und man glaubte fast, aus den geblähten Nüstern des Ungeheuers Qualm aufsteigen zu sehen.

Nialin gefiel dieses Drachenmaultor nicht, obwohl sie für ihre Abneigung keinen Grund hätte nennen können. Vielleicht lag es an den schlechten Erfahrungen mit den Golddrachen am Todesschrein. Außerdem war sie noch immer misstrauisch. Diese Höhle hielt für Besucher den mannigfachen Tod bereit. An verschiedenen Orten. Wenn die Todesfallen absichtlich errichtet worden waren, sprach einiges dafür, dass jener Ort, durch den Besucher nach dem Willen der Erbauer die Höhle betreten und verlassen sollten, ebenfalls tödliche Überraschungen bereithielt.

Sie ließ Pull anhalten und wandte sich den anderen Shauka zu, die zunehmend zuversichtlicher geworden waren und miteinander schwatzten oder sogar scherzten. Sie verstummten, als sie Nialins ernstes Gesicht sahen.

Die Yaba zeigte auf das Drachenmaul, das im Licht der untergehenden Sonne goldrot erstrahlte. »Da

müssen wir noch durch, dann haben wir es geschafft. Aber seid vorsichtig. Ich habe kein gutes Gefühl. Folgt mir, wenn mir nichts passiert.«

»Lass mich voranreiten, Nialin«, forderte Arken.

»Nein, das ist meine Aufgabe«, wies die Yaba ihn ab.

Aufmerksam besah sie sich den Kopf des Drachen und die Steinzunge, die in das Maul hineinführte. Sie konnte keine Todesranken erkennen, auch keine Ornamentplatten aus Metall. Schritt um Schritt ließ sie Pull die Zunge hinaufreiten und unmittelbar vor dem Schlund verharren. Der Künstler hatte dolchspitze Drachenzähne in das Maul eingesetzt, die offenbar aus echtem tierischen Gebein geformt waren. Nialin glaubte nicht, dass dieses Maul zuschnappen konnte. Aber für einen kurzen, unangenehmen Moment musste sie an den Dämon denken, der sich draußen im Sand ein Skelett aus fremden Knochen erschaffen hatte.

Langsam ließ sie Pull weitergehen und dann wieder anhalten. Metallplatten und Ranken waren nirgendwo zu entdecken, und sie benötigte nicht einmal den Leuchtstab, um verborgene Nischen zu überprüfen. Das Sonnenlicht, das direkt vor ihr durch ein Loch in der Felswand eindrang, verbarg nichts. Der Ausgang war nichts weiter als ein zehn Schritt langer Spalt im Berg mit schartigen, rissigen, feuchten Fels-

wänden, auf denen Moos und Pilze wuchsen. Nur der unmittelbar hinter der Drachenzunge liegende Bereich war knapp einen Schritt lang mit fugenlosen Glassteinen versehen, die im Sonnenlicht verschiedenfarbig funkelten. Der Boden in diesem Bereich schien ebenfalls aus Glassteinen zu bestehen, war aber mit Sand und Geröll bedeckt.

Nialin bemerkte einen silbernen Knauf an der Decke, aber das war das einzige Stück Metall, das sie entdecken konnte.

»Geh, Pull«, sagte sie laut und sandte ihm gleichzeitig ein entsprechendes Gedankenbild.

Sie hatte ein mulmiges Gefühl, als Pull zügig ausschritt und den Silberknauf passierte. Um ein Haar hätte sie die Lenkbänder betätigt und ihn zurückgerissen. Aber dann war sie bereits unter dem rätselhaften Silberknauf hindurchgetaucht, und er hatte ihr nichts angetan. Fast hätte sie vor Erleichterung aufgelacht.

»Kommt«, rief sie in die Höhle zurück. »Hier lauern keine Gefahren mehr. Wir sind in Sicherheit.«

Die anderen Shauka ließen sich nicht lange bitten. Ishilea folgte als Erste auf ihrem Lany, ernst und angespannt, dann Grall, übermütig feixend. Tjaldor, lachend. Annid, müde, aber glücklich. Suanin, mit unbewegtem Gesicht. Safrid, scherzend.

Norfos, die Faust geballt. Im Felsspalt wurde es eng. Alle drängten nach vorn, zum Licht, zur Sonne.

Und dann geschah das Unfassbare. Die Füße der Lanys hatten den Sand und das Geröll kurz hinter der Drachenzunge zur Seite gefegt. Das Lany von Norfos, begierig darauf, den anderen zu folgen, war leicht ausgerutscht und hatte dabei weiteren Sand nach hinten gedrückt. Im Sonnenlicht, das genau auf diese Stelle fiel, sah Nialin etwas silbern aufblitzen.

Ohne es zu ahnen, waren sie alle über eine Metallplatte hinweggeritten.

»Nicht, Arken!«, schrie die Yaba verzweifelt.

Aber ihre Warnung kam zu spät. Arken und sein Lany befanden sich schon auf der Silberplatte. Und direkt über ihnen gleißte der Silberknauf.

Ein langer roter, nicht enden wollender Blitz zuckte aus dem Knauf und bohrte sich erst in Arken, dann in sein Lany. Beide verglühten in dem tobenden Blitzgewitter und verkohlten. Asche, Stoff- und Fleischfetzen, geschmolzene Metallklumpen und ein paar letzte Federn des Lanys sanken auf die noch immer weitgehend von Sand bedeckte Metallplatte hinab. Es roch bestialisch nach verbranntem Fleisch, nach verbranntem Horn, nach verbranntem Leder.

Die Shauka und ihre Lanys waren erstarrt, die Augen geweitet. Suanin, aus ihrer Gleichgültigkeit erwacht, schluchzte.

Nialin war wie betäubt.

Jetzt auch noch Arken. Ausgerechnet Arken. Er

hatte sich erboten, als Erster in das Drachenmaul zu reiten. Hätte sie sein Angebot angenommen, würde er jetzt noch leben.

Sie würde ihn vermissen, ehrlich und aufrichtig vermissen, auch wenn er ihr im Grunde trotz aller körperlicher Vertrautheit fremd geblieben war. Wie die meisten Menschen. Pull und Arkh liebte sie mehr. Pull und Arkh verstand sie, auf ihre Art.

Vielleicht würde sie um Arken weinen. Vielleicht auch nicht. Oder nicht um ihn allein. Es waren so viele gestorben. Sie war keine gute Anführerin, keine gute Yaba. Vielleicht würde sie um sich selbst weinen. Später.

6 – Die Heimkehr

Meer der Sieben Winde, nordwestlich von Talan, Ende Rahja 916 BF

Es war ein merkwürdiges Gefühl, Talania so nahe zu sein, das sich noch verstärkte, als Finni zum Großmast hinaufzeigte, wo sich eine Möwe auf der Marsrah niedergelassen hatte. »Sieh mal. Das dürfte der erste Bote aus deiner früheren Heimat sein.«

Rhiana schaute zu dem Vogel hinauf und nickte. Die Möwe war der beste Beweis dafür, dass es in der Nähe Land gab. Und dabei konnte es sich in diesem abgelegenen Teil des Meeres der Sieben Winde nur um Talania handeln. Rastidos schätzte, dass sie noch höchstens eine Tagesreise von den Talanischen Zähnen entfernt waren. Wenn der gute Wind anhielt, konnten sie in zwei Tagen in Norfghas einlaufen.

Vor mehr als zwei Jahrzehnten hatte sich Rhiana schon einmal auf einem Schiff befunden, das den schwierigen westlichen Seeweg nahm, allerdings auf entgegengesetztem Kurs. Rhiana war damals zu klein gewesen, um sich daran erinnern zu können. Wie mochte ihrem Vater und den anderen Flüchtlingen damals zumute gewesen sein? Vielleicht hatte der eine oder andere ab und an zurückgeschaut, in dem vergeblichen Bemühen, noch einmal einen Blick auf

die entschwundene Heimat werfen zu können. Ob damals auch eine Möwe auf einer Rah gesessen und sich irgendwann in die Lüfte erhoben hatte und davongesegelt war, um nach Talania zurückzukehren?

Katanis hatte erst vor wenigen Tagen an die Flucht der Arlos-Getreuen erinnert, die von ihm, damals noch Uriba von Varstaan, mit geplant und abgeschirmt worden war. Die Schiffe der Flüchtlinge segelten aus Avina kommend die Sliev hinauf und passierten die Hauptinsel Talan auf nördlichem Kurs, weil ihnen der Weg nach Süden versperrt war. Vor den Leuchtfelsen von Südvarstaan lauerten Hogards Leute, aufgehalten allein durch die wenigen Schiffe, die das Uribat Varstaan vor Norfghas postiert hatte. Als die Flüchtlinge entkommen waren, hatte Katanis seine Schiffe in den Hafen zurückbeordert, um unnötiges Blutvergießen zu vermeiden, und sich Hogard unterworfen.

Kapitän Rastidos streckte den angefeuchteten Daumen in die Luft und prüfte die Windrichtung. Dann ließ er erneut brassen, bevor er Galodin das Kommando übergab. »Behandelt die *Sigate Jonomar* so gut, wie Ihr Euer eigenes Schiff behandeln würdet«, sagte er mit schalkhaft blitzenden Augen. »Wie ich hörte, ähnelt sie ja in verblüffender Weise einer Kogge mit einem gewissen Truthahnnamen, die Ihr zuvor geführt habt. Ich denke also, Ihr werdet damit zurechtkommen. Aber

vergesst nicht, dass meine Leute nur Euren seemännischen Anweisungen folgen und im Zweifelsfall meine Bootsfrau das Kommando übernimmt.«

Da Rastidos inzwischen Oberbefehlshaber von vier Schiffen war, fehlte es ihm an nautisch ausgebildetem Personal, um alle Führungspositionen mit Piraten zu besetzen. Deshalb hatte er versucht, geeignete Offiziere unter den gefangenen Seeleuten anzuwerben. Als dies gescheitert war, bestimmte er kurzerhand, dass Galodin als Steuermann zu dienen habe. Der frühere Kapitän der Kogge hatte zunächst erklärt, er würde lieber sterben, als dem Piraten zur Hand zu gehen. Erst als Katanis ihn beschwor, sich nicht zu versagen, und ihm eine angemessene Belohnung in Aussicht stellte, kam es zum Sinneswandel.

Bei aller inneren Distanz gegenüber den Piraten schien Galodin inzwischen, wenngleich widerwillig, anerkannt zu haben, dass sowohl Rastidos als auch der Kern seiner Besatzung seemännisch durchaus fähig war. Die Offiziere von Kauffahrern unterlagen meistens dem Irrtum zu glauben, auf den Piratenschiffen fahre nur undisziplinierter, blutgieriger Abschaum, der ein Schiff kaum in den Wind bringen könne. Sie übersahen dabei, dass die Piratenkapitäne Jäger waren, die ihre Schiffe beherrschen mussten, um blitzschnell anzugreifen und sich danach in Bereiche des Meeres zurückzuziehen, die anderen als zu

gefährlich erschienen. Was immer sie ihrer Besatzung sonst durchgehen ließen oder sogar selbst beförderten – wenn es darum ging, ein Schiff zu segeln, duldeten sie keine Aufsässigkeit und kein Versagen.

Galodin ging nicht auf Rastidos' Spott ein, sondern nickte nur knapp. Tatsächlich hieß sein früheres Schiff inzwischen *Sigate Jonomar*. Ob es für ihn immer noch die *Pranij Turibai Machartes* war, wusste niemand. Der frühere Kapitän war äußerst zurückhaltend und äußerte sich nicht dazu. Man durfte davon ausgehen, dass er seiner Reederin Chalide Machartes loyal gegenüberstand, aber ob er auch der Politik des Machartes-Klans nahestand und ob er dem früheren Namen des Schiffes nachtrauerte, blieb sein Geheimnis. Allerdings interessierte es auch niemanden an Bord der Kogge, da die Piraten ihn daran hindern würden, sich jemandem in Norfghas mitzuteilen.

Als Rhiana sich nach einem viele Stunden dauernden Vieraugengespräch mit Maruna entschieden hatte, Katanis' Bitte Folge zu leisten, waren schnell die praktischen Fragen in den Vordergrund gerückt. Rhiana ließ sich von Katanis die derzeitige politische Situation erklären, und gemeinsam entwickelte man einen Plan, wie die Führer der Aufständischen und Unzufriedenen unter einen Hut zu bringen waren. Katanis schlug vor, dass Rhiana mit ihm und seinem Neffen nach Varstaan reisen und sich auf seinem

Landgut verstecken sollte. Anschließend sollten die Führer der Rebellen dort mit ihr zusammentreffen.

Rhiana bestand darauf, ihre Gefährten Finni, Neel, Rashid, Ulrik und natürlich auch Eisfell mitzunehmen. Als sich die neue Situation unter den Siedlern herumgesprochen hatte, wurde sie von allen Seiten bedrängt, aus den besten Kämpfern der Insel eine zusätzliche Leibgarde zu bilden. Die Prinzessin lehnte ab, was sie in einen wütenden Konflikt mit den Bhidanjis und Montas' brachte, die einen Anspruch darauf zu haben glaubten, in vorderster Front für die Befreiung Talanias zu kämpfen. Aber sie blieb standhaft. Wurde Katanis von einer größeren Zahl von Fremden begleitet, musste dies auffallen. Zudem kannte sie die Bhidanjis und Montas'. Sie waren zu stolz, um ihr beherrscht und stumm zu folgen. Spitzel des Flammenbundes, die es nach Katanis' Eingeständnis auch in Norfghas gab, konnten aufmerksam werden.

Und andere Kämpfer wie Ayka, Muir, Lardan, Mooker oder Fanin? Die guten Kämpfer waren zugleich auch die jüngeren Leute unter den Siedlern, die Leistungsfähigen unverzichtbar für das Überleben der Siedlung. Wenn Katanis die Lage falsch einschätzte, wenn die Rebellion misslang und die Kämpfer starben, dann würde auch die *Neue Zuflucht* dem Untergang geweiht sein.

Wie Katanis, Adik, Rhiana und ihre Gefährten nach

Varstaan gelangen sollten, war ausgiebig diskutiert, worden. Anfangs machte sich Katanis dafür stark, die Kogge an die Besatzung zurückzugeben und den Seeleuten mit Geld aus seinem Vermögen den Mund zu versiegeln. Schließlich sah er jedoch ein, dass es unter mehr als fünfzig Leuten immer jemanden geben würde, der redete, ob aus loyaler Absicht gegenüber den Machartes' oder Hogard, ob aus verräterischer Absicht, um für sich mehr Geld herauszuschlagen, ob benebelt an einem Wirtshaustisch oder aufgekratzt im Bett einer Hure. Am Ende erschien es als die beste Lösung, die Kogge unter anderem Namen mit anderer Flagge nach Norfghas zurückkehren zu lassen – unter dem Kommando von Rastidos und mit einer Besatzung, die sich im Wesentlichen aus seinen Piraten rekrutierte. Den neuen Namen hatte Rastidos bereits vorab verkündet und ließ sich nicht mehr davon abbringen. Die Zeit reichte nicht für die von ihm gewünschte Galionsfigur. So war lediglich der alte Name am Heck gegen den neuen ausgetauscht worden, und die in der Flaggenkiste der *Kapitän Vilgor Rastidos* gefundene Flagge eines Kusliker Handelshauses diente als neues Banner. Während der Reise hatten die Piraten unaufhörlich gezimmert und gemalt, um dem Schiff ein neues Aussehen zu verschaffen.

Rastidos wandte sich an Rhiana. »Prinzessin, es ist an der Zeit, dass mir der Mann, der immer noch mei-

nen Wappenhut und meine Kette trägt, endlich die talanische Seekarte zeigt. Kommt bitte mit. Ich möchte sichergehen, dass er mir auch die Wahrheit sagt.«

»Traut Ihr ihm nicht?«, fragte die Prinzessin.

»Ihm trauen? Ich weiß, dass er mich lieber heute als morgen am Galgen sehen möchte.«

»Wundert Euch das?«, fragte Neel, die neben Rhiana und Finni auf dem Achterdeck stand. »Ihr habt ihm das Schiff weggenommen und wollt obendrein noch seine Privatsachen. Das kann einen schon wütend machen.«

»Er soll nicht so kleinlich sein«, meinte Rastidos. »Das Schiff hat ihm ja nicht einmal selbst gehört. Und was die anderen Sachen angeht, so habe ich ihm nur vorgeschlagen, sie mir zu geben, und dabei nicht einmal meinen Säbel berührt.«

»Er hat überzeugende Gründe vorgetragen, warum er sie behalten muss«, sagte Finni lächelnd.

»Ja, leider«, erwiderte Rastidos mit kummervollem Gesicht. »Aber sagte er nicht auch, der Hut und die Kette würden auf dem falschen Kopf und der falschen Brust in Norfghas unwillkommenes Aufsehen erregen? Er sprach nur von Norfghas und nicht von anderen Orten. Ich gehe davon aus, dass Katanis die Größe besitzt, sich von diesen unbedeutenden Kleinigkeiten zu trennen, sobald wir ihn angelandet haben. Ich finde, dass ein Adliger mit kühnen Plänen,

wie er einer zu sein scheint, über kleinliches Besitzdenken erhaben sein sollte.«

Er schaute Galodin noch einmal scharf ins Auge. »Wenn Ihr mein Schiff schlecht behandelt, werdet Ihr an der höchsten Rah baumeln. Oder, um eine besonders gelungene Bemerkung von Großväterchen Vilgor Rastidos zu zitieren: Ich lasse Euch das Gedärm herausziehen und an den Rahen zum Trocknen aufhängen. Also gebt Euch Mühe.« Dann wandte er sich Rhiana zu. »Lasst uns gehen.«

Er marschierte zum Niedergang. Die Prinzessin verzog das Gesicht, aber dann folgte sie ihm. Es war wirklich an der Zeit, den Piratenkapitän mit den Besonderheiten der talanischen Seewege vertraut zu machen. Sie selbst war ebenfalls neugierig.

Katanis hatte sich notgedrungen damit abgefunden, auf einem Piratenschiff zu reisen, zog es aber vor, sich weitgehend unter Deck aufzuhalten. Großzügig hatte ihm Rastidos gestattet, die Kapitänskajüte weiterhin für sich und seinen Neffen zu beanspruchen, aber ansonsten billigte er dem Adligen keine Sonderrechte zu. Deshalb klopfte er auch nicht an die Tür, sondern stieß sie einfach auf.

Katanis saß am Schreibtisch, war in Papiere vertieft und schaute unwillig auf. »Was gibt es?«

Rastidos spazierte in den Raum. »Ich will Eure Seekarte sehen. Wir sprachen schon darüber.«

»Ihr kennt meine Vorbehalte ...«, begann der Adlige. Er unterbrach sich, stand auf und deutete eine Verbeugung an, als Rhiana hinter dem Piraten eintrat. »Shastra ...«

»Setzt Euch wieder und lasst uns die Seekarte anschauen«, sagte die Prinzessin. »Kapitän Rastidos ist nicht nur unser Verbündeter, sondern muss die Karte auch deshalb kennen, weil er dieses Schiff führt. Also gebt Euren Widerstand auf, ich bitte Euch.«

»Aber er ist ein Pirat, der die Karte für seine Zwekke nutzen könnte!«

»Pah!«, entrüstete sich Rastidos. »Ich hätte Euch diese Karte längst wegnehmen können, genauso wie den Umhang, den Hut und die Kette. Wo ist übrigens der Hut? Ich sehe ihn nicht.«

»Ich trage in meiner Kajüte keinen Hut«, erklärte Katanis ungehalten.

»Dass Ihr meinen Hut nicht tragt, sehe ich, und ich bin Euch dankbar dafür«, brummte der Pirat. »Aber die Kajüte, die Ihr erwähnt habt, gehört Euch so wenig wie dieser Hut. Ich hoffe nur für Euch, dass Ihr ihn schonend in Verwahrung genommen habt. Und was die Seekarte betrifft – glaubt Ihr im Ernst, talanische Seekarten seien mir fremd? Ihr vergesst, dass ich schon zwei andere talanische Schiffe meinem Eigentum hinzugefügt und dabei auch Seekarten erbeutet habe.«

»Ja«, gab Katanis grantig zurück. »Aber Ihr könnt sie nicht lesen! Ihr braucht meine Erläuterungen! Ist es nicht so?«

»Wir kommen so nicht weiter, Hoher Rat«, sagte Rhiana energisch. »Ihr wollt mich bewegen, mit Shaudaren, Shauka, jubranischen Magiern, Glasmachern und Futteralmachern, horknirischen Bergarbeitern und Handwerkern, suderbroker Eigenbrötlern und wem sonst noch eine Koalition gegen Hogard zu schmieden. Wenn Euch wirklich am Erfolg unserer Pläne etwas liegt, woran ich persönlich keinen Zweifel habe, dann müsst Ihr auch Rastidos und seine Piraten akzeptieren! Zeigt ihm die Karte! Und vor allem – erklärt sie ihm!«

»Auf Eure Verantwortung, Shastra!«, fügte sich der Adlige, griff in ein Fach seines Schreibtischs und zog ein eingerolltes Pergament hervor. Er fegte die von ihm zuvor studierten Papiere beiseite, rollte das Pergament auseinander und beschwerte es an den Ecken mit allem, was ihm in die Finger geriet – einem Briefbeschwerer aus Marmor, zwei Kerzenhaltern aus Bronze und einem zuvor rasch gelehrten Weinbecher aus Zinn.

»Das ist Talania«, erklärte er, während sich Rastidos und Rhiana über das Pergament beugten und die kunstvoll mit Tusche aufgetragenen Linien studierten.

Rhiana war eine solche Karte nicht neu. Ihre Lehrer hatten ihr auf Burg Abilacht und später auf der *Zuflucht* ähnliche Karten gezeigt und von ihr verlangt, sich die Konturen der Inseln, jeden der darauf eingetragenen Namen und jedes Detail einzuprägen. Auch das Gesicht von Rastidos zeigte keine Überraschung. Wahrscheinlich stimmte, was er behauptet hatte. Seekarten von Talania waren ihm schon zuvor in die Hände gefallen. Allerdings stellte Rhiana fest, dass diese Karte anders war als jene, die ihr die Scholaren gezeigt hatten. Sie wies erheblich mehr Details auf, darunter eine Vielzahl von hineingekritzelten Zahlenangaben und sonstigen Anmerkungen.

»Wie Ihr zweifellos schon bemerkt habt, Shastra, ist dies keine simple Landkarte, sondern eine Seekarte«, erläuterte Katanis. »Und sie ist schon recht alt. Mit anderen Worten, eine Anzahl von Kapitänen hat sie benutzt und immer wieder um neue Beobachtungen und Messungen ergänzt.«

»Gehörte sie meinem Ersten Steuermann Galodin?«, fragte Rastidos. »Er behauptet allerdings, sie vernichtet zu haben, als wir das Schiff in Besitz nahmen.«

»Nein, sie ist älter und stammt aus meinem Privatbesitz«, gab Katanis knapp zurück. Dann wandte er sich der Karte zu und umfuhr das Gesamtbild der dort wiedergegebenen Inseln. »Ihr seht, dass die tala-

nischen Inseln eng miteinander verzahnt sind und eine fest zusammengefügte Einheit bilden. Es bedarf nicht viel Fantasie, um zu vermuten, dass sie einst Teil einer größeren Landmasse waren, die auseinandergebrochen ist. Streng genommen kann man Talan, Camidera und Chuk nicht einmal als richtige Inseln bezeichnen, da sie durch Atawa miteinander verbunden sind. Allein Varstaan und die Suderbroken haben keine Verbindungen mit den Hauptinseln, aber auch sie sind mit ihnen durch so enge Wasserstraßen verknüpft, dass von einer Eigenständigkeit eigentlich keine Rede sein kann.«

»Was sind Atawa?«, wollte Rastidos wissen.

»Überbleibsel einer früheren Hochkultur, in diesem Fall gigantische Brücken«, sagte Rhiana und ertappte sich dabei, dass sie auf die Frage mit den gleichen Worten antwortete, wie sie es damals als kleines Mädchen, stolz auf das auswendig gelernte Wissen, getan hatte.

»Ja«, sagte Katanis und bedachte dabei Rastidos mit einem hochmütigen Blick. »Auf den Zyklopeninseln ist man stolz auf ein paar unbedeutende Hinterlassenschaften älterer Kulturen, aber Talania war einst das Zentrum einer sehr viel älteren Kultur voller magischer Wunder.« Er zeigte auf eine Stelle im Norden der kompakten Inselmasse. »Hier im Olsyatt, einem flachen Seegebiet, gab es vor Urzeiten eine riesige Stadt, und die Taucher von Uthgaden bergen un-

ablässig magisches Glas, Leuchtsteine und andere magische Relikte, dazu Metalle und Kunstgegenstände aller Art. Hinzu kommen ähnliche Fundstätten bei Jubra, Zark und anderswo. Talania ist wahrhaftig reich an Wundern aus den alten Tagen, zu denen neben den alten Brücken auch der Zarker Wall, das Zarker Tor und der Turm von Jubra gehören.«

»Bergen die Taucher im Olsyatt auch Schätze?«, fragte Rastidos interessiert.

»Sind die Dinge, die ich nannte, etwa keine Schätze?«, fragte der Adlige indigniert.

»Mit magischem Klimbim und Kunst kann ich nicht viel anfangen«, meinte Rastidos. »Mit Brücken und Wällen schon gar nicht. Ich dachte mehr an Gold und Silber.«

»Ihr seid eben ein Barbar«, meinte Katanis verächtlich. »Talania ist weniger bekannt für Gold und Silber, sondern für andere, ebenfalls unvergängliche Metalle, die andernorts unbekannt sind. Solche Metalle werden allerdings häufig aufgefunden.«

Der Pirat winkte ab. »Ich mag in Euren Augen ein Barbar sein, aber ich habe mir den Blick für die wesentlichen Dinge bewahrt. Was nützen mir talanische Metalle, die anderswo unbekannt sind und dort nichts gelten? Gold und Silber will jeder haben. Sie sind es, die die Welt bewegen.«

»Ich bitte allerhöflichst um Entschuldigung, dass

wir Talania nicht nach Euren Wünschen eingerichtet haben«, gab Katanis süffisant zurück. »Und ich freue mich zugleich, dass wir dadurch für Piraten uninteressant geworden sind.«

»Das will ich nicht sagen«, gab Rastidos listig zu bedenken. »Ich müsste mich nur nach einer Klientel umsehen, die sich für derlei Mumpitz interessiert. Wahrscheinlich gibt es sie, und die Sache könnte sich trotzdem zu einem lukrativen Geschäft entwickeln.«

»Kapitän Rastidos!«, ermahnte ihn die Prinzessin. »Sind wir nicht eigentlich aus einem anderen Grunde hier?«

»Natürlich, natürlich, Prinzessin«, beschwichtigte Rastidos. »Aber Ihr dürft mir nicht verdenken, wenn ich als Pirat die Dinge aus verschiedenen Blickwinkeln betrachte.«

»Dann seht es bitte ab sofort mal unter dem Blickwinkel, der nicht Euch allein, sondern uns allen nützt!«, forderte Rhiana ungeduldig. Sie zeigte auf eine gestrichelte Linie, welche die talanischen Inseln von der Mitte der Hauptinsel Talan im Westen in weitem Bogen bis zu den weit im Süden gelegenen suderbroker Schäreninseln umschloss. »Das sind die Talanischen Zähne. Sie müssten Euch als Seemann in besonderem Maße interessieren. Wie ich hörte, sind ihnen im Laufe der Jahrhunderte unzählige Schiffe zum Opfer gefallen.«

Rastidos winkte ab. »Wer sich darauf versteht, ein Schiff zu segeln, muss sich vor ihnen nicht fürchten.«

»Täuscht Euch nicht«, meinte der Adlige. »Es gibt tückische Strömungen, die auf die Zähne zuführen, besonders hier oben im Nordwesten.«

»Stimmt es, dass es keinen Weg durch diese Riffe gibt?«, fragte der Pirat. »Oder wird das von den Talaniern nur behauptet, um Fremde fernzuhalten?«

»Es gibt keinen Weg durch den Riffgürtel, jedenfalls nicht für große Schiffe, und die Zähne schirmen Talania vom Zarker Tor, wo sie bis an die Steilküste reichen, bis zu den Suderbroken ab.« Er deutete auf ein Gewirr von Hunderten kleinen und kleinsten Inseln. »Das sind die Suderbroken. Wie Ihr seht, reichen sie von der Südspitze Camideras bis zu den Leuchtfelsen von Varstaan. Sie sind für große Schiffe genauso unpassierbar wie die Zähne. Diese Sperrkette aus Riffen und winzigen Inseln, die drei Viertel von Talania umschließt, war für das Königreich stets ein Segen. Die Meereswellen werden hier gebrochen, und der etwa zehn Meilen breite Wasserstreifen, der dahinter liegt, birgt keinerlei Gefahren für unsere Fischerboote. Nebenbei gesagt sind diese Gewässer äußerst fischreich.«

»Ich kann mir nicht vorstellen, dass es nirgendwo in diesen Zähnen eine Lücke gibt, durch die eine Kogge nicht hindurchschlüpfen könnte«, meinte Rastidos.

»Und doch ist es so«, beharrte Katanis. »Das macht die Besonderheit der Talanischen Zähne aus, die etlichen Gelehrten als weiteres und weitaus größtes Atawa gelten. Tatsächlich ist dieser Riffgürtel erstaunlich gleichförmig, obwohl er aus der Nähe wie ein löchriges Gebiss aussieht. Die Zähne schützen Talania vor dem Meer und vor Feinden – übrigens auch vor Piraten. Auf der anderen Seite erschweren sie natürlich unsere eigene Seefahrt. Erstaunlich genug für ein aus vier Hauptinseln bestehendes Reich, gibt es nur drei Seehäfen, nämlich Norfghas auf Varstaan, Avina auf Talan – zugleich die Hauptstadt – und ihr unmittelbar gegenübergelegen und mit ihr durch eine der erwähnten Brücken verbunden, Noblis auf Camidera. Um in das Handelszentrum Avina-Noblis zu gelangen, muss jedes Schiff, das Talania anläuft, durch die Sliev segeln – das ist dieser geschwungene Meerarm – und die Steilküsten von Varstaan, Talan und Camidera passieren. Das ist zeitraubend, besonders dann, wenn man auf dem letzten Drittel der Sliev ungünstigen Wind hat, aber einen anderen Weg gibt es nicht.«

Rastidos betrachtete stirnrunzelnd die Karte. »Warum gilt die Nordroute als besonders gefährlich?«

»Wir haben bisher Glück gehabt«, sagte der Adlige, »aber meistens sind die Schiffe hier oben einem stürmischen Westwind ausgesetzt, und es erfordert dann

höchste seemännische Kunst, um nicht gegen die Talanischen Zähne getrieben zu werden. Außerdem fürchten die Seeleute die reißende Strömung am Zarker Tor. Ich kann Euch nur raten, die Karte genau zu studieren und das Tor in weitem Bogen zu umsegeln. Beachtet die sonstigen Strömungen sowie die Untiefen, die hier verzeichnet sind.« Katanis zögerte. »Da es unserer aller Sicherheit dient, erlaube ich Euch, die Karte mitzunehmen.«

Rastidos grinste. »Sehr gütig von Euch. Allerdings hätte ich sie auch ohne Eure Erlaubnis an mich genommen.«

Er machte Anstalten, das Pergament aufzurollen, aber Rhiana hinderte ihn daran. »Wartet noch!« Sie zeigte auf die Hauptinseln und wandte sich an den Adligen. »Talan, Camidera und Chuk sind durch Brücken miteinander verbunden, Talan und Camidera zusätzlich noch durch den Zarker Wall ...«

»Der aber nicht mehr passierbar ist«, merkte Katanis an.

»Wie auch immer. Werden diese Brücken bewacht? Besteht die Gefahr, dass Hogards Söldner die Brükken sperren könnten?«

»Eine kluge Frage, Shastra«, befand Katanis.

Die Prinzessin fühlte sich durch seinen gönnerhaften Ton an ihre alten Lehrer erinnert und entgegnete knapp: »Antwortet einfach.«

Der Adlige senkte das Haupt. »Verzeiht mir. Ich wollte damit nur zum Ausdruck bringen, dass, wie es von euch richtig erkannt wurde, diesen Brücken eine große strategische Bedeutung zukommt.« Er deutete auf die Hauptinsel Talan. »Talan mit den Rakonien Lanatira und Horknir sowie dem Uribat Zark ist weitgehend autonom. Es hat mit Avina den wichtigsten Hafen und mit den Kohlegruben bei Horknir und den Metallen, die im Olsyatt geborgen werden, die Möglichkeit, Waffen und Geräte schmieden zu lassen. Lanatira ist überdies die Kornkammer Talaniens, die Fischer von Uthgaden versorgen die Insel reichlich mit Meeresfrüchten, und die Funde im Olsyatt füllen die Geldkatzen der Händler. Chuk dagegen hat außer der Landwirtschaft nichts zu bieten und ist völlig abhängig vom Handel mit den anderen Inseln, der ausschließlich über die beiden Brücken erfolgt. Tatsächlich erhebt das Uribat Chuk Brückenzoll, der aber von den meisten Händlern in Kauf genommen wird, weil der Landweg vom Norden zum Süden von Talan umständlicher ist und obendrein an der Schmalstelle der Insel das Uribat Zark ebenfalls Zölle erhebt. Aber Machartes lebt gut von diesen Zöllen, das ist keine Frage.«

»Machartes?«, fragte Rastidos. »Habe ich den Namen nicht schon irgendwann einmal gehört? Ihr sagtet, er hat etwas mit Landwirtschaft zu tun? Züchtet er Truthähne?«

»Nicht dass ich wüsste«, erwiderte Katanis humorlos. »Er ist der Uriba von Chuk, aber seine Familie hat mit der Zeit so viel Geld angesammelt, dass seine Schwester Chalide zur wichtigsten Kaufherrin und Reederin von Talania aufsteigen konnte.«

»Ein Fehler«, befand der Pirat. »Truthähne hätten zu ihrem Namen besser gepasst. Aber ich will mich nicht beklagen, denn immerhin hat sie mir schon zwei Schiffe zur Verfügung gestellt. Den Rest werde ich ohne Zweifel auch noch bekommen.«

»Was ist mit Camidera?«, fragte Rhiana und deutete auf die zweitgrößte Insel. »Man nennt sie auch den ›Lachenden Delphin‹ nicht wahr?«

Katanis nickte. »Wie man Talan manchmal als ›Knochen‹ bezeichnet. Ihr seht ja, die ineinanderpassenden Konturen der Inseln haben vage Ähnlichkeit mit einem Knochen und einem Delphin.« Er machte eine kleine Pause. »Nun, Camidera mit den Rakonien Paduran und dem Uribat Jubra kann sich weitgehend selbst versorgen, ist aber auf die Schmiede- und Gussarbeiten von Horknir angewiesen. Im Grunde ist es damit von Talan abhängig, und das haben die Herrscher von Lanatira auch stets ausgenutzt. Nur zweimal in der Geschichte Talanias war ein Paduraner König und einmal ein Jubraner. Ansonsten fiel der talanische Thron stets an Lanatira oder Horknir.«

»Was passiert, wenn Hogard die Brücken von Avi-

na-Noblis und Rogos sperrt?«, wollte die Prinzessin wissen.

»Meint Ihr einen Handelsboykott?«, fragte der Adlige. »Wenn er gleichzeitig den Hafen von Noblis blockiert – und das müsste er, wenn das Ganze greifen soll –, bekommen Paduran, Jubra und Chuk massive Probleme. Talan dagegen würde allenfalls die Glasmacherarbeiten aus Jubra vermissen.«

»Ich dachte eher an eine Erhebung gegen Hogard«, stellte Rhiana richtig. »Wenn ich das richtig beurteile, kann Hogard nur gestürzt werden, wenn sich Lanatira gegen ihn erhebt, oder? Rebellen auf Camidera könnte er leicht abwehren, weil sie durch das Nadelöhr einer Brücke müssen, sei es nun in Avina-Noblis oder in Rogos.«

Katanis nickte. »Ja, das ist richtig. So wurde auch Euer Vater gestürzt, Prinzessin. Hogard war damals einer der höchsten Offiziere am Hof und brachte Lanatira in seine Gewalt. Warum fragt Ihr?«

Rhiana seufzte. »Weil mir bewusst geworden ist, wie schwer es sein wird, Hogard zu verdrängen. Ihr selbst sitzt auf Varstaan, der einzigen großen Insel, die keine feste Verbindung zu den anderen aufweist. Ihr könntet nur mit Schiffen eingreifen, die sich die Sliev hinaufbewegen, was nach Euren eigenen Worten langwierig sein kann. Und in Avina-Noblis wird man sich zu verteidigen wissen. Rebellen, die wie die

Shauka aus Jubra kommen, müssten eine der Brücken passieren. Die eine beherrscht Hogard, die andere Machartes.«

»Vergesst nicht die unzufriedenen Handwerker von Horknir«, hielt Katanis dagegen. »Sie können den Landweg benutzen, um nach Südtalan zu gelangen. Und wie Machartes sich verhält, wenn erst Paduran gefallen ist, weiß niemand. Vielleicht bringt er sich in Sicherheit, und die Brücken von Chuk sind zugänglich.« Er dachte kurz nach. »Aber zweifellos habt Ihr Recht. Der Umsturz kann nicht allein von den anderen Inseln ausgehen, sondern muss auch auf Talan und dort speziell in Lanatira erfolgen. Ich werde es mir als wichtiges Thema für die Verhandlungen mit den Rebellen vormerken. Ich bin überzeugt davon, dass es auch in Lanatira Rebellen gibt. Unzufriedene auf jeden Fall.«

Rastidos war dem Dialog interessiert gefolgt. Als eine Pause eintrat, meldete er sich zu Wort. »Ich verstehe nichts von Umstürzen«, sagte er, »aber ich habe eine gewisse Erfahrung darin, andere Leute davon zu überzeugen, mir mehr oder weniger freiwillig Dinge zu geben, die ihnen vor der Begegnung mit mir noch unverzichtbar erschienen. Wenn ihr also meinen Rat annehmen wollt: Hängt als allererstes den Affenkönig an die höchste Rah – oder meinetwegen auch an einen seiner Brückenpfeiler, wenn dieser denn stabil

genug ist –, und überlegt Euch danach alles Weitere. Glaubt mir, nichts kühlt überhitzte Gemüter so sehr ab wie der Anblick eines aufgebaumelten Anführers. Das heißt, wenn ich es mir recht überlege, sorgt das Aufschlitzen eines Bauchs noch weitaus mehr für ein verständnisvolles Eingehen auf Forderungen. Am besten macht Ihr es wie Großväterchen: Schlitzt Hogard auf und hängt ihn gemeinsam mit seinem Gedärm, natürlich üppig verteilt, irgendwo auf, wo der Gestank nicht weiter stört. Das dürfte das beste Ergebnis bringen.«

»Schweigt!«, donnerte Katanis. »Eure Vorschläge zur Politik Talanias sind ganz und gar entbehrlich!«

»Ach, sind sie das?«, fragte Rastidos grinsend, rollte die Karte zusammen und klemmte sie sich unter den Arm. Er zwinkerte Rhiana zu, bevor er die Kajüte verließ. »Und denkt daran, Prinzessin: Wer etwas haben will, muss sich bei dem bedienen, der es hat. Alles andere bringt nur Verdruss.«

»Gut, dass er weg ist«, stöhnte der Adlige. »Leute wie Rastidos mögen für die Sache ja nützlich sein, aber früher oder später werden sie zu einem Problem.«

»Wie meint Ihr das?«

»Man muss sich rechtzeitig überlegen, wie man sie wieder loswird, wenn sie ihre Aufgabe erfüllt haben.«

Rhiana versteifte sich. »Es ist nicht meine Art, Ver-

bündete anzuwerben, um sie später fallen zu lassen. Wenn Rastidos und seine Leute uns helfen, Hogard zu stürzen, sollen sie auch belohnt werden. Das Gleiche gilt für jeden, der uns zur Seite steht.«

»Aber Shastra, Gesindel wie diese Piraten haben nicht die Bildung und die edle Gesinnung wie Menschen von Adel ...«

»Wenn die Piraten Gesindel sind, wie bezeichnet Ihr dann Hogard und seine Speichellecker? Und wie die Verschwörer vom Flammenbund? Haben sie eine edlere Gesinnung?«

Katanis schluckte. »Nein, Ihr habt natürlich Recht. Aber dieser Rastidos ...«

»Ich weiß«, unterbrach ihn Rhiana mit müder Stimme. »Ich habe selbst meine Probleme mit ihm, und mir steht immer noch vor Augen, wie er einem Mädchen, das zu meinen Schutzbefohlenen zählte, das Messer an die Kehle gesetzt hat. Bis heute weiß ich nicht, wann Rastidos etwas ernst meint und wann nicht. Aber wenn er hilft, Talania zu befreien, wird er auch an der Ernte beteiligt werden. Allerdings werden er und seine Leute sich dann für ein anderes Leben entscheiden müssen.«

»Sie können nichts anderes als morden und meucheln!«

»Das wird man sehen«, sagte Rhiana. Ihr missfiel zum wiederholten Male die Art, wie Katanis redete.

Zu sehr sprach daraus der Adlige, dessen Welt fest gefügt war und der nicht zulassen wollte, dass sich daran etwas änderte. Aber dann sagte sie sich, dass sie mit ihm wohl die gleiche Geduld haben musste wie mit der Ronka Bhidanji. Oder mit Rastidos. Oder mit Ulrik. Manchmal auch mit Neel. Und andere mussten die gleiche Art von Geduld wohl auch mit ihr selbst aufbringen. Jeder handelte im Rahmen dessen, was er erfahren und an Werten verinnerlicht hatte. Und alle mussten sich ändern, wenn etwas Neues entstehen sollte.

»Wir müssen das jetzt nicht vertiefen«, fuhr sie nach kurzer Pause fort. »Tatsächlich widerstrebt es mir, das Fell des Bären aufzuteilen, bevor er erlegt ist. Aber was die Anmerkungen von Kapitän Rastidos angeht, so haben sie mich doch nachdenklich gemacht. Er hat eine recht unverblümte Art, sich mitzuteilen, aber der Kern des Ganzen scheint mir trotzdem wichtig zu sein. Wir haben schon oftmals überlegt, wie wir Talania helfen können, sich Hogards Herrschaft zu entledigen. Aber ich finde, die Person Hogard selbst ist dabei etwas zu kurz gekommen.« Sie winkte ab, als Katanis widersprechen wollte. »Ich halte nichts von der Piratenmethode, zuerst den Anführer aufzuhängen, und ich würde niemals meine Einwilligung geben, Assassinen gegen Hogard auszusenden ...«

»Es wäre auch sinnlos«, unterbrach Katanis sie. »Es gab mehrere Versuche, ihn zu töten, und er hat alle Anschläge unbeschadet überstanden. Er hat sich in der Folge nur noch besser abgeschirmt und lässt kaum jemanden an sich heran, der ihm nicht bestens vertraut ist.«

»Ich sagte ja, dass dies nicht infrage kommt. Aber was Rastidos meinte, ist im Kern etwas anderes: Wie schaffen wir es, Hogard daran zu hindern, einen Aufstand zu ersticken? Und zum Beispiel die Brücken zu blockieren? Mit anderen Worten, ich bin der Meinung, dass wir den Aufstand zwar aus unserer eigenen Sicht schon ausreichend erörtert, aber nie bedacht haben, wie der Feind darauf reagieren würde. Versteht Ihr mich? Gibt es eine Möglichkeit, Hogard am Handeln zu hindern? Hält er sich in nächster Zeit an einem Ort auf, an dem man ihn gefangen setzen kann? Reist er vielleicht irgendwann zu seinen neuen Freunden auf den Zyklopeninseln?«

»Ich gebe zu, dass ich mich solchen Fragen bisher zu wenig gewidmet habe, Prinzessin«, gestand Katanis ein. »Ich werde darüber nachdenken und entsprechende Informationen einholen, sobald wir in Norfghas sind.«

»Ihr habt hübsche Locken«, sagte Finni. »Ohne das Samtband kommen sie noch besser zur Geltung.«

Adik, der unter einem Sonnensegel gelegen und nicht bemerkt hatte, dass die Halbelfe über ihm in die Wanten gestiegen war, zuckte zusammen. Einen Moment lang schien er überhaupt nicht zu wissen, woher die Stimme gekommen war.

Finni erlöste ihn, indem sie sich geschmeidig auf die Planken gleiten ließ und sich vor ihm aufbaute.

»Ihr?«, fragte der junge Adlige unsicher.

»Ja, ich, Finni«, meinte die Halbelfe. »Sonst ist niemand hier, oder?«

»Ihr seid die Freundin von Prinzessin Rhiana ...«

»Ihr müsst ein kluger Kopf sein, Adik, dass Ihr das bemerkt habt«, spottete die Halbelfe.

Sie betrachtete den Jüngling. Er war ohne Frage ein hübscher Bursche, schmal, sehr schlank, zartgliedrig und mit großen dunklen Augen. Er hatte den Oberkörper entblößt, um die Sonne zu genießen. Seine Haut war weiß und gewiss noch nicht oft unbedeckt der Sonne ausgesetzt gewesen. Meistens hielt sich Adik bei seinem Onkel in der Kajüte auf.

»Wie alt seid Ihr, Adik?«, fragte Finni. »Sechzehn?«

»Ich bin siebzehn!«, behauptete der Jüngling.

»Und was ist zu Hause Eure Aufgabe?«

»Ich werde von meiner Familie darauf vorbereitet, die Regierungskunst zu erlernen«, sagte Adik stolz.

»Ach, wirklich?«, staunte Finni. »Wie bereitet man Euch denn darauf vor?«

»Indem man mich an den varstaanischen Hof in Norfghas geschickt hat.«

»Und was macht Ihr dort?«

»Ich bin Schreiber des Hohen Rates ... äh, meines Onkels. Aber natürlich komme ich auch mit der Uribai zusammen.«

»Ihr meint, Ihr seid ihr im Bett zu Diensten?«

Adik wurde rot. »Nein, natürlich nicht. Ihr habt mich völlig missverstanden. Ich wollte damit nur sagen ...«

Er brach ab, als er sah, dass Finni nur mühsam ein Lachen unterdrücken konnte.

»Ihr macht Euch über mich lustig!«, beschwerte er sich.

»Unsinn!«, widersprach Finni. »Aber ich würde die Uribai gut verstehen können, wenn sie Euch erwählen würde. Aber sie ist aus Eurer Sicht schon ziemlich alt, nicht wahr, und außerdem Hogards Mätresse?«

»Wir sollten diesen Gegenstand nicht weiter erörtern«, meinte Adik steif.

»Welchen Gegenstand denn?«, fragte Finni unschuldig und berührte Adik flüchtig zwischen den Schenkeln. »Den dort? Was ist das? Trägt man so etwas bei Hofe?«

»Es ... äh ...«, stammelte der Jüngling, den die Berührung überrascht hatte. »Man nennt es Schamkapsel. Und ja, man trägt dies bei Hofe. Zumindest dann,

wenn man aufwendig gestaltete und mit Fischbein versteifte Hosen wie diese anlegt.«

»Warum tragt Ihr so unbequeme Hosen?«

»Weil es bei Hofe so üblich ist. Jedenfalls bei jungen Leuten.«

»Und die Schamkapsel gehört dazu?«

Dem Jungen schien das Thema peinlich zu sein, und er wand sich. »Nun, sie hat gewisse Vorteile. Man kann ... man kann sein Wasser leichter abschlagen.«

Die Halbelfe nickte. »Ja, das leuchtet mir ein. Aber findet Ihr es nicht etwas anstößig? Ich meine, diese Kapsel betont Euer Gemächt und stellt eine gewisse Versuchung für Damen dar. Auch scheint mir diese Kapsel übertrieben groß zu sein.«

»Sie ist nicht zu groß, sondern angemessen«, erklärte Adik etwas verlegen, aber durchaus bestimmt.

Finnis Augen weiteten sich. »Wirklich?«

»Das dürft Ihr mir glauben.«

»Männer neigen dazu, kräftig zu übertreiben, wenn es um diese Dinge geht.«

»Das habe ich nicht nötig.«

»Ich glaube Euch trotzdem nicht.«

»Ich ... ich könnte ...«, begann der Junge, brach dann aber ab.

»Was könntet Ihr, Adik?«, erkundigte sich Finni honigsüß.

Er machte einen Rückzieher. »Ach nichts.«

So schnell gab die Halbelfe nicht auf. »Bitte, lieber Adik, seid doch nicht so schüchtern. Was könntet Ihr?«

»Euch von der Wahrheit meiner Worte überzeugen!«, stieß der Jüngling trotzig hervor.

Finni lächelte. »Ich nehme Euren Vorschlag gern an.«

»Hier?«, fragte Adik verdutzt. »Die Piraten ...«

Die Halbelfe feuchtete einen Finger an und ließ ihn von seinem Hals zur rechten Brustwarze gleiten und diese umkreisen. »Die Piraten brauchen wir wirklich nicht als Publikum. Ich weiß einen Ort, an dem wir ungestört sind – die Kajüte, die ich mit Rhiana teile. Die Prinzessin ist bei deinem Onkel, und das wird noch eine Weile dauern. Genug Zeit für uns. Falls sie doch früher zurückkommt, wird sie Verständnis haben. Komm mit.«

Sie führte ihn zum Niedergang des Achterdecks.

Rashid, der an der Reling stand, drohte ihr scherzhaft mit dem Finger.

Finni drehte ihm eine lange Nase.

Spät am Abend, als Finni das Licht der Laterne gelöscht hatte und die beiden Frauen in ihren Kojen lagen, sagte Rhiana leise: »Ich habe Angst vor Talania, Finni.«

»Angst vor deiner Heimat? Aber warum denn?«

»Ich weiß es nicht, ich habe einfach nur Angst. Wahrscheinlich vor dem, was mich dort erwartet. Dass ich der Aufgabe nicht gewachsen bin. Vielleicht habe ich auch Angst davor, dass mir Talania nicht gefällt. Ich habe das Gefühl, dass ich in diese Sache hineingestolpert bin. Und immer tiefer hineingerate. Du weißt, wie sehr ich mich gegen alles gewehrt habe, was mir Maruna als Pflichten auferlegen wollte. Gegen angebliche Vorherbestimmungen, heroische Aufgaben und Taten. Gegen die Visionen, in denen Rondra behauptet, meine Mutter zu sein, und mich drängt, Aventurien mit Krieg zu überziehen. Ach Finni, warum kann ich nicht irgendeine beliebige Frau sein, die keiner für seine Ziele vereinnahmen will? Ich möchte frei und unabhängig wie du sein!«

»Aber das bist du doch, Rhiana. Du kannst jederzeit mit allem brechen. Meinen Beifall hast du. Lass uns die Jolle nehmen und irgendwohin segeln, wo wir das Leben genießen können.«

»Hier und jetzt, im Meer der Sieben Winde?«

»Warum nicht? Wir schlagen uns schon irgendwie durch. Oder sag Rastidos, er soll das Ganze abbrechen und uns nach Kuslik bringen. Das macht er sofort!«

Rhiana seufzte. »Es ist keine Lösung, oder?«

»Wahrscheinlich nicht«, gab Finni ihr Recht. »So-

lange es den Flammenbund gibt, wird er versuchen, dich zu fangen, um an das Erste Schwarze Auge zu gelangen.«

»Ich habe mich ja eigentlich auch damit abgefunden, dass ich mich dem Flammenbund stellen und ihn bekämpfen muss. Aber diese Sache, Finni ... Vielleicht macht Katanis sich ja etwas vor, und Hogard sitzt fest im Sattel und lacht nur über unsere Anstrengungen, ihn zu stürzen. Aber was ist, wenn der Aufstand gelingt? Schon jetzt nennen mich alle Shastra – sie werden mich zur talanischen Königin machen wollen.«

Finni kicherte. »Das ist es also, was dir Angst macht. Ha, ich wünschte, ich hätte solche Ängste! Mir hat noch nie jemand angeboten, Königin zu werden.«

»Ich will nicht Königin werden!«, erklärte Rhiana trotzig.

»Dann eben nicht! Niemand kann dich zwingen. Lass uns Hogard hinwegfegen, dann sehen wir weiter. Du könntest Maruna den Thron überlassen. Gilt sie nicht ohnehin als Thronregentin der talanischen Flüchtlinge?«

»Ja, aber sie ist Druidin und nicht wirklich an dieser Aufgabe interessiert. Und der Adel würde sie kaum akzeptieren. Das würde Zwietracht bedeuten, was wiederum dem Flammenbund nützlich wäre. Du weißt, dass meine Stiefmutter mit dem Bund zusam-

menarbeitet und nur darauf wartet, meinen kranken Bruder Elim auf den Thron zu bringen, um dann in seinem Namen zu regieren. Die Bhidanjis, Montas' und wohl auch die Katanis' würden sich bestimmt lieber Elim und seiner Mutter fügen als Maruna, die ohne Adelstitel ist. Sie würden vielleicht sogar Möglichkeiten für sich sehen, Elim und Sarja irgendwann zu beerben und selbst den Thron zu beanspruchen.«

»Politik ...«, seufzte Finni. »Wenn das alles so schwierig ist, solltest du Katanis gleich den Thron anbieten. Oder Susmin Montas.«

»Lexis Katanis? Ich weiß nicht. Aber Susmin wäre sicher eine gute Wahl.«

»Und was spricht dagegen?«

»Katanis hat heute Nachmittag erwähnt, dass aus guten Gründen der Adel von Camidera nur höchst selten den talanischen König gestellt hat. Das Gefüge scheint nur stabil zu sein, wenn jemand aus Lanatira oder Horknir auf dem Thron sitzt. Und Susmin ist Jubranerin.«

»Was hindert dich daran, mit alldem aufzuräumen? Du lässt dich in diesen Dingen zu sehr von Katanis beeinflussen, Rhiana. Pfeif doch einfach auf die alten Strukturen und schaffe etwas Neues, das dem Volk und nicht dem Adel dient.«

»Ach, Finni, wenn das so einfach wäre. Du hast es hier mit jahrtausendealten Traditionen zu tun. Und

da Teile des Adels – ob nun die Katanis', die Bhidanjis oder die Montas' – an unserer Seite kämpfen, ist an diesen Strukturen erst recht nicht zu rütteln.«

Finni schwieg eine Weile, und Rhiana glaubte schon, sie sei eingeschlafen. Aber dann sagte sie gähnend: »Ich war heute mit Adik zusammen. Er ist noch ziemlich ungeschickt, und wahrscheinlich war es für ihn das erste Mal, aber er hat ein sehr schönes und erstaunlich großes Teil. Du solltest es dir auch mal gönnen. Da er dich anbetet, hättest du mit ihm ein leichtes Spiel. Was hältst du davon, wenn ich ihn morgen zu dir schicke? Du wirst es bestimmt nicht bereuen.«

Rhiana lachte leise. »Sei nicht böse, Finni, aber meine Liebhaber suche ich mir schon selbst aus.«

»Wenn du es doch endlich tun würdest«, gab die Halbelfe zurück.

»Das lass mal meine Sorge sein. Dein Abenteuer mit Adik ist übrigens nicht unbemerkt geblieben.«

»Wer hat dir davon erzählt? Rashid?«

»Ja. Er sagte, du hättest den Jungen um ein Haar bereits an Deck vernascht.«

»War er wenigstens ein bisschen eifersüchtig?«

»Nein. Du kennst ihn doch. Wenn er es doch war, hat er sich jedenfalls nichts anmerken lassen.«

Nach einer kleinen Pause sagte Finni: »Rhiana?«

»Ja?«

»Ich habe Adik nicht nur verführt, weil ich mal wieder mit einem Mann zusammen sein wollte. Ich wollte ihn auch ein bisschen aushorchen. Nicht dass du schlecht von mir denkst: Ich wollte schon in erster Linie ihn selbst genießen, denn er ist ein hübscher und angenehmer Junge. Aber schließlich lässt sich das Angenehme manchmal ganz gut mit dem Nützlichen verbinden. Ich habe dabei ein paar Sachen über seinen Onkel erfahren, die mir nicht gefallen.«

»Was für Sachen?«

»Wenn die Annasco nicht bei Hogard in Lanatira weilt, teilt sie das Bett mit Lexis Katanis. Natürlich darf Hogard davon nichts wissen, aber wenn Adik es spitzgekriegt hat, dürfte es auch anderen nicht verborgen geblieben sein. Auf jeden Fall ist das Verhältnis zwischen Katanis und der Annasco viel inniger, als er uns dies weismachen will. Adik meint, sein Onkel benutze die Annasco und habe es nur auf diesem Weg geschafft, wieder zu Amt und Würden zu kommen. Aber es kann auch umgekehrt sein.«

»Wie meinst du das, Finni?«

»Dass die Annasco *ihn* benutzt, ohne dass er etwas davon ahnt. Mit anderen Worten: Es könnte durchaus sein, dass Hogard durch seine Mätresse über Katanis und seine Absichten bestens Bescheid weiß.«

Rhiana überdachte die neuen Informationen. Sie konnte es Katanis nicht verdenken, dass er diesen

Aspekt seines erstaunlichen Neuaufstiegs unter einem verhassten Herrscher verschwiegen hatte. Tatsächlich wurde ihr jetzt seine Rückkehr an die Macht verständlicher. Die Frage war nur, ob Katanis beherrscht genug war, sich der Frau, die er im Bett bediente, nicht in seinem Planen und Denken zu offenbaren.

Sie versuchte sich vorzustellen, was die Annasco für eine Frau war. Sie musste jenseits der vierzig sein und hatte offenbar Talente, die Männern gefielen. Rhiana versetzte sich in sie hinein. Was zog sie zu Hogard? Der König war hässlich und vierschrötig. Liebte sie ihn trotzdem, oder galt ihre Liebe der Macht, die Hogard verkörperte? Und warum wandte sie sich Katanis zu, einem mindestens fünfzehn Jahre älteren Mann? Weil er eine adlige Noblesse verkörperte, die ihr fehlte? Weil sie ihn als fähigen Verwalter brauchte? Aber dafür musste sie ihn nicht zu sich ins Bett nehmen. Wenn es nicht aus Einsamkeit und Langeweile in jener Zeit des Jahres geschah, die sie auf Varstaan verbringen musste, warum dann? Für gewöhnlich suchten sich allmählich verblühende Frauen in einer solchen Position jüngere Liebhaber. Der junge Adik Katanis wäre geeigneter gewesen als der alte Lexis Katanis. Was versprach sich die Annasco also davon, wenn sie Lexis ins Bett nahm? War sie damit Hogard gehorsam oder ungehorsam? Bespit-

zelte sie Katanis? War er für sie eine Art Rückversicherung für den Fall, dass Hogard stürzte? Oder verfolgte sie eigene Pläne?

»Du hast Recht, Finni«, sagte sie. »Es spricht einiges dafür, dass die Annasco das Heft in der Hand hält und Katanis sich überschätzt. Wir werden umso vorsichtiger sein müssen.«

Obwohl Rastidos vorgewarnt gewesen war, überraschte ihn der starke Sog am Zarker Tor, einem Meerestunnel an der schmalsten Stelle von Talan. Der Piratenkapitän stürmte ohne Hut und Jacke im Unterhemd an Deck, als das Schiff mit ächzenden Spanten bedrohlich krängte und verzweifelt gegen einen heranpeitschenden Westwind stampfte.

Wild sah Rastidos sich um. Die Kogge trieb unaufhaltsam einem Riff entgegen, sosehr sie sich auch dagegenstemmte.

»Was macht Ihr denn, verfluchter Hurensohn?«, schrie er Galodin an. »Wir müssen wenden und mit dem Wind gehen, wenn wir an den Klippen nicht zerschellen wollen!«

Er brüllte Befehle über das Deck. Der Anker wurde ausgebracht, und die Rahen flogen mit brutaler Gewalt herum. Dass die Masten und Spieren, die Leinen und Segel dies aushielten, erschien wie ein Wunder. Dann tauchte der Bug des Schiffes tief in die wild

schäumende Gischt ein, das Heckkastell hob sich, und für einen beängstigenden Moment schien die Gefahr zu bestehen, dass das Schiff auseinanderbrach.

»Ankertau kappen!«, schrie Rastidos.

Axthiebe flogen durch die Luft, und die Ankerleine riss mit einem hohlen Sirren. Der Bug wurde nicht länger gehalten, und die Kogge machte einen Satz nach vorn. Die Steuerbordseite legte sich so tief in die See, dass ein Kentern unvermeidlich erschien.

»Ruder hart Backbord!«, brüllte der Piratenkapitän.

Die Kogge bäumte sich wieder auf. Jetzt fuhr der Wind in die Segel und ließ das Schiff wie ein Messer durch die Wogen schneiden. Aber die Gefahr war noch nicht gebannt. Die Kogge raste mit erschreckender Geschwindigkeit auf das Riff zu.

»Ruder hart Steuerbord und brassen!«, schrie Rastidos, sprang zu dem Rudergänger und stemmte sich mit ihm gemeinsam in das Ruder, während an Deck erneut die Rahen herumschwangen.

Ganz allmählich kam das Schiff herum. Einen Moment lang sah es so aus, als würde es trotzdem gegen das Riff krachen, aber dann presste der Wind das Schiff aus dem Sog heraus. Langsam, aber stetig wuchs der Abstand zur Steilküste. Rastidos ließ erneut brassen, um den Wind noch besser nutzen zu können.

Keinen hatte es in der Stunde der Gefahr unter

Deck gehalten, von Eisfell einmal abgesehen, den ein Gedankenbild von Rhiana davon abhielt, sich den anderen anzuschließen. Rhiana und ihre Gefährten hatten sich ebenso wie Lexis und Adik Katanis an den Relingen, Leinen und Wanten festgekrallt. Trotzdem wirkte es wie ein glücklicher Zufall, dass bei der Wende, die das Schiff aufs Äußerste beansprucht hatte, niemand über Bord gegangen war.

»Warum seid Ihr nicht rechtzeitig auf Westkurs gegangen?«, herrschte er Galodin an. »Schließlich seid Ihr hier zu Hause und kennt die Gewässer! Wollt Ihr lieber mit dem Schiff untergehen, als zu dulden, dass es einen neuen Namen trägt?«

»Diese Anschuldigung weise ich entschieden zurück«, sagte der ehemalige Kapitän steif.

»Was habt Ihr dann für eine Entschuldigung vorzubringen?«, schrie ihn Rastidos an und zog den Säbel blank. »Hurtig, Mann, sonst baumelt Ihr an der Rah! Ich verstehe in diesen Dingen keinen Spaß!«

»Dass der Sog unerwartet stark war.«

»Wollt Ihr mich verhöhnen?«, fluchte Rastidos. »Entweder kennt man diesen Seeweg, oder man kennt ihn nicht!«

Katanis, noch immer bleich von dem überstandenen Schrecken, sagte: »Lasst Euch nicht zu einer Gewalttat gegen einen guten Seemann hinreißen, Rastidos! Ihr dürft Kapitän Galodin ...«

»Steuermann Galodin!«

»... keine Vorwürfe machen. Gerade wegen des Sogs wird dieser Seeweg gemieden, und ich bezweifle, dass Galodin ihn kennt.«

»Doch, ich kenne ihn«, widersprach ihm dieser mit unbewegter Miene. »Aber ich wurde trotzdem überrascht, als der Moerval von Druck auf Sog wechselte.«

»Was für ein Moerval?«, bellte Rastidos, den Säbel immer noch in der Hand. »Bei den Niederhöllen, Kerl, wenn Ihr mich verhohnepipeln wollt ...«

»Mäßigt Euch bitte, Kapitän Rastidos!«, rief Rhiana. »Kapitän Galodin ...«

»Steuermann Galodin!«, bellte Rastidos.

»... hat bestimmt sein Bestes getan. Es gibt diesen Moerval, und er gilt als tückisch. Allerdings weiß ich nur wenig darüber und ...« Hilfe suchend schaute sie zu Katanis.

Der Adlige nahm den Faden auf. »Niemandem ist ein Vorwurf zu machen«, sagte er. »Der Moerval ist der nördliche Seearm zwischen Talan und Camidera. Er brandet mit unglaublicher Wucht und macht bis hinauf in die Straßen von Rogos und Mirnai jede Schifffahrt unmöglich. Es gibt Zeiten, in denen all das Wasser vom Zarker Tor angesogen und ausgespuckt wird, doch jetzt ist es umgekehrt, die Westsee wird angesaugt und ins Zarker Tor und den Moerval hin-

aufgedrückt. Niemand weiß, warum das so ist, niemand weiß, in welchen Abständen sich der Wechsel vollzieht, und niemand kann voraussagen, wie heftig der Sog oder der Druck sich auswirken. Es ist immer wieder anders.«

»So, niemand weiß es?«, höhnte Rastidos. »Dann bin ich wohl der Einzige hier, der etwas weiß, wenn auch nicht über den sogenannten Moerval. Ich weiß nämlich, dass dieser Seemann ...« Fast zärtlich berührte er mit der Spitze des Säbels die Kehle seines Steuermanns. »... mit meinem Schiff nicht umgehen kann! Wisst ihr, was das bedeutet?« Forsch schaute er in die Runde.

»Wenn Ihr ihn tötet, sind wir geschiedene Leute!«, sagte Rhiana scharf.

»Ihn töten, Shastra?« Rastidos grinste und steckte den Säbel weg. »Wer kommt denn auf so was? Ich hatte doch nur eine Frage gestellt. Da niemand sie beantworten will, tue ich das selbst. Es bedeutet ganz einfach, dass dieser Mann lernen muss, mit meinem Schiff umzugehen. Ich habe ihm ja schon gezeigt, wie man es besser macht. Wenn er sich weiter anstellig zeigt, werden wir eines Tages noch die besten Freunde. Ist es nicht so, Galodin?«

»Kaum«, befand der frühere Kapitän. »Aber ich möchte Euch trotzdem gratulieren. Ihr habt die richtige Entscheidung getroffen, als Ihr die *Pranij Turibai* ...«

»Verscherzt es nicht mit mir, indem Ihr mein schönes Schiff mit einem Truthahnnamen besudelt!«, drohte Rastidos.

»... die *Sigate Jonomar* ...«

»Ausgezeichnet! Ich wusste doch, dass Ihr ein gutes Gedächtnis habt!«

»... in den Wind gelegt habt. Um ehrlich zu sein, hatte ich dies erwogen, mich aber nicht getraut. Aber wie gesagt: Es war die richtige Entscheidung. Anders hätten wir es nicht geschafft.« Er wandte sich ab.

»Wohin wollt Ihr?«, schnauzte Rastidos ihn an. »Eure Wache ist noch nicht beendet!«

»Aber ... ich nahm an, Ihr würdet einen anderen Steuermann ernennen.«

»Wie kommt Ihr denn darauf?«, tat der Pirat erstaunt. »Ihr seid zu lange auf Truthahnschiffen gefahren, Galodin, und seid offenbar keinen rauen, aber doch herzlichen Ton mehr gewohnt. Ich habe Euch doch lediglich mild darauf hingewiesen, dass eine Eurer Entscheidungen unter Umständen möglicherweise nicht ganz das gewünschte Ergebnis gebracht hat. Ansonsten bin ich durchaus zufrieden mit Euch.«

Wie alle großen talanischen Inseln wurde Varstaan durch Steilküsten geprägt, und die wenigen Einschnitte im Felssockel waren entweder zu schmal oder mit zu vielen Riffen bestückt, um größeren Schiffen das Ein-

laufen zu ermöglichen. Eine Ausnahme machte allein ein Küstengebirge im Norden, das wie eine riesige Felskralle ins Meer ragte. Im Laufe von Jahrtausenden hatte die See auf der Leeseite der Kralle eine gut abgeschirmte Sandbucht erschaffen.

»Norfghas«, sagte Katanis und deutete auf die Einfahrt zur Bucht, die von zwei viereckigen, schmucklosen, wuchtig wirkenden Stein-Leuchttürmen flankiert wurde. »Varstaans einziger Hafen. Für die Schiffe, die aus Avina-Noblis kommen, bietet sich hier die letzte Möglichkeit, Frischwasser und Proviant an Bord zu nehmen, bevor sie zu der langen Seereise zu den Zyklopeninseln oder gar zum Lieblichen Feld auslaufen. Umgekehrt ist Norfghas der erste Hafen, in dem die Seeleute an Land gehen können, wenn die Schiffe zurückkehren.«

Die *Sigate Jonomar* näherte sich der Bucht von Nordwesten her, denn nach den Erfahrungen am Zarker Tor war Rastidos eine Weile auf Südwestkurs gegangen. Erst jetzt, als er den Kurs neu festgelegt hatte, war im Nordosten von Varstaan die zeitweise den Blicken entzogene Küste von Talan wieder als schmaler Strich zu erkennen.

Rastidos und Galodin zogen immer wieder die Seekarten – Galodins eigene Karte war wie durch Zauberei wieder aufgetaucht, nachdem der Piratenkapitän ein ernstes Wort mit ihm geredet hatte – zu

Rate, wobei ihnen Katanis' Karte besonders nützliche Dienste erwies. In ihr waren erheblich mehr Sandbänke und Untiefen verzeichnet, die diesen Teil des Meeres gefährlich machten. Ein über das andere Mal wurde das Lot ausgebracht, um die genaue Position zu ermitteln.

Der Piratenkapitän, der es verstand, sich auch der Täuschung zu bedienen, hatte die am wildesten aussehenden Männer und Frauen aus seiner Besatzung unter Deck verbannt und der Deckwache befohlen, sich die Kleider der früheren Besatzung anzuziehen und die Waffen zu verstecken. Gegen die Gesichtsnarben und die wilden Augen ließ sich wenig machen, aber die konnte man mitunter auch bei Seeleuten auf Handelsschiffen finden. Auf den ersten Blick zumindest sah die Kogge nicht wie ein Piratenschiff aus. Rastidos selbst hatte sich ebenfalls Mäßigung verordnet, sich in schmuckloses dunkelblaues Tuch gekleidet und einen seiner schlichtesten Hüte aufgesetzt.

»Wir erreichen in Kürze die Sliev«, merkte Galodin an, während Rastidos sich die Bucht von Norfghas durch das Teleskop ansah. »Wir werden vor der Strömung auf der Hut sein müssen.« Als Rastidos das Gesicht verzog, fügte der Steuermann rasch hinzu: »Seid unbesorgt, die Strömung ist nicht mit der am Zarker Tor zu vergleichen, und in der Sliev kenne ich mich bestens aus. Diesen Weg nehmen alle Schiffe,

die für Avina-Noblis bestimmt sind. Ich bin sie schon Dutzende Male hinauf- und hinabgefahren.«

»Was genau ist die Sliev?«, fragte Neel, die den beiden zugehört hatte.

»Ein Tiefwassergraben, der in weitem Bogen an Varstaan vorbeiführt und sich zwischen den Inseln bis Avina-Noblis hinzieht«, erklärte Galodin.

»Wie kann es in einem Tiefwassergraben Sandbänke geben?«, mischte sich Ulrik ein.

»Natürlich gibt es in der Sliev selbst keine Sandbänke«, erwiderte der Steuermann geduldig. »Wohl aber davor und dahinter. Dieser Graben mit seiner hohen Strömungsgeschwindigkeit lagert Sand und Steine an den Seiten ab und hat daraus mit der Zeit unterseeische Wälle aufgetürmt. Mehr kann ich Euch dazu nicht sagen, aber es gibt in Jubra Gelehrte, die diesen Umstand erforscht haben. Sie könnten Euch sicherlich auch erklären, warum wir gerade noch mit Untiefen zu kämpfen hatten, bald einer starken Strömung ausgesetzt sind und direkt vor Norfghas wieder mit Untiefen rechnen müssen. Talania besitzt viele Besonderheiten, die sich dem gesunden Menschenverstand entziehen. Denkt nur an das Zarker Tor, dem wir nur mit knapper Not entkommen sind.«

»Jubranische Gelehrte meinen, die Sliev sei ein mit Magie erschaffener Kanal gewesen, als Talania eine größere und noch nicht zerstückelte Insel war«, merkte

Katanis an. »Sie sagen, die Ränder des Kanals seien damals ein befestigtes Ufer gewesen. Andere Gelehrte behaupten, außer Kontrolle geratene Magie habe sich wie ein gigantisches Feuerband in das Land gefressen, dabei den Graben erzeugt und die Inseln getrennt.«

»Mich interessiert eher, warum im Hafen von Norfghas so viele Schiffe liegen«, unterbrach Rastidos die Diskussion. Er stieg aus den Wanten herab und reichte Katanis das Teleskop. »Schaut Euch das selbst an.«

»Ich bin kein Seemann, der es gewohnt ist, sich in der Takelage zu bewegen«, wehrte dieser ab.

»Dann erklärt es mir, ohne Euch selbst zu überzeugen«, forderte der Pirat ihn auf. »Erwähntet Ihr nicht, Norfghas sei nichts weiter als ein unbedeutender Hafen, in dem nur kurz angelegt wird, um den Proviant zu ergänzen?«

»Dass der Hafen unbedeutend ist, habe ich nie geäußert«, stellte der Adlige richtig, und seine Stimme verriet ärgerliche Ungeduld.

»Aber es ist doch richtig, dass Norfghas weder ein Flottenstützpunkt noch ein Ort ist, an dem Schiffe lange liegen?«, hakte Rastidos nach. »Nach allem, was Ihr uns erzählt habt, ist Avina-Noblis der Ort der Werften und Reedereien – und nicht Norfghas. Richtig?«

»Ja, das ist richtig. Wir haben auf Varstaan zu wenig Holz, zu wenig Metalle und zu wenige kundige Handwerker, um Schiffe zu bauen. Nur die gröbsten

Reparaturen sind möglich. Und die Kriegsflotte liegt in Avina. Das war schon zu Zeiten von König Arlos so, und Hogard hat daran nichts geändert.«

»Dann erklärt mir, wie es sein kann, dass ich die Mastspitzen von siebenundzwanzig großen Schiffen gezählt habe, alles Koggen, Holks und Karavellen. Der Handel mit den Zyklopeninseln kann doch nicht so plötzlich in diesem Maße aufgeblüht sein, oder? Sagtet Ihr nicht, es müssten erst noch einige Fragen mit dem Kerl geklärt werden, der im Auftrag des Flammenbundes das Seekönigreich regiert?«

Katanis nickte knapp. »Wenn in Norfghas so viele Schiffe liegen, kann es sich nur um Hogards Kriegsschiffe handeln. Ich erwähnte ja, dass er gegenüber dem Flammenbund ... nun ja, tributpflichtig ist. Ich denke, das ist der passende Ausdruck. Er muss Schiffe und Mannschaften zu den Zyklopeninseln senden, aus welchen Gründen auch immer.«

»Das leuchtet mir ein«, meinte Rastidos. »Aber warum tut er es dann nicht? Warum liegen die Kähne in Norfghas vor Anker?«

Der Adlige zuckte die Schultern.

»Könnt Ihr in die Köpfe von Militärs hineinschauen? Ich nicht. Vielleicht versprechen sie sich etwas davon, einen Konvoi zusammenzustellen. Vielleicht warten sie auf Nachrichten von den Zyklopen, um erst dann aufzubrechen.«

»Was bedeutet das für uns?«, fragte Rhiana, die gerade mit Finni, Rashid und Eisfell an Deck gekommen war und die letzten Sätze gehört hatte. »Seht Ihr darin eine Gefahr?«

»Nein!«, erklärte Katanis entschieden. »In keiner Weise. Varstaan ist ein Lehen der Krone, aber jedes talanische Lehen ist weitgehend eigenständig. Selbst Hogard wagt es nicht, dies infrage zu stellen. Wir müssen in Norfghas die Kriegsschiffe des Königs dulden und – in Aufrechnung gegen unsere dem Hof in Lanatira zu leistenden Abgaben – versorgen, aber die Militärs haben an Land keine Befugnis.«

»Und wenn Hogard sich entschließt, mit der Tradition zu brechen?«, mischte sich Neel ein. »Die Annasco würde sich ihm doch bestimmt nicht widersetzen. Könntet Ihr ihn hindern? Über wie viele Soldaten verfügt Ihr?«

»Ich verfüge über gar keine Soldaten«, antwortete Katanis mit einem bitteren Lächeln. »Ich darf Euch daran erinnern, dass ich nur Hoher Rat und Verweser des Uribats bin.«

»Bei Rondra, weicht nicht mit Spitzfindigkeiten aus!«, sagte Neel ärgerlich, die mit solchen Feinheiten nichts anfangen konnte. »Die Annasco-Hure lässt Euch schließlich freie Hand, wenn sie bei ihrem Beschäler ist. Wie viele Soldaten also?«

Rhiana bemerkte sehr wohl, wie Katanis bei dem

Wort ›Annasco-Hure‹ zusammenzuckte, und sie musste an ihr Gespräch mit Finni denken. Ohne es zu wollen, hatte Neel in ihrer freimütigen Art offenbar einen wunden Punkt des Adligen berührt.

Kann es sein, dass wir uns täuschen? Vielleicht benutzt Katanis die Frau nicht für seine Interessen, und sie benutzt ihn auch nicht. Vielleicht lieben sie einander. Dann allerdings muss Katanis schrecklich darunter leiden, dass Tricida Annasco den Sommer über das Bett mit Hogard teilt – möglicherweise teilen muss, um den Schein aufrechtzuerhalten, obwohl sie sich von Hogard innerlich längst abgewandt hat.

»Dreihundert«, sagte Katanis mit spröder Stimme.

Er nickte Adik zu und dieser erläuterte: »Hundert Seesoldaten auf zwei Schiffen, der Rest Schwertkämpfer, Lany-Lanzenreiter, Langbogenschützen und Natshij-Werfer.«

»Ich wüsste nicht einmal, ob sie mir folgen würden«, fuhr der Hohe Rat fort. »Erstens bin ich nicht der Uriba, sondern nur der Stellvertreter der Uribai, und dass sich Varstaan nicht mit dem Thron überwerfen darf, scheint sich selbst in diese simplen Gemüter hineingefressen zu haben.«

»Lany? Natshij?«, fragte Neel erstaunt. »Was meint Ihr damit?«

»Lanys sind große, flugunfähige Laufvögel, die in Talania als Reittiere dienen«, erklärte der Adlige. »Sie sind genügsam und zäh und besser als Pferde oder

Maultiere in den Bergregionen einsetzbar, die unsere Inseln prägen. Pferde, Esel und Maultiere gibt es auch, aber sie kamen viel später ins Land, sind vergleichsweise selten und teuer.«

»Diese Lanys sind nicht zufällig Truthähne?«, fragte Rastidos.

»Nein, es sind bestimmt keine Truthähne«, sagte Katanis barsch.

»War auch nur eine Frage«, meinte der Pirat grinsend.

»Und Natshij?«, hakte die Amazone nach. »Was sind Natshij?«

»Wurfhölzer«, erwiderte der Adlige.

»Ihr meint Wurfsterne?«

»Nein, Wurfhölzer. Gebogene, aus Hartholz geschnitzte Waffen, die vorwiegend für die Jagd eingesetzt werden, wobei die Besonderheit ist, dass sie aufgeschwungener Flugbahn zum Werfer zurückkehren, wenn er die Beute nicht trifft.«

»Ihr meint im Ernst, Ihr habt Soldaten, die sich solcher Waffen bedienen?«, staunte die Amazone und fügte verächtlich hinzu. »Soldaten, die Knüppel durch die Gegend werfen?«

»Es sind keine Knüppel, sondern Wurfhölzer!«, verteidigte sich Katanis. »Bitte quält mich nicht mit diesen Fragen, denn ich bin kein Soldat.«

Erneut kam ihm sein Neffe zu Hilfe. »Ich kann

Euch versichern, dass eine Einheit aus Langbogenschützen, Lany-Lanzenreitern und Natshij-Werfern, die meistens ebenfalls auf Lanys reiten, eine erhebliche Kampfkraft entwickeln kann. Die Kriegs-Natshijs sind mit Metallkappen, Schneiden und Dornen, manchmal mit einem Geflecht hauchdünner Drähte versehen. Solltet Ihr jemals Kämpfern begegnen, die mit ihnen ausgerüstet sind, kann ich Euch nur raten, sie nicht zu unterschätzen. Ihr könnt Euch kaum dagegen wehren, wenn diese Waffen scheinbar ohne Ziel in den Himmel aufsteigen und dann aus dem Rücken heraus auf Euch zusausen. Ich habe Natshij-Werfer gesehen, die zwei Schritt lange Kriegs-Natshijs scheinbar mühelos aufsteigen ließen und mit ihnen geharnischten Gegnern das Genick gebrochen oder sie sogar geköpft haben.«

»Ihr habt an einem Krieg teilgenommen?«, fragte die Amazone verwundert.

»Äh, nein, natürlich nicht«, gestand Adik ein. »Es waren Übungen, die ich beobachten durfte, und die enthaupteten Gegner waren nur Puppen. Aber seid versichert, diese Waffen sind gefährlich.«

»Ich werde mir das merken«, versprach Neel. Sie wandte sich dem älteren Katanis zu. »Aber dreihundert Soldaten bleiben dreihundert Soldaten, mit welchen erstaunlichen Waffen sie auch ausgerüstet sein mögen und auf welchen Truthähnen ... ich meine

Laufvögeln sie auch reiten. Und Ihr sagtet selbst, dass sie Euch möglicherweise nicht gehorchen. Wie viele Seesoldaten sind auf den Hogard-Schiffen?«

»Es können bis zu hundert sein – je nachdem, welche Absichten Hogard mit ihnen verfolgt.«

»Pro Schiff?«

»Pro Schiff«, bestätigte Katanis.

»Und wie viele von den im Hafen liegenden Schiffen dürften Kriegsschiffe sein?«

»Da selten mehr als zehn Kauffahrer im Hafen sind, müssten von den erwähnten siebenundzwanzig Schiffen mindestens siebzehn der Krone gehören.«

»Ha!«, rief Rastidos. »Ich wusste schon immer, dass diese widerborstige Amazone mit dem lästerlichen Mundwerk sich darauf versteht, manchmal kluge Fragen zu stellen, die der gemeinsamen Sache dienen.« Er wandte sich Katanis zu. »Ihr habt uns nicht erzählt, dass Schiffe mit bis zu 1700 Feinden im Hafen von Norfghas liegen. Meine Leute und ich nehmen es jederzeit mit einer Übermacht auf – aber nicht mit einer zwanzigfachen! Ich werde Norfghas nicht anlaufen!«

»Kapitän Rastidos!«, schritt Rhiana ein. »Ihr habt gerade gehört, dass diese Schiffe nur in Norfghas liegen, weil sie zu den Zyklopen laufen sollen. Die werden sich für uns nicht die Bohne interessieren!«

»So viele Schiffe und aus keinem klar ersichtlichen Grund!«, wandte Neel ein. »Es könnte auch eine Falle

sein.« Sie fasste den talanischen Adligen scharf ins Auge. »Wie stellt Ihr Euch dazu? Wann seid Ihr aus Varstaan abgereist?«

»Vor sechs Wochen. Aber ...«

»In sechs Wochen kann viel passieren. Vielleicht haben Spitzel Hogards Mätresse von Eurer Abreise unterrichtet. Sie könnte daraufhin zurückgekehrt sein und vorsorglich Truppen angefordert haben.«

»Ausgeschlossen!«, protestierte Katanis. »Ihr unterschätzt mich und überschätzt ihr Misstrauen. Natürlich habe ich mir von der Uribai vorsorglich die Erlaubnis erteilen lassen, zum Seekönigreich zu reisen, um Varstaan Handelsprivilegien zu verschaffen. Meine Abreise kann keinen Verdacht erregt haben.«

»Mag sein«, sagte Neel. »Aber die Schiffe mit den Soldaten sind da. Und wo Soldaten sind, kann man sie auch einsetzen. Und offensichtlich habt nicht Ihr den Oberbefehl über sie, sondern der Thronräuber oder seine Hure.«

»Wir haben noch nicht darüber gesprochen, weil ich es für nebensächlich hielt«, unterbrach Rhiana den Disput. »Aber was genau wird passieren, wenn wir einlaufen?«

»Wir bleiben innerhalb der Bucht auf der Reede, bis die Hafenmeisterin eintrifft«, antwortete Katanis. »Sie wird uns fragen, ob wir Ladung für Norfghas haben, Ladung in Norfghas aufnehmen wollen, Reparaturen

durchführen oder nur den Proviant ergänzen und den Seeleuten Landgang gewähren wollen. Letzteres ist am häufigsten. Entsprechend der Antwort wird man in jedem Fall Hafengebühren erheben und das Schiff entweder weiterhin auf der Reede dulden oder ihm – wenn es um Ladung geht und freie Plätze vorhanden sind – einen Platz an den Kais zuweisen.«

»Wenn Ihr an Bord erscheint und Euch der Hafenmeisterin zu erkennen gebt, wird diese Routine fraglos unterbrochen«, stellte die Prinzessin fest.

»Fraglos.« Katanis lächelte eines jener aristokratischen Lächelns, das Rhiana an ihm nicht leiden konnte. »Die gute Frau wird ziemlich überrascht sein und sich sputen, mir zu Diensten zu sein.«

»Sie kennt Euch persönlich?«, wollte Finni wissen.

»Vom Ansehen her wohl eher flüchtig, denn ich habe selten am Hafen zu tun«, erwiderte Katanis. »Aber ich werde ihrem Gedächtnis auf die Sprünge helfen, indem ich ihr im Amtsornat gegenübertrete und auch sonst an meiner Autorität keinen Zweifel lasse.«

»Und weiter?«

»Nun, ich werde zusammen mit meinem Neffen in ihrem Boot ans Ufer übersetzen, und der *Pranij* ...«

»Sagt nichts Falsches!«, warnte ihn Rastidos.

Der Adlige korrigierte sich. »... der *Sigate Jonomar* wird ein Platz im Hafen zugewiesen. Es gibt einen besonderen Kai, der den Schiffen des Uribats und

Gastschiffen vorbehalten ist, und ich gehe davon aus, dass dort ein freier Platz vorhanden sein wird.«

»Was werdet Ihr der Hafenmeisterin erzählen?«, fragte die Prinzessin. »Die Geschichte mit den Piraten, die Euch überfallen, und den freundlichen Kaufleuten aus Kuslik, die Euch errettet haben?«

»Wenn die Uribai nicht im Lande ist, muss ich überhaupt niemandem etwas erklären«, sagte Katanis. »Aber natürlich werde ich genau diese Geschichte ganz nebenbei erzählen, damit sie in der Stadt die Runde macht und alle Neugierigen sowie die Spitzel Hogards zufriedengestellt sind.«

»Und anschließend?«, wollte Finni wissen.

»Sende ich Adik oder einen anderen Vertrauten, der Euch auf versteckten Wegen zu meinem Landgut geleitet.« Als müsste er sich verteidigen, fügte er an Rhiana gewandt hinzu: »Ihr müsst das bitte verstehen, Shastra. Wenn wir bei der erwähnten Geschichte bleiben, kann ich Euch und Eure Gefährten schwerlich wie Gäste des Uribats behandeln lassen. Das wäre ... unziemlich. Und auffällig. Ihr würdet jedem Gaffer zur Schau gestellt. Wer weiß, ob Ihr und Eure Gefährten nicht bereits einem der Spitzel beschrieben wurdet.«

»Ihr handelt völlig richtig«, gab Rhiana ihm Recht. »Wir wollten lediglich wissen, worauf wir uns einzurichten haben.«

»Mir behagt daran nicht, dass wir warten, das Schiff

verholen und dann wieder abwarten müssen!«, erklärte Rastidos. »Ich bin dafür, etwas mehr Schwung in die Sache zu bringen.«

»Was schlagt Ihr vor?«, fragte Rhiana.

»Wir verkürzen uns die Zeit, indem wir in der Zwischenzeit eines der Kriegsschiffe kapern. Ich dachte dabei an den Holk, der am dichtesten an der Hafeneinfahrt liegt. Ich kann gut einen zweiten Holk gebrauchen, und ich wette darauf, dass er leicht zu haben ist. Bestimmt sind die meisten Besatzungsmitglieder und Söldner nicht an Bord, sondern hocken in irgendeinem Wirtshaus. Bevor irgendjemand begriffen hat, was passiert ist, sind wir mit dem Holk schon in der Sliev. Die *Sigate Jonomar* kann später in aller Ruhe folgen, wenn sich die Aufregung gelegt hat.«

»Ihr müsst ganz und gar vom Atanfieber befallen sein!«, brauste Katanis auf. »Denkt Ihr denn, es bliebe unbemerkt, von welchem Schiff die Kaperer gekommen sind? Abgesehen davon, dass Euer Plan ungehörig ist, würdet Ihr mich als Lügner darstellen.«

»Ach was«, winkte der Pirat ab. »Ihr müsst nur Eure Geschichte etwas abändern. Sagt einfach, die angeblich so hilfsbereiten Seeleute aus Kuslik seien Euch von Anfang an verdächtig vorgekommen.«

»Nichts dergleichen werde ich tun!«, schrie der Adlige zornig.

»Ich könnte Euch unter Umständen einen Anteil an

der Beute auszahlen – einen bescheidenen Anteil, versteht sich, denn Ihr habt ja keine Arbeit mit der Kaperung.«

»Danke, ich verzichte!«, entrüstete sich Katanis.

»Das ist nobel von Euch. Ihr seid also einverstanden?«

»Ganz und gar nicht!«

»Nein?« Rastidos zuckte mit den Schultern. »Das ist wirklich schade, denn es wäre eine nette Abwechslung gewesen. Na schön, dann verzichten wir eben auf die Kaperung. Es war ja nur ein Vorschlag, um meinen Leuten etwas Spaß zu gönnen.«

»Dieser Pirat ...«, beschwerte sich Katanis bei Rhiana.

»Er hat sich nur einen Scherz mit Euch erlaubt«, beruhigte ihn die Prinzessin, obwohl sie sich ihrer Sache nicht ganz sicher war. Sie wandte sich Rastidos zu: »Es war doch ein Scherz, oder?«

»Wenn Ihr es sagt, Shastra, dann wird es wohl ein Scherz gewesen sein«, meinte der Pirat augenzwinkernd.

»Kapitän Rastidos!«, beschwor Rhiana ihn, während sie sich das vom Wind zerzauste Haar aus der Stirn strich. »Wenn Ihr unserer Sache dienen wollt, dürft Ihr nichts unternehmen, das sie gefährdet!«

»Da müsst Ihr keine Sorge haben«, versicherte Rastidos. »Obwohl dieser Holk ... Aber egal, es wird auch andere Gelegenheiten geben.«

Die *Sigate Jonomar* hatte den Sliev erreicht und bekam es mit einer starken Strömung zu tun, die ständiges Brassen erforderlich machte. Aber Galodin schien das Schiff gut im Griff zu haben, so dass Rastidos keine Veranlassung sah einzugreifen.

Finni kaute auf einem Stück Hartbrot herum, das von den Seeleuten als Schiffszwieback bezeichnet wurde. Es schmeckte trocken und fade wie immer, obwohl sie es in Dünnbier getaucht hatte. Sie freute sich schon auf die erste Mahlzeit an Land. Ohnehin sehnte sie sich danach, das Schiff so bald wie möglich zu verlassen. Zum Glück schien dieser Moment nahe zu sein. Gezwungenermaßen hatte sie sich in den letzten Monaten an schwankende Schiffsplanken gewöhnen müssen, aber eine Liebe erwuchs daraus nicht. Manchmal trauerte sie den Wäldern Albernias nach, und oft dachte sie an ihren Wallach Windspiel, der mit den anderen Pferden auf einem Bauernhof in der Nähe von Kuslik zurückblieben war. Sie wusste ihn in guten, zuverlässigen Händen, aber sie hoffte darauf, ihn irgendwann wieder reiten zu können.

»Was macht Ihr denn, wenn Ihr Norfghas verlassen habt?«, fragte sie Rastidos. »Kehrt Ihr nach Masoridona oder auf die Zyklopeninseln zurück?«

»Ich habe mich noch nicht festgelegt«, sagte der Piratenkapitän. »Ihr wisst ja, dass mich ein sehnsüchtig wartendes Weib nach Masoridona zieht, und dort

liegt auch die *Kapitän Vilgor Rastidos,* die ich wieder zu übernehmen gedenke. Auf längere Sicht muss ich mich natürlich auch um meine beiden anderen Schiffe kümmern, die vor den Zyklopen Beute jagen. Man wird sehen, wie sich das Ganze entwickelt. Im Moment gehe ich allerdings davon aus, dass Ihr noch meine Hilfe benötigen werdet. Wir sollten uns überlegen, wie wir miteinander in Verbindung bleiben.«

Er wandte sich an Katanis. »Gibt es auf Varstaan eine stille Bucht, die sich als Versteck für die Kogge eignet? Auf der Karte konnte ich nichts dergleichen entdecken. Aber vielleicht gibt es geheime Plätze, die nicht auf der Karte verzeichnet sind?«

Der Adlige schüttelte den Kopf. »Norfghas ist aus gutem Grund unser einziger Hafen. Überall sonst ist die Steilküste schroff und abweisend. Das Einzige, was Ihr machen könnt, ist, die Sliev hinaufzufahren und euch südöstlich von Varstaan ein Versteck in den Suderbroken zu suchen. Das sollte bei der Vielzahl der Inseln nicht schwerfallen.«

»Erwähntet Ihr nicht, diese Inseln seien unpassierbar?«, fragte der Pirat.

»Das gilt nur seeseitig. Zur Sliev hin ist der Inselgürtel durchlässiger. Aber seid auf der Hut. Die suderbroker Fischer und Bauern gelten als dreiste Strandräuber, die alles nehmen, was sie kriegen können.«

Rastidos lachte laut und herzhaft. »Ach, wirklich? Ihr warnt einen Piraten vor anderen Piraten? Das gefällt mir an Euch, wirklich!« Er überlegte eine Weile und sagte dann: »Ich glaube, ich werde mich dort eine Weile herumtreiben. Vielleicht gelingt es mir, ein paar Strandräuber davon zu überzeugen, dass sie in der talanisch-zyklopischen Piratenflotte des Manäo Rastidos besser aufgehoben sind als auf ihren Inselwinzlingen. Ich kann gute Leute gebrauchen.«

Er wandte sich Rhiana zu. »Auf jeden Fall wisst Ihr, wo Ihr mich zu suchen habt, falls Ihr Hilfe benötigt.«

7 – Die Zelte der Händler

Königreich Talania, Varstaan, Ende Rahja 916 BF

Die Kogge lag in der Bucht von Norfghas auf Reede. Rastidos hatte den Ersatzanker ausbringen und die Segel reffen lassen. Der Pirat enterte die Wanten auf und beobachtete die an den Kais liegenden Kriegsschiffe.

Katanis stand auf dem Heckkastell, als das Boot der Hafenmeisterin, gemächlich gerudert von zwei kräftigen jungen Frauen, eintraf. Trotz der Wärme hatte er sein Samtgewand und seinen Umhang angelegt, trug die Amtskette und den Wappenhut. Er war unübersehbar. Neben ihm hatte sich Adik in Positur gebracht. Er trug ein golddurchwirktes Wams, mit Fischbein weit abgespreizte Hosen aus dem gleichen Material und dazu, deutlich abgehoben, jene Schamkapsel aus Goldlamé, deren Bänder Finni einige Tage zuvor mit flinken Fingern gelöst hatte, als Adik sich damit zu umständlich anstellte.

Jetzt ließ sich Finni nicht blicken. Es war kaum der richtige Zeitpunkt, um an Schamkapseln herumzufummeln. Stattdessen kauerte die Halbelfe zusammen mit Rhiana und den anderen Gefährten im Niedergang.

»*Sigate Jonomar!*«, rief die im Bug stehende Hafen-

meisterin die Kogge an. »Wir haben lange kein Schiff mehr aus Kuslik begrüßen können. Was ist Euer Begehr?«

Die Hafenmeisterin war eine lange, dünne Frau Ende dreißig mit struppigem, unordentlich geschnittenem braunen Haar unter der weinroten Amtskappe, die wie Katanis' Hut das Wappen des Uribats trug. Sie schaute zum Heckkastell empor und erstarrte, als sie Katanis erkannte.

»Ihr, Exzellenz?«, rief sie verblüfft. »Verzeiht bitte, aber ich konnte nicht wissen ...«

»Was hätte ich Euch denn zu verzeihen?«, rief Katanis zurück. »Schließlich ist dies nichts weiter als ein Kauffahrer aus dem Lieblichen Feld. Kapitän Onken war so freundlich, mich und meinen Neffen an Bord zu nehmen, nachdem wir unser Schiff bei einem Piratenüberfall verloren hatten.«

Rastidos grummelte vor sich hin, als er hörte, dass ihm ein neuer Name gegeben worden war. Er zog seinen Hut vor der Hafenmeisterin und sagte mit gewinnendem Lächeln: »Kapitän Onke Onken von der Reederei Evidanes in Kuslik. Ihr fragtet nach unserem Begehr? Wir übergeben Euch unsere beiden Gäste und segeln dann weiter nach Avina. Wisst Ihr eigentlich, wer das Schiff unserer Gäste überfallen hat? Es war der berüchtigte Pirat Manäo Rastidos. Zweifellos habt Ihr schon von ihm gehört.«

»Dass Ihr Euch keinen Platz an den Kais zuweisen lasst, ist gegen die Abmachung!«, zischte Katanis ihm zu.

»Na und? Ich habe mich eben anders entschieden«, zischte Rastidos zurück. »Es sind mir viel zu viele Soldaten auf den Schiffen. Das ist nicht normal. Sie müssten sich eigentlich an Land aufhalten. Hier ist etwas faul!«

»Ihr müsst trotzdem für einen Tag die Hafengebühr zahlen!«, forderte die Hafenmeisterin. Sie wandte sich an Katanis. »Verzeiht, Exzellenz, aber ich habe Weisung, von jedem Schiff, das die Einfahrt passiert ...«

»Schon gut«, winkte der Adlige ab. »Mein Neffe wird Euch das Geld aushändigen, sobald wir bei Euch im Boot sind.«

»Ihr wollt mit mir übersetzen, Exzellenz?«, fragte die Frau erstaunt.

»Spricht etwas dagegen?«, erwiderte Katanis ungehalten.

»Natürlich nicht, Exzellenz, wenn es Euch nicht zu unbequem ist. Ich hätte Euch sonst mit militärischen Ehren abholen lassen.«

»Mir und meinem Neffen liegt daran, möglichst schnell in den Palast zu gelangen. Militärische Ehren sind in diesem Fall überflüssig.«

»Wie Ihr wünscht, Exzellenz«, beeilte sich die Hafenmeisterin zu sagen. Sie ließ das Boot mittschiffs an

die Kogge heranrudern. Die beiden Ruderfrauen zogen die Riemen ein, griffen nach den herabgeworfenen Leinen und machten das Boot fest. Zwei Piraten mit sorgsam gestutztem Haar, denen in der schlichten Seemannskleidung ihre eigentliche Profession kaum noch anzusehen war, ließen eine Strickleiter herab. Die Ruderfrauen packten sie und hielten sie straff.

»Es sind auffällig viele Schiffe der Krone im Hafen«, rief Katanis der Hafenmeisterin zu. »Gibt es dafür einen besonderen Grund?«

»Truppenbewegungen«, erwiderte die Frau achselzuckend. »Mehr weiß ich nicht darüber. Mir werden nur die Listen der ein- und auslaufenden Schiffe vorgelegt, und diese Schiffe dort müssen nicht einmal Hafengebühren zahlen.« Sie schien ihre Worte zu überdenken und fügte hinzu: »Ich bitte dies nicht als Kritik zu betrachten, Exzellenz. Es ist mir nur so herausgerutscht. Ihr wisst ja, ich bin dem Uribat verpflichtet und muss darauf schauen, dass die Hafenkasse nicht zu kurz kommt.«

Katanis antwortete nicht darauf, sondern flüsterte Rastidos zu: »Durch Eure Eigenmächtigkeit habt Ihr uns in eine schwierige Situation gebracht. Ihr könnt nicht einfach absegeln, solange sich die Shastra noch an Bord befindet!«

»Ich kann alles machen, wonach mir der Sinn steht«, erwiderte der Pirat leichthin. »Aber seid unbe-

sorgt, ich werde die Prinzessin und ihre Begleiter an Land bringen lassen, bevor wir verschwinden. Nennt mir einfach einen Ort in der Stadt, den sie aufsuchen sollen, damit Euer Neffe sie finden kann.«

Dem Adligen war anzusehen, dass ihm die veränderte Situation nicht gefiel. Aber dann sagte er: »Sie sollen im Wirtshaus *Lichtburg* auf Adik warten. Es befindet sich ein Stück oberhalb des Hafens.« Er nickte unauffällig in Richtung der Hänge, die sich rund um den Hafen erhoben. »Ganz oben seht Ihr den Palast des Uribats. Die *Lichtburg* befindet sich auf halber Höhe. Ihr könnt sie sogar von hier aus sehen. Es ist das Gebäude mit den roten, sternförmig angebrachten Leuchtsteinen. Im Übrigen kann jeder in Norfghas der Shastra den Weg weisen. Es ist der beste und bekannteste Gasthof der Stadt.«

»Ich werde es ihr ausrichten«, versprach Rastidos und tippte sich an den Hut.

Katanis wandte sich ab und begab sich zusammen mit seinem Neffen zum Hauptdeck, natürlich gemessenen Schritts, wie es einem Verweser und Hohen Rat zustand, den es nicht bekümmern musste, dass man auf ihn wartete.

Der Pirat sah dabei zu, wie die beiden Männer die Strickleiter herabstiegen, erst oben von den Piraten, dann unten von den Ruderinnen mit festem Griff unterstützt. »Da gehen sie hin«, seufzte er. »Der schöne

Hut, die schöne Kette und der schöne Umhang. Ich hätte nicht so gutmütig sein dürfen.«

Als das Boot ablegte, schrie er ihm hinterher: »Ihr habt meine Frage von vorhin noch nicht beantwortet, Hafenmeisterin. Habt Ihr von diesem Manäo Rastidos schon gehört? Und wenn nicht von ihm, dann vielleicht von seinem Urahn Vilgor Rastidos? Er befehligt ein Schiff mit untoten Piraten. Beide haben übrigens eine deutlich ausgeprägte Abneigung gegen Schiffe mit Truthahnnamen.«

»Tut mir leid, Kapitän Onken«, rief die Frau zurück. »Von einem Astidos wurde mir noch keine Kunde zuteil.«

»Rrrrrrastidos!«, brüllte der Pirat. »Ihr tut gut daran, Euch den Namen zu merken, denn in Zukunft werdet Ihr ihn häufiger zu hören bekommen!«

Irgendwo an Bord erklang Gelächter, das aber schnell unterdrückt wurde.

Rastidos behielt die Kriegsschiffe im Auge, wartete die Abenddämmerung ab und ließ Rhiana und ihre Gefährten dann an Land rudern. Wenig später setzte die *Sigate Jonomar* Segel und verließ die Bucht. Rastidos würde natürlich nicht nach Avina segeln, wie er es der Hafenmeisterin erzählt hatte, sondern blieb bei seiner Absicht, sich einstweilen ein Versteck in den Suderbroken zu suchen.

An den Kais und in den Gassen sorgten Fackeln und manchmal auch in Mulden befestigte Leuchtsteine für Licht. Viele dieser Leuchtsteine glimmten allerdings kaum heller als die letzten Reste eines erlöschenden Herdfeuers. Nur wenige strahlten hell und klar. Die rußenden und flackernden Pechfackeln boten meistens ein verlässlicheres Licht.

Rhiana hatte ihr langes blondes Haar zu einem Zopf gebunden, den man unter dem Helm und dem leichten dunkelblauen Baumwollumhang kaum erkennen konnte. Aber den Gefährten war bewusst, dass sie als Gruppe auffällig blieben. Daran war nichts zu ändern. Allein die Tatsache, dass sie Harnische und Waffen trugen, ohne das Wappenband der Krone oder des Uribats angelegt zu haben, mochte Neugier erregen. Allerdings half ihnen, dass sich eine Vielzahl von Fremden in der Stadt aufhielt. Obwohl Rastidos richtig beobachtet hatte, dass einige der Schiffe mit allen Besatzungsmitgliedern und Soldaten in Alarmbereitschaft lagen, gab es zahllose Söldner, die sich durch die Gassen der Stadt bewegten, einige müßig, andere zu Abteilungen geordnet und straff geführt. Daneben gab es viele Seeleute, die nach Wirtshäusern oder sonstigen Ablenkungen Ausschau hielten. Vor allem jedoch waren es die bunt gekleideten Leute von den Händlerkarawanen aus Sika, Kipra und Omtagor, die das Bild belebten. Die Gefährten

wussten von Katanis, dass die Gewürz-, Atan- und Duftölkarawanen Ende Rahja in der Stadt waren und ihre Erzeugnisse auf einem Zeltbasar anboten, sofern sie nicht bestimmten Handelshäusern direkt zuliefer-ten. Da die Qualität der Erzeugnisse vom Wetter, vom Alter und der Pflege der Ataniten sowie von der individuellen Kunst einzelner Destillateure abhängig war, zogen die meisten Kaufherren es allerdings vor, nach ihren eigenen Sinneseindrücken auf dem Basar einzukaufen.

Norfghas umschloss die Bucht von allen Seiten, und der begrenzte Platz vor der Steilküste hatte dazu geführt, dass jeder Quadratfinger Raum genutzt wurde. Keine andere Stadt in Talania und wohl erst recht nicht auf dem aventurischen Kontinent besaß derart ineinander verschachtelte und sich hoch auf-türmende Häuser. Es gab mehrfach übereinander ge-baute Wohnstätten, verwinkelt und krumm, wobei die oberen jeweils die Dächer der unteren als Grund-fläche nutzten und ihrerseits so weit als möglich in die Breite wucherten. Zwischen den verschiedenen Ebenen spannten sich Holztreppen oder aus Holz-stiegen und Tauwerk gefertigte schwankende Brük-ken und Stege.

Manchmal, wenn die Konstruktion der Häuser zu aberwitzig gewesen war, stürzten ganze Häuserzei-len ein und begruben Dutzende von Toten unter sich.

Aber solche Ereignisse nahm man fast gelassen in Kauf. Niemand in Norfghas wusste, wie das Ganze besser zu regeln war. Die Bucht war einfach zu klein für die Stadt, und es machte unendliche Mühe, in den Steilhängen Nischen für weitere Hausbauten herauszuschlagen. Trotzdem gab es sie, und so zog sich von dem übereinanderwuchernden Norfghas-am-Strand bis zur Oberkante der Steilküste, wo sich der Palast des Uribats befand, ein durch unzählige Steintreppen und Pfade verbundenes Band an Bauwerken, zumeist Villen. In Norfghas-Oberland wohnten die Reichen, tief unten die Armen.

Allein der Sandstrand im Südwesten der Bucht war normalerweise unbebaut. Er wurde auch als Ratsstrand bezeichnet, da der Stadtrat jede feste Bebauung untersagt hatte, um ein Gelände für das Markttreiben zur Verfügung zu haben. Wenn zweimal im Jahr die Lany-Karawanen aus dem Innern der Inseln eintrafen, bewegten sie sich auf steilen Pfaden in die Bucht hinab und errichteten auf dem Ratsstrand ihren Basar. Da die Karawanenleute dort für einige Wochen auch wohnten und sich ihnen allerlei Gaukler, Akrobaten, Schauboxer, Komödianten, Possenreißer, Bänkelsänger, Wahrsager, Feuerschlucker, Huren und Galane anschlossen, entstand auf dem Sand eine Zeltstadt, deren vielfältige Besonderheiten in ganz Talania gerühmt wurden und Besucher von den anderen Inseln anzogen.

Rhiana und ihre Gefährten bewegten sich nahe der Kais durch die schmalen Gassen von Norfghas-am-Strand, über sich die Fassaden der hoch aufgetürmten Häuser, die Hängebrücken und Stege, vorbei an lärmenden Kindern, alten Leuten, die auf Bänken vor den Häusern saßen und einen Plausch hielten, Gerbern und Färbern, die im Licht der Fackeln Leder walkten oder eingefärbte Stoffe zum Trocknen ausbreiteten.

Es war auch am späten Abend noch warm, und in den Seewind mischten sich Gerüche von Fisch, Tang, Tran, Rauch, Pech, ranzigem Fett, an offenen Feuern gebratenem Fleisch, Bratäpfeln, gerösteten Nüssen, Backfisch und einer Vielzahl von exotisch duftenden Essenzen, die im Basar angeboten wurden.

Finnis feine Nase nahm all die Gerüche auf, und die meisten davon gefielen ihr. »Nüsse, Bratäpfel«, seufzte sie und verdrehte genießerisch die Augen. »Sollten wir nicht einen Abstecher zum Basar machen, bevor wir zur *Lichtburg* hinaufsteigen?«

»Bist du sicher, ob es nicht eher die Akrobaten und Gaukler sind, die dich anziehen?«, meinte Rhiana.

»Auch«, gestand die Halbelfe ein. »Manchmal vermisse ich meine Leute. Branwen, Connair und Gomm. Natalju. Und Jerrilu, unseren Possenreißer.«

»Ach, Finni«, seufzte jetzt auch Rhiana. »Ich denke auch so gern an sie zurück. Aber die wirst du hier kaum treffen.«

»Ich weiß, aber es würde guttun, mal wieder fahrendes Volk um sich zu haben. So wie früher in Albernia.«

»Wir dürfen nicht herumtändeln«, mahnte Neel. »Rastidos hat sich reichlich Zeit gelassen, bevor er uns an Land bringen ließ. Aber in einem hatte der Pirat Recht: Es ist hier nicht geheuer. Diese Patrouillen von Söldnern in den Gassen können nicht normal sein. Was sagt Ihr, Prinzessin?«

»Ja, mir macht das auch Sorgen«, gestand Rhiana ein. »Aber ich weiß zu wenig über Talania unter Hogard. Vielleicht nimmt er sich das Recht heraus, Soldaten in den Städten patrouillieren zu lassen, in denen Schiffe der Krone liegen. Und vergesst nicht, Varstaan ist ihm enger verpflichtet als jedes andere Lehen, weil hier seine Mätresse regiert.«

»Ich dachte nicht so sehr daran, dass sie es sich herausnehmen, sondern daran, dass sie es tun«, erwiderte Neel. »Was wollen sie denn damit erreichen? Ein paar Langfinger greifen? Doch wohl kaum.«

»Ein paar Leute zu greifen, die in Talania nicht erwünscht sind, erscheint mir wahrscheinlicher«, merkte Ulrik an. »Zum Beispiel eine gewisse Prinzessin und ihre Begleiter.«

Neel musterte ihn knapp. »Ausnahmsweise sind wir einer Meinung, Junker.«

»Darum musst du mich nicht gleich Junker nennen«, murrte der Blonde.

»Aber du bist doch einer, oder?«

»Nur auf dem Papier, und vielleicht ist dieses inzwischen schon verbrannt. Es wäre nicht schade darum. Ich heiße Ulrik Kellm und stehe für das, was ich tue und bin. Für meine Fehler und vielleicht auch ein paar gute Seiten, eben allein für mich.«

»Rastullah sagt, beachte nicht die Namen, die in Stein gemeißelt wurden«, sagte Rashid, »sondern beachte die Taten, die sich in die Köpfe gemeißelt haben.«

Ohne Spott und Unmut zu zeigen, dachte Ulrik kurz darüber nach. »Ich glaube, das ist ein sehr kluger Spruch.«

Rashid lächelte, und die anderen taten es auch. Alle hatten verstanden, dass Ulrik einen Schritt auf den Tulamiden zugegangen war – und damit auch auf die Gruppe insgesamt.

»Psst, Finni«, ertönte neben der Halbelfe eine leise Stimme. »Ich bin es, Adik.«

Im ersten Moment erkannte sie den jungen Burschen an ihrer Seite kaum wieder. Kein Brokat und keine Schamkapsel, kein Samtband in den Locken. Adik trug schlichte, knielange Hosen und ein weit offen stehendes Hemd mit langen Ärmeln, beides in verwaschenem Blau, sauber, aber geflickt. Die nackten Füße steckten in Sandalen. Allein die Blässe der Haut, die fein gezeichneten Linien des Gesichts und die fehlenden Schwielen an den Händen verwiesen

darauf, dass dies nicht ein beliebiger Fischer oder Handwerker sein konnte.

Eisfell näherte sich ihm, beschnüffelte ihn, erkannte ihn wieder und wedelte leicht mit dem Schwanz, bevor er wieder seinen Platz an Rhianas Seite einnahm.

»Bitte, geh weiter, während wir uns unterhalten«, sagte der Jüngling zu Finni. »Ich bin mir nicht sicher, ob mir jemand gefolgt ist und uns beobachtet.«

Finni nickte den anderen zu, die aufmerksam geworden waren. Gemächlich schlenderte die Gruppe weiter.

»Was ist passiert, Adik?«, raunte die Halbelfe dem Jungen zu.

»Ich weiß es nicht so genau, aber offenbar nichts Gutes«, flüsterte Adik. »Die Uribai ist überraschend und entgegen ihren Gewohnheiten aus Lanatira zurückgekehrt. Mein Onkel wurde sofort in den Palast bestellt und von Soldaten eskortiert. Das ist äußerst ungewöhnlich. Ich konnte entwischen, bevor der Hauptmann der Palastgarde auf mich aufmerksam wurde, und habe mir von einem unserer Bediensteten unauffällige Kleidung ausgeliehen.«

»Das hast du gut gemacht, Adik«, lobte Finni. Sie sah ihn aufmerksam an. »Glaubst du, dein Onkel wurde verraten?«

»Ich weiß nicht, was ich glauben soll«, gestand Adik ein.

»Dein Onkel hat keinen Verdacht geäußert?«

»Es gab keine Möglichkeit, sich ohne Zeugen zu unterhalten. Aber wenn wir in der Tat verraten wurden, seid Ihr auf dem Gut der Katanis' nicht sicher. Natürlich dürft ihr auch nicht in das Gasthaus *Lichtburg* gehen. Es ist allgemein bekannt, dass der Hohe Rat dort verkehrt und gelegentlich auch Gäste unterbringt. Dort würden sie zuerst suchen.«

»Hast du einen anderen Vorschlag?«

»Die teuren Gasthäuser im Oberland und damit in Palastnähe dürften allesamt unsicher sein, und die preiswerteren Gasthäuser quellen über vor Gästen.« Er überlegte kurz. »Wenn es euch nicht zu primitiv ist, könntet ihr wahrscheinlich in einem der Zeltgasthöfe auf dem Ratsstrand ein Quartier finden. Es wäre ja nur für ein oder zwei Nächte. Bis dahin wird sich die Sache aufgeklärt haben.«

»Und wenn der schlimmste Fall eintritt? Wenn dein Onkel als Verräter eingekerkert oder hingerichtet wird? Was wird dann aus all den Plänen?«

Adik biss sich auf die Zähne. »Dich werde ich auf jeden Fall retten, egal wie!«

»Das ist lieb von dir, mein Süßer«, flüsterte ihm Finni ins Ohr. »Aber ich gehe nicht allein. Wenn, dann musst du uns allen helfen.«

»Dich allein könnte ich irgendwie verstecken, aber nicht fünf Leute und einen Hund«, gab Adik zurück.

»Du musst uns nicht verstecken, sondern nur einen Weg finden, Kapitän Rastidos zu verständigen. Du weißt, er nimmt Kurs auf die Schäreninseln. Meinst du, du kannst ihn aufspüren und ihn bitten, uns in Norfghas wieder an Bord zu nehmen?«

Der Jüngling überlegte kurz. Dann nickte er. »Das müsste möglich sein.«

»Dann warte bitte.«

Finni beriet sich kurz mit Rhiana. Dann wandte sie sich wieder Adik zu. »Wir folgen deinem Vorschlag und suchen uns ein Quartier in der Zeltstadt. Wenn es gute Nachrichten gibt, frage dich zu uns durch.«

»Und wenn es schlechte Nachrichten gibt?«

»Wenn du uns warnen willst, gilt das Gleiche. Oder sende uns einen Boten. Wenn es bei dem bleibt, was wir befürchten, verständige Rastidos und bitte ihn, uns in genau zwei Wochen in Norfghas abzuholen. Bis dahin werden wir uns schon irgendwie durchschlagen.«

Adik nickte. »Ich werde es so machen, wie du es gesagt hast.«

Finni nahm ihn flüchtig in den Arm und flüsterte ihm ins Ohr: »Wenn dies alles vorbei ist, werde ich dich auf eine Weise verwöhnen, die du wahrscheinlich noch nicht kennst.« Sie sagte ihm, woran sie gedacht hatte, und Adik wurde rot.

Auf Umwegen war Finni letztendlich doch noch zu ihrem Bratapfel und zu den gerösteten Nüssen gelangt. Sie kaute auf beiden Backen, während sie mit den Gefährten durch die Zeltstadt schlenderte und immer wieder stehen blieb, wenn Darbietungen von fahrendem Volk zu bestaunen waren. Besonders die Lany-Kunstreiter beeindruckten sie. Finni hatte niemals zuvor derart große Laufvögel gesehen, die sich reiten ließen und gehorsam wie Pferde waren. Die Reiter preschten mit ihren Tieren auf einem schmalen, von Zuschauern gesäumten Sandstreifen an Zelten vorbei bis in das flache, aufspritzende Wasser der Bucht und zurück, turnten dabei akrobatisch in den Sätteln und jonglierten mit brennenden Fackeln. Die Halbelfe gehörte zu den am wildesten applaudierenden Zuschauern.

»Ob die mich mal auf einem der Lanys reiten lassen?«, fragte sie Rhiana mit leuchtenden Augen.

»Lanys zu reiten soll nicht so einfach sein, wie es aussieht«, entgegnete Rhiana. »Du siehst ja, sie haben keine Zügel, sondern Lenkbänder, und es erfordert einige Erfahrung, diese zu bedienen. Sagt man jedenfalls.«

»Ach, das lerne ich schnell«, behauptete Finni.

»Bitte nicht jetzt, Finni«, sagte die Prinzessin leise. »Wir dürfen kein Aufsehen erregen. Du siehst doch, wie viele Söldner unter den Zuschauern sind. Und

wer weiß, wem du sonst noch auffallen würdest. Es gibt nur wenige Elfen in Talania, und eine Halbelfe, die zum ersten Mal versucht, ein Lany zu reiten, lässt bestimmt die Frage aufkommen, wer diese Halbelfe ist und woher sie kommt.«

Finni seufzte. »Ja, du hast natürlich Recht. Aber früher oder später werde ich eines dieser Tiere reiten, das verspreche ich dir!«

Die Gefährten verließen die Reitbahn. Rhiana bemerkte zwei junge Frauen, die vor einem der Zelte standen und sich lachend miteinander unterhielten. Sie trugen bunte Gewänder, die in Längsrichtung aus verschiedenartigen Stoffstreifen zusammengenäht und an einigen Stellen fast durchsichtig waren. Die Gewänder waren in der Taille gegürtet, und an den Gürteln hingen Krummdolche. »Ulrik«, flüsterte sie dem Blonden zu. »Du fällst von uns allen am wenigsten auf. Frag sie nach einem Zeltgasthof.«

Während die anderen im Halbschatten einer Zeltwand zurückblieben, trat Ulrik an die Frauen heran. »Wir sind aus Aylannya«, sagte er und benutzte den alt-talanischen Namen der Hauptstadt Avina, den er auf der *Elon Uriba Machartes* aufgeschnappt hatte, »und suchen ein Nachtquartier. Könnt Ihr uns sagen, wo noch freie Plätze zu haben sind?«

Die beiden dunkelhaarigen Frauen musterten den Blonden, tuschelten miteinander und kicherten.

»Wenn du dir zutraust, uns beide zu bedienen, kannst du in unserem Zelt übernachten«, sagte die eine keck. »Allerdings sind wir anspruchsvoll und würden dir nicht allzu viel Schlaf gönnen.«

Rashid hätte darauf gewiss eine prickelnde Antwort gewusst, aber Ulrik sagte nur: »Euer Angebot ehrt mich, aber ich frage nicht allein für mich, sondern auch für meine Freunde.« Er deutete mit dem Kopf in die Richtung, in der die Gefährten standen.

Flüchtig folgten die Frauen seinem Blick.

»Ich verstehe, Ihr seid schon versorgt«, meinte die Wortführerin der beiden. »Falls Ihr es Euch aber anders überlegen solltet, seid Ihr eingeladen, uns später am Abend aufzusuchen.« Sie lächelte ihm zu und strich das Gewand über den sich deutlich abzeichnenden Brüsten glatt. An einer Stelle erlaubte einer der durchsichtigen Stoffstreifen den Blick auf eine große braune Brustwarze. »Was nun Eure Frage nach einem Zeltgasthof betrifft ...« Sie deutete nach links. »Geht diese Zeltgasse bis zum Ende hinauf und wendet Euch dann nach rechts. Dort findet Ihr die Zelte der Karawane des Händlers Miko Bathan und direkt daneben ein großes achteckiges gelbes Zelt, über dessen Eingang eine rote Weintraube abgebildet ist. Das ist der Zeltgasthof *Rote Traube.* Ihr könnt ihn nicht verfehlen, zumal vor dem Zelt gegessen und gezecht wird. Wie ich hörte, sind dort noch Schlafplätze frei.«

Der Blonde bedankte sich, winkte die Gefährten heran und führte sie in die angegebene Richtung.

»Gilt das Angebot von vorhin auch für mich, ihr edlen Rosen von Varstaan?«, fragte Rashid die beiden Frauen.

»Männer!«, schnaubte die hinter ihm gehende Neel und stieß ihn vorwärts. »Bei Rondra, die Götter haben uns mit ihnen gestraft!«

Die beiden Frauen lächelten. Ob über die Bemerkung des Novadis oder über Neels Rüffel, war nicht zu erkennen.

»Ihr seht nicht kräftig genug aus, um es mit zweien aufzunehmen«, rief ihm die Wortführerin hinterher.

»Der Eindruck täuscht«, versicherte Rashid über die Schulter hinweg, während die alte Amazone ihn mit sich zog. »Bei Rastullah, über mich hat sich noch keine beklagt.«

Finni war wütend über Rashid, ließ sich aber nichts anmerken. Wann kam er endlich auf die Idee, sich einmal mit ihr in dieser Weise zu unterhalten? Für ihn blieb sie offenbar bis in alle Ewigkeit das »Elfenkind«. Und es lag nicht in ihrer Absicht, sich ihm noch mehr an den Hals zu werfen, als sie dies schon oft genug getan hatte. Unwillkürlich dachte sie an Adik. Ein hübscher Junge, zärtlich und ausdauernd. Und doch hätte sie ihn jederzeit liebend gern gegen Rashid getauscht.

Wie die Frauen gesagt hatten, war es einfach, die *Rote Traube* zu finden. Es war das größte Zelt weit und breit, davor flackerte ein Feuer, und rund um das Feuer saßen plaudernd und lachend gut zwei Dutzend Menschen im Sand oder auf Decken, neben sich Holzteller mit Speisen und Holzgefäße mit Wein oder Bier. Ein bis auf einen Leibwickel nackter, schmerbäuchiger Mann drehte Bratspieße über dem Feuer, an denen Spanferkel und Lämmer steckten. Seine schweißnasse Haut glänzte im Feuerschein.

Eine kaum schlankere und nicht mehr ganz junge Frau, deren Hemdbluse die riesigen Brüste nicht verbergen konnte, war zwischen den Reihen der Gäste mit einem Weinschlauch unterwegs. Musikanten – zwei Rohrflötenspielerinnen, ein Drehleierspieler und zwei Trommler – spielten eine wilde, fremdartig klingende Melodie, und einige der Gäste bewegten sich in ihrem Takt. Die meisten dieser Gäste trugen ähnlich bunte Gewänder wie die beiden Frauen, die Ulrik den Weg gewiesen hatten, einige von ihnen geschnürte Kopftücher aus dem gleichen Material. Rhiana stellte fest, dass nur wenige junge Frauen durchsichtige Stoffstreifen in jenen Bereichen, die Männer interessierten, aufwiesen, während die anderen Gewänder zwar genauso bunt aussahen, aber zerreißfester wirkten. Da ihnen Menschen in solcher Kleidung außerhalb der Zeltstadt selten begegnet wa-

ren, ging die Prinzessin davon aus, dass diese Leute aus anderen Gegenden von Varstaan stammten und wahrscheinlich den Händlerkarawanen angehörten, die ihre Waren nach Norfghas gebracht hatten. Viele dieser Menschen waren blond oder rothaarig, nicht wenige aber auch dunkler Natur. Es gab keine vorherrschenden Gesichtsmerkmale, keine einheitliche Hautfarbe. Das überraschte Rhiana allerdings wenig, denn sie wusste, dass neben den ursprünglich wohl eher blonden Talaniern im Laufe der Zeit aus verschiedenen Gebieten Aventuriens Schiffbrüchige und Flüchtlinge zu den Inseln gelangt waren und sich mit den Einheimischen vermischt hatten.

Eisfell schnupperte interessiert in Richtung der Bratspieße. Rhiana streichelte ihn und sandte ihm ein Gedankenbild, das ihm einen Anteil an diesen Schätzen versprach und energisch davon abriet, sich selbst zu bedienen.

Die Gefährten setzten sich zu den anderen Gästen und wurden von der vollbusigen Wirtin nach ihren Wünschen befragt.

»Als Allererstes suchen wir nach einem Nachtquartier«, teilte Rhiana ihr mit. »Könnt Ihr uns für eine Nacht oder möglicherweise auch länger unterbringen?«

»Ihr seid uns willkommen«, erwiderte die Frau, »sofern Ihr euch denn mit einfachen Verhältnissen

zufriedengebt. Wir haben nur Strohschütten und Decken. Da Händler Fribas' Leute aus Omtagor heute Morgen aufgebrochen sind, haben wir genügend freie Schlafplätze.«

»Was nehmt Ihr dafür?«, fragte Neel.

»Pro Nacht und Person drei talanische Guben.«

»Wir haben nur aventurisches Geld dabei«, erklärte Rhiana.

»Wir nehmen alles, was den richtigen Wert hat«, meinte die Wirtin. »Zahlt drei Silbertaler für alle, und ihr bekommt dafür obendrein so viel zu trinken und zu essen, wie ihr fassen könnt.«

»Das ist ein Wort, gute Frau«, meinte Rashid. »So gut und weise, dass es von Rastullah stammen könnte. Bringt mir eine große Portion vom Hammel oder vom Lamm oder was immer den besten Genuss verspricht, dazu Euer bestes Gemüse und roten Wein.«

Die anderen bestellten ebenfalls, und Rhiana sorgte dafür, dass auch Eisfells Bedürfnisse gestillt wurden.

Nach einer Weile waren alle satt und zufrieden. Die Musikanten hatten irgendwann ihr Spiel eingestellt und sich zusammen mit den meisten anderen Gästen verzogen. Da sie den Hut nicht hatten kreisen lassen, ging Rhiana davon aus, dass sie kein fahrendes Volk waren, sondern zu einer der Karawanen gehörten und nur aus eigenem Vergnügen musizierten.

Nebenan, wo ein halbes Dutzend Zelte des Händ-

lers Bathan standen, hatte man das Treiben am Feuer kaum beachtet. Vorwiegend jüngere Leute, ebenfalls in bunten Gewändern, packten die Habe zusammen und schienen alles für die Abreise vorzubereiten. Zwei der Zelte waren bereits abgebaut und auf zweirädrigen Karren verstaut worden. Offenbar wollte man am nächsten Morgen aufbrechen und rückte für die Nacht enger zusammen, um mit den Restarbeiten so wenig Zeit wie möglich zu verlieren. Hinter den Zelten wurden zufrieden schnäbelnde und gurrende Lanys mit Wasser und Futter versorgt, man kämmte ihr Gefieder, suchte die Leiber nach Parasiten ab, säuberte und trimmte die Fußkrallen.

Manchmal schaute die Prinzessin zu den Lichtern der Stadt hinauf. Die meisten Fackeln waren herabgebrannt, aber die Leuchtsteine glühten immer noch, und es schien, dass die höchsten Häuser im Hang, vor allem der Palast hoch oben, die meisten und hellsten Leuchtsteine besaßen. Da Leuchtsteine erheblich teurer waren als Fackeln und im Hang die Reichen und Mächtigen wohnten, ergab dies auch Sinn.

Das verbliebene Licht reichte aus, die Stadt und die Bucht auf geheimnisvolle Weise mit dunkelroten, bernsteingelben und türkisfarbenen Lichttupfern zu versehen, als würden Tausende von übergroßen Glühwürmchen in den Gassen und in den Felsen kleben. In diesem unwirklichen Licht, den Sonnenstrah-

len ganz fern und doch viel lebhafter als das bleiche Licht des Madamals, gewannen all die Giebel, Mauervorsprünge, Wasserspeier und Erker der übereinandergeschichteten Häuser, die Brücken, Stege und Treppen, die wabernden und sich stetig verändernden Lichtflecke, die Schattenzonen, aus deren Tiefen sich manchmal Reflexe und halbschattige Details herausschälten, die für sich eine ganz andere Bedeutung beanspruchten, als ihnen in Wahrheit zukam, eine bizarre Intensität, die das Ganze zu einem einzigen Bauwerk verschmelzen ließ, für andere Wesen als Menschen bestimmt, mit tanzenden Feuergeistern darin, die trunken Talanias einstige Glorie feierten.

Die Wirtin fragte, ob aus den Töpfen und von den Spießen noch Nachschläge verlangt wurden, und da den verbliebenen Gästen – außer den Gefährten noch ein halbes Dutzend Händler und Händlergehilfen aus Kipra, die einander gut kannten, wie die Gespräche ergeben hatten – schon schier die Bäuche zu platzen drohten, wurde dies verneint. Die Wirtsleute räumten die Reste zusammen und verstauten sie im Zelt. Das Feuer, das keine neue Nahrung erhielt, brannte gemächlich herunter. Der Weinschlauch kreiste noch einmal, und auch der Nachschub an Bier blieb nicht aus.

Bislang hatten sich die Leute aus Kipra kaum um Rhiana und ihre Gefährten gekümmert, sie höchstens mit gelegentlichen neugierigen Blicken gemustert,

ihnen Maßkrüge durchgereicht und das eine oder andere Scherzwort mit ihnen gewechselt. Erst jetzt, als die Gespräche innerhalb der beiden Gruppen verebbt waren, wandte sich eine ältere Frau an Rhiana, die der Gruppe aus Kipra am nächsten saß.

»Verzeiht, wenn ich das Wort an Euch richte, edle Frau«, sagte sie. »Ich für meinen Teil bin die Händlerin Elfgen Oliken aus Kipra, und die anderen hier gehören zu meinem Tabust. Ihr seid nicht aus Talania, ist es nicht so?«

Rhiana war bereits aufgefallen, dass die Leute aus Kipra nicht nur Garethi mit einem ungewöhnlichen Akzent sprachen, sondern es mit vielen alttalanischen Wörtern durchsetzten und sich für ihre Ohren ungewöhnlich verschnörkelt ausdrückten. Da ihr dies an Katanis und Adik nicht aufgefallen war, nahm sie an, dass es sich um eine regionale Besonderheit handelte. »Tabust« konnte sie allerdings zuordnen. Es bezeichnete eine Familie oder besser einen Klan, was Bedienstete mit einschloss.

Da die Höflichkeit es verlangte, sich ebenfalls vorzustellen, überlegte sich Rhiana rasch einen unverfänglichen Namen. »Ich bin Usmida Onken, und meine Freunde hier gehören ebenfalls zu meinem Tabust. Aber wir sind ein gewachsener Tabust, ohne Blutsbande. Und verzeiht, wenn ich vielleicht nicht das richtige Wort verwende.«

»Ihr verwendet das richtige Wort«, erwiderte die Frau und lächelte freundlich. »Es gibt auch den Tabust der Freunde.«

»Was Eure Frage betrifft, so kommen wir aus allen Himmelsrichtungen.« Sie überlegte kurz, wie viel sie preisgeben sollte. Da die Frau ein ehrliches Gesicht hatte, fügte sie dann hinzu: »Zuletzt waren wir auf den Zyklopeninseln. Ich selbst stamme aus Talania, war aber lange nicht mehr hier.«

Die Frau, klein, untersetzt und mit einem Kopf, der etwas zu groß für ihren Körper zu sein schien, nickte. »Dann werdet Ihr Talania verändert vorgefunden haben, ist es nicht so?«

Die Prinzessin begriff, dass dies ein vorsichtiges Abtasten war, bei der keine Seite zu viel verraten wollte, und sie spielte das Spiel mit. »Da habt Ihr Recht. Die Veränderungen scheinen mir allerdings nicht alle von Vorteil zu sein.«

Forschend betrachte die Händlerin ihr Gesicht. »Ihr seid noch sehr jung und eigentlich zu jung, um die wirkliche Utlage ... das Ausmaß der Veränderungen selbst erfahren zu haben, ist es nicht so?«

Rhiana lächelte. »Ihr habt natürlich sofort erkannt, dass ich nicht ganz bei der Wahrheit geblieben bin. Um ehrlich zu sein, wurde ich zwar in Talania geboren, habe aber keine Erinnerung daran. Mein Wissen darüber stammt aus zweiter Hand und ist mögli-

cherweise ... parteiisch. Ich hörte, es gab früher einen anderen König ... Aber alte Leute erzählen eben viel und meistens nur Gutes über frühere Zeiten, ohne dass es unbedingt richtig sein muss, was sie sagen.«

»Ja, man muss vorsichtig sein mit dem, was man erzählt, muss man es nicht?«, stimmte die Frau zu. »Ich persönlich halte mich aus allen politischen Dingen heraus. Es bekommt einem besser, tut es das nicht?«

»Manchmal allerdings bezieht man Stellung, weil man nicht anders kann«, wagte sich die Prinzessin ein Stück weit vor. »Ohne damit natürlich etwas gegen König Hogard sagen zu wollen.« Sie fügte die Redewendung der Händlerin hinzu. »Ist es nicht so?«

Die Frau lächelte feinsinnig. »Mir scheint, Ihr habt sehr schnell zu unserer Sprache gefunden. Habt Ihr mitbekommen, was in der Stadt vor sich geht, habt Ihr es?«

»Wir sind noch nicht lange hier. Was meint Ihr?«

»Die Uribai ist vor zwei Wochen überraschend aus Lanatira zurückgekehrt, und mit ihr kam eine ganze Flotte von Kriegsschiffen. Wahrscheinlich werden diese Schiffe hier nur für die lange Fahrt zu den Zyklopeninseln ausgerüstet, wie andere Schiffe auch. Aber dafür liegen sie schon recht lange im Hafen ...« Sie verzog das Gesicht zu einer Grimasse. »Doch was kümmert es mich? Es geht mich nichts an, tut es das

nicht? Ich wollte es nur erwähnt haben.« Leichthin fügte sie hinzu: »Ich bin nur eine Händlerin aus Kipra, die nichts weiter als ihre Geschäfte im Sinn hat. Die Kriegsschiffe nehmen den Kauffahrern den Platz an den Kais weg. Die Kaufherren, die unsere Gewürze einkaufen, haben kaum noch Platz in den Speicherhäusern, weil ihre Waren nicht schnell genug verschifft werden können, und das drückt die Preise, wenn es um den Ankauf neuer Waren geht. Letztlich sind wir Händler aus Kipra, Sika oder Omtagor es, die zusätzlich zu den überhöhten Steuern dafür aufkommen müssen, dass unser König Interessen auf den Zyklopeninseln hat.« Sie biss sich auf die Zunge, als hätte sie zu viel gesagt, und sah in die Runde. »Ach, ich bin ein ewig klagendes Händlerweib. Ein Hoch auf König Hogard! Er wird schon wissen, was er tut, ist es nicht so?«

Der Hochruf wurde nicht erwidert. Nur leises Murren war zu hören, und einer der jungen Männer aus Kipra spuckte verächtlich in das aufzischende Feuer.

»Strengt Euch nicht an, Frau Oliken«, sagte Rhiana leise. »Jedenfalls nicht, wenn dieser Hochruf für mich und meinen ... Tabust bestimmt war. Unter meinen Freunden ist niemand, der Hogard zuneigt.«

»Ich weiß«, gab die Händlerin genauso leise zurück. »Und auf meinen Tabust kann ich mich ebenfalls verlassen. Aber die Zeltwände hier haben Ohren.

Man muss immer auf der Hut sein, muss man nicht?« Sie schob sich noch enger an Rhiana heran. »Heute kam ein Schiff aus Kuslik an, das den Verweser und seinen Neffen absetzte und wieder verschwand, bevor Hogards Truppen zugreifen konnten. Es heißt, dass weitere Leute das Schiff verlassen haben, und seither sucht man in der Stadt nach drei Frauen, zwei Männern und einem großen Hund. Ich wollte es nur erwähnt haben, weil Ihr rein zufälligerweise auch einen großen und sehr schönen Hund dabei habt, ist es nicht so?« Sie trank Ihren Bierkrug leer und rief ihren Leuten zu: »Schluss mit dem Gelage! Wir müssen bei Sonnenaufgang auf dem Basar sein!«

Bevor sie sich erhob, raunte sie Rhiana zu: »Solltet Ihr Hilfe benötigen, findet Ihr mich auf dem Basar oder bei den Zelten der Händler aus Kipra. Nennt meinen Namen – Händlerin Oliken oder noch besser ›Oli aus Kipra‹ –, und man wird Euch zu mir führen. Mich kennen hier alle.«

Rhiana konnte nicht einschlafen. Unruhig wälzte sie sich auf der über der Strohschütte ausgebreiteten Wolldecke hin und her. Sie konnte sich nicht von den Ereignissen des Tages lösen. Die ungewisse Zukunft machte ihr Sorgen. Sie war jetzt endlich in Talania, und das war etwas, was sie sich schon als kleines Mädchen immer gewünscht hatte. Aber sie hatte da-

bei immer an Aylannya, das heutige Avina, gedacht, an Lanatira, an den Chuditen, der sich dort befand, an die Brücke zwischen Avina und Noblis, an den Zorker Wall und die Schwarze Festung – an all diese Dinge, von denen ihr die Flüchtlinge wieder und wieder erzählt hatten.

So schön und geheimnisvoll Norfghas sich auch erwiesen hatte – von dieser Stadt war so gut wie nie die Rede gewesen. Das Uribat Varstaan galt als Provinz, abgeschottet von den Hauptinseln, nur wichtig wegen des Seehafens, der Gewürze und Duftöle und der Sikaden, die den Schiffen den beschwerlichen Weg ins Zentrum des Königreichs wiesen.

Und jetzt war sie auf ebendieser Insel Varstaan, und es würde schwierig sein, eine der anderen Inseln zu erreichen, ohne zuvor in Avina-Noblis an Land zu gehen. Ohne die Hilfe von Rastidos sogar fast unmöglich. Und wenn schon so viele Soldaten in Norfghas lauerten – wie viele würden es erst im Zentrum des Reiches sein, dort, wo Hogard wie eine Spinne im Netz saß und lauerte?

War es vorschnell gewesen, auf die Bitte von Katanis einzugehen, den Widerstand in Talania zu einen? Im Grunde hatte sie nur sein Wort. Und sie vertraute ihm einzig und allein deshalb, weil er ein treuer Vasall ihres Vaters gewesen war. Inzwischen hatten sich Zweifel in ihr Herz gefressen. War der erneute Auf-

stieg des Adligen in Amt und Würden nicht zu glatt vonstatten gegangen? War es nicht verdächtig, dass er nach Auskunft von Adik jener Frau beiwohnte, die nicht nur Hogards Mätresse war, sondern auch als eine seiner glühendsten Anhängerinnen galt? Und was war davon zu halten, dass Soldaten nach drei Frauen, zwei Männern und einem Hund Ausschau hielten, wie es die Händlerin erzählt hatte? Rhiana zweifelte nicht daran, dass den Soldaten diese Personen noch erheblich genauer beschrieben worden waren. Wer außer den Piraten, die nichts verraten würden und sich obendrein aus Norfghas abgesetzt hatten, konnten der Annasco und ihren Bütteln solche Dinge mitgeteilt haben – wenn nicht Katanis? War er von all seinen Plänen abgerückt, vielleicht unter Androhung oder sogar Vollzug der Folter? Oder hatte er von Anfang an kein ehrliches Spiel gespielt?

Neben ihr schlief Finni tief und fest. Vielleicht träumte sie von Adik und seinem »erstaunlich großen Teil«. Oder von Rashid. Oder von den Wäldern in Albernia, auf deren Moos sie mit nackten Füßen dahinhuschte. Oder von ihrer Mutter, die sie gelehrt hatte, elfische Melodien auf der Flöte zu spielen. Oder waren es nach dem frühen Tod der Mutter elfische Verwandte gewesen, die sie unterrichtet hatten? Rhiana wusste es nicht mehr so genau. Vielleicht träumte Finni auch von ihrem Vater, der als Kind von

Kobolden geraubt wurde und Finni deren Magie beizubringen versuchte, was dem Elfenkind eher geschadet hatte. Oder, wenn es ein Albtraum war, von dem bestialischen Dom Lando, der ihre Mutter geschändet und umgebracht hatte, im Auftrag des Flammenbundes Rhiana und ihre Gefährten drangsaliert hatte und erst in Havena sein verdientes Ende fand?

Rashid schien ebenfalls keine Mühe zu haben, sich dem Schlaf anzuvertrauen. Träumte er von der heimatlichen Khom-Wüste? Von Rastullah? Sein schlechtes Gewissen wegen der zahllosen Übertretungen der 99 Gesetze schien ihn jedenfalls nicht zu plagen, denn er atmete tief und ruhig.

Von Neel war wie immer gar nichts zu hören. Sie wachte stets in einer Art Halbschlaf, angezogen und bewaffnet, jederzeit bereit, Rondra zu genügen, falls es denn nötig werden sollte.

Allein Ulrik schlief unruhig. Was plagte ihn? Bereute er seine Entscheidung, sich einer Gruppe angeschlossen zu haben, die ihm immer noch mit Misstrauen begegnete? Würde er sich am liebsten anderen Zielen zuwenden, und verzweifelte er daran, dass er so fernab von Aventurien kaum Möglichkeiten besaß, solchen Plänen zu folgen?

Eisfell lag zusammengerollt zu Rhianas Füßen. Wovon träumte ein Hund? Von Kaninchen, die er

jagte? Von einem Rudel, dessen Anführer er war? Aber war Eisfell überhaupt ein gewöhnlicher Hund? Wenn Rhiana geistig mit ihm in Kontakt trat, hatte sie stets den Eindruck, dass irgendetwas hinter seinem Verstand kauerte – etwas Freundliches, das stand außer Frage, aber auch etwas anderes. Auf der anderen Seite spürte sie seine tierischen Instinkte, genau wie bei Sturmbraut, ihrer Stute, die in Kuslik zurückgeblieben war. Rhiana wünschte sich oft, mehr über ihre Gabe zu erfahren, sich Tieren mitteilen, mehr über den Verstand und den Instinkt dieser Tiere lernen zu können. Sie hatte oft den Eindruck, nur einen kleinen Teil dessen zu nutzen, was in dieser Gabe angelegt war.

Sie spürte, dass Eisfell abrupt erwachte und sich anspannte. Aber er knurrte nicht. Im nächsten Moment erkannte sie den Grund für seine Aufmerksamkeit.

Ulrik hatte sich von seinem Lager erhoben. Leise begab er sich zum Eingang des Zeltes und verschwand nach draußen.

Rhiana spürte, wie Enttäuschung in ihr aufkeimte. Also doch. Ulrik war offenbar der verführerischen Verlockung erlegen, die ihm die beiden Frauen in Aussicht gestellt hatten. Was bedeutete es für einen Mann, nicht einer Frau, sondern zweien zur gleichen Zeit beizuwohnen? War dies ein besonderer Reiz?

Liebe konnte man es wohl kaum nennen. Begierde. Umgekehrt konnte Rhiana sich nicht vorstellen, Ulrik – sie korrigierte sich: einen Mann, dem sie sich öffnete – mit einer anderen Frau zu teilen. Nicht einmal mit Finni, ihrer besten Freundin.

Wenig später kehrte Ulrik genauso leise zurück, wie er gegangen war. Offenbar hatte er nur irgendwo in der Nähe sein Wasser abgeschlagen. Rhiana konnte sich eine gewisse Genugtuung nicht verkneifen. Falls die beiden Frauen ihr Angebot ernst gemeint hatten und auf das Erscheinen des Blonden warteten, würden sie den Morgen wohl ziemlich misslaunig begrüßen.

Rhiana fiel in einen unruhigen Halbschlaf, der von flachen Träumen beherrscht wurde, in denen sich Ereignisse der vergangenen Tage mit lange zurückliegenden Dingen und Gesichtern von Personen, die nicht mehr lebten, vermischten. Ihr Vater, König Arlos, bewegte sich andächtig durch einen Rosengarten, der sich an Bord einer Kogge befand und diese zu überwuchern drohte. Er lächelte und winkte Rhiana, ihm zu folgen, doch als sie dies tat, war er plötzlich spurlos verschwunden. Stattdessen sah sie in einer Ecke des Gartens Finni und Adik, beide nackt, an einen Mast gelehnt und ineinander verschlungen. Als die beiden sich ihr zuwandten, erkannte Rhiana, dass es sich bei dem Mann gar nicht um Adik, sondern um

Ulrik handelte. Er zog sich aus Finni zurück und wandte sich Rhiana zu, aber plötzlich tauchte Neel auf und spottete über sein Gemächt. Neel verwandelte sich in Rhianas Mutter, an deren Gesicht sie sich in Wahrheit gar nicht erinnern konnte, beugte sich über ihre Wiege und schenkte ihr ein riesiges Schwert. Jetzt hatte die Mutter lange dunkle Haare und sah wie die Göttin Rondra aus, aber als Rhiana auf eine Gemme schaute, die an einer goldenen Kette zwischen ihren Brüsten schaukelte, verwandelte sich das Gesicht in das ihrer rothaarigen Stiefmutter Sarja Galban, Baronin zu Abilacht. Sarja hob Rhiana aus der Wiege, zeigte ihr lachend einen regungslosen Mann, der in seinem Blute lag, streifte die Kette mit der Gemme ab und warf sie in das Blut. Rhiana schrie leise auf, als sie den Toten erkannte. Es war Tjalmar, ihr Ziehvater, der vom Flammenbund gemeuchelt wurde. Aber im nächsten Moment erhob sich Tjalmar, wischte sich das Blut ab, setzte ein Teleskop ans Auge und befahl einer wilden Piratenschar, ein »Truthahnschiff« zu entern. Neben Tjalmar, der jetzt die Amtskette von Katanis trug und dessen Züge mit denen von Kapitän Rastidos verschmolzen, stand Eisfell und knurrte. Neel tauchte auf und knurrte ebenfalls wie ein Hund. Sie rüttelte Rhiana an der Schulter.

Plötzlich waren all die Traumbilder zerstoben. Nur

das Knurren von Eisfell war geblieben. Und das Rütteln an der Schulter.

»Prinzessin!«, flüsterte eine weibliche Stimme eindringlich. »Wacht auf!«

Rhiana schüttelte die Traumbilder ab und öffnete die Augen. Sie sah Neel, die sich zu ihr herabgebeugt hatte. Die Amazone trug eine Laterne, deren Schein stark abgedämmt war. Das flackernde Licht ließ sie noch hohlwangiger als sonst aussehen und gab der Frau mit der Augenklappe und den Gesichtsmalereien ein fast dämonisches Äußeres.

»Was habt Ihr, Neel?«, fragte Rhiana verwirrt.

»Bitte, seid leise!«, mahnte die Amazone. »Draußen geht irgendetwas vor. Hört selbst!«

Die Prinzessin richtete sich auf und lauschte. Neel hatte Recht. Irgendetwas war nicht geheuer. Auf der anderen Seite der dünnen Zeltwand hörte sie leises Murmeln und gezischte Anweisungen, das Klirren von Metall und knirschenden Sand, durch den sich die Stiefel von mehreren Leuten bewegten.

»Bewaffnete!«, flüsterte Neel. »Sie umstellen das Zelt!«

»Woher wollt Ihr das wissen?«

»Ich kenne solche Geräusche zur Genüge.«

Finni, eben noch in tiefstem Schlaf, robbte heran. »Neel hat Recht. Das sind mindestens ein Dutzend Leute.«

»Kannst du verstehen, was sie murmeln?«, fragte Rhiana.

Finni, die als Halbelfe über wesentlich feinere Ohren verfügte, nickte. »Es sind rein militärische Anweisungen. Was sie hier wollen, geht daraus nicht hervor.«

»Sie werden kaum im Morgengrauen mit einem Dutzend Leuten einen Zeltgasthof umstellen, um einen Dieb zu greifen, der sich auf dem Basar bedient hat«, flüsterte Neel. »Das kann nur uns gelten.«

»Weck Ulrik und Rashid!«, sagte Rhiana zu Finni, während sie sich erhob und nach ihrem Schwertgurt griff.

»Ich bin wach«, meldete sich der Blonde und glitt von seinem Lager, das blanke Schwert schon in der Hand.

Finni kniete vor Rashids Lager und knuffte den Tulamiden in die Seite. »Wach auf, Wüstensohn!«, zischte sie. »Rastullah will dein Rapier sehen!«

Nur wenige Augenblicke später kauerten die Gefährten eng beieinander, alle mit blankgezogenen Waffen. Rhiana und Ulrik trugen Schwerter, Rashid ein Rapier, Neel einen Säbel und Finni einen Langdolch.

»Wie kommen wir hier am besten raus?«, fragte Ulrik. »Durch das Hauptzelt?« Er löste bereits die Schnur, mit der sie den Eingang zu ihrer Kammer verschlossen hatten.

»Nein«, erwiderte Neel. »Sie werden damit rechnen, dass wir dort auftauchen. Am besten schlitzen wir die Zeltwand auf. Da haben wir es nur mit ein oder zwei Gegnern zu tun.«

»Ob das dem Wirt gefällt?«, wandte Finni ein.

»Wir werden ihn später entschädigen«, erwiderte Neel, wandte sich der Zeltwand zu und holte mit dem Säbel aus.

»Wartet noch!«, bat Rhiana. »Ich höre vorn im Zelt Geräusche. Offenbar gibt es noch andere Gäste, die einen leichten Schlaf haben. Vielleicht nehmen wir uns auch einfach zu wichtig, und die Bewaffneten suchen gar nicht nach uns, sondern nach Rebellen. Katanis erwähnte, dass Hogard im Süden von Varstaan viele Gegner hat.«

»Darauf gebe ich nichts«, knurrte Neel, senkte aber für den Moment den Säbel.

Das achteckige Zelt umfasste im Zentrum eine Gaststube, die im Süden bis zum Eingang reichte. Dieser vom Rest abgetrennte Mittelbereich war durch von innen verschließbare Zugänge mit insgesamt acht Seitenkammern verbunden, die der Beherbergung dienten. Den Gefährten war die Nordwestkammer zugewiesen worden. Die meisten anderen Kammern waren ebenfalls belegt, das wussten sie. Als sie gestern Abend mit Händlerin Oliken und ihren Leuten am Feuer saßen, waren nach und nach

mehrere Gästegruppen, die meisten ebenfalls in bunten Gewändern, eingetrudelt und hatten sich zumeist früh zurückgezogen. Und in einer der Kammern schliefen der Wirt und seine Frau.

Draußen am Eingang wurde energisch der Stabgong geschlagen, und eine barsche Stimme rief: »Ihr da, öffnet das Zelt!«

Einen Moment lang versiegten all die leisen Geräusche, die aus den Nachbarkammern zu hören gewesen waren.

Der Gong wurde noch einmal geschlagen, diesmal wütender. »Seid ihr alle schwerhörig oder betrunken, oder was ist los?«

Die schlaftrunkene Stimme des Wirtes war zu hören. »Für ein Nachtquartier ist es zu spät und für die Morgenmahlzeit zu früh. Kommt wieder, wenn die Sonne aufgegangen ist.«

»Im Namen der Uribai, öffnet sofort das Zelt, oder wir dringen gewaltsam ein!«

»Wer seid Ihr, und was gibt Euch das Recht, unsere Nachtruhe zu stören?«, empörte sich der Wirt, während er, den Geräuschen nach zu urteilen, zum Eingang schlurfte.

»Wir sind Soldaten der Palastgarde und suchen nach Feinden des Königs!«

»In der *Roten Traube* gibt es keine Feinde des Königs«, gab der Wirt mürrisch zurück. »Trollt euch!«

»Ihr öffnet jetzt sofort, oder Ihr wandert in den Kerker!«, drohte der Anführer der Soldaten.

»Wenn Ihr darauf besteht ...«, gab der Wirt nach. »Aber Ihr müsst mir schon ein wenig Zeit lassen, um die Schnur am Eingang zu lösen und die magischen Wächtersteine in ihre Tagosa zu legen. Ihr müsst nämlich wissen, dass wir uns gut darauf verstehen, unsere Gäste gegen Spitzbuben aller Art zu schützen.«

»Ich erkenne den guten Willen an, aber beeilt Euch gefälligst!«

»Ja, ja, ich tue mein Bestes«, meinte der Wirt. »Aber bedenkt bitte, ich bin nicht mehr der Jüngste.«

Während die Gefährten noch unschlüssig zuhörten, näherten sich von der Gaststube her leise Schritte. »Aventurier!«, zischte eine weibliche Stimme. »Wartet, bevor Ihr etwas Unüberlegtes tut, und lasst mich ein!«

Ulrik, der am Eingang stand, zog die zuvor bereits gelöste Leine aus den Schlaufen und klappte den Webvorhang zur Seite.

Die vollbusige Wirtin, jetzt in einem wadenlangen und bis zum Hals geschlossenen Leinenhemd, barfüßig und mit einem Talglicht in der Hand, drängte sich herein. Es wurde eng in der Zeltkammer.

Am Haupteingang waren erneut die Stimmen des Anführers und des Wirts zu hören.

»Macht schneller, Mann!«

»Es geht nicht schneller. Ihr müsst ein wenig Geduld haben. Oder wollt Ihr Euch den Wächtersteinen aussetzen? Sie erzeugen Leuchtpusteln und Schüttelkrätze, die Euch wochenlang quälen werden.«

»Ruhe da vorn!«, rief eine aufgebrachte männliche Stimme aus einer der östlichen Schlafkammern.

»Ja, wir wollen weiterschlafen«, schloss sich eine weibliche Stimme an.

»Auch die Palastgarde hat sich an das Dekret über die Händlerrechte zu halten!«, fiel eine weitere männliche Stimme aus einer der anderen Kammern an.

Die Wirtin blies ihr Licht aus, als sie Neels Laterne sah. »Mein Mann wird die Soldaten hinhalten«, schnaufte sie, »und ich werde das Meine dazu beitragen, sie abzulenken.«

Sie drängte die Gefährten zur Seite, begab sich zur Rückwand der Kammer und löste mit ihren dicken Fingern erstaunlich flink eine hinter einem der äußeren Zeltpfosten verborgene Leine, die zwei Zeltwände miteinander verband. »Ich gehe als Erste«, wisperte sie. »Wenn die Lage günstig ist, werde ich es euch wissen lassen und den Namen der Göttin Travia erwähnen. Schlüpft dann hinaus und schleicht zu den Zelten des Händlers Bathan. Er wird längst aufmerksam geworden sein und euch helfen.«

»Was schulden wir Euch?«, fragte Rhiana.

»Da ihr die drei Silbertaler für Kost und Logis schon gestern bezahlt habt, gar nichts.«

Die Wirtin zwängte sich durch den Zeltspalt ins Freie.

»He Ihr, kehrt sofort in das Zelt zurück!«, wurde sie von einem Soldaten angerufen, der ein Stück entfernt stand.

»Willst du Lümmel einer alten Frau verbieten, sich zu erleichtern?«, herrschte die Wirtin ihn an. »Na los, verschwinde, sonst piss ich dir auf die Stiefel. Das gilt auch für dich da hinten, Kerl! Hast du keine Manieren? Oder gehörst du zu denen, die einer Frau gern bei solchen Verrichtungen zusehen?«

»Wir haben Weisung ...«, begann einer der Soldaten.

»Wenn ihr die Aventurier sucht – die sind schon kurz nach Mitternacht aufgebrochen. Sagt das eurem Hauptmann.«

Den Geräuschen zufolge zogen sich die Männer zurück. Ein Prasseln verkündete, dass die Frau ihre Ankündigung wahr gemacht hatte und sich erleichterte. »Was man in Norfghas alles erdulden muss!«, schimpfte die Wirtin. »Nicht einmal Travia ist diesen Leuten heilig!«

»Los!«, zischte Neel. Sie hatte die Laterne gelöscht und schlüpfte als Erste aus dem Zelt. Rhiana, Eisfell, Finni, Rashid und Ulrik folgten. Diejenigen unter ihnen, die sich nicht vollständig hatten anziehen kön-

nen, trugen in einer Hand Kleidungsstücke, in der anderen eine Klinge.

Ein erster Schimmer der Morgendämmerung kroch aus dem Osten heran, und es war hell genug, um die nächste Umgebung ausmachen zu können. Der Rest wurde vom Frühnebel verschluckt. Die dicke Wirtin hockte mit hochgezogenem Hemd breitbeinig auf dem Sand und präsentierte ihren nackten, breiten Hintern. Sie winkte ihnen zu und deutete in Richtung der Zelte auf der anderen Seite der Gasse. Am Eingang des Zeltgasthofs waren jetzt mehrere Stimmen zu hören. Offenbar erstatteten die beiden Soldaten ihrem Anführer Bericht, während der Wirt die Soldaten endlich einließ. Auch bei den Zelten des Händlers Bathan waren Stimmen zu hören und schemenhafte Gestalten zu erkennen, bei denen es sich aber nicht um Soldaten zu handeln schien.

Die Gefährten huschten zu einem nur wenige Schritte entfernten Durchgang zwischen zwei Zelten des Händlers Bathan.

»Mir ist egal, ob da jemand pisst oder scheißt!«, fluchte der Anführer am Eingang der *Roten Traube.* »Kehrt sofort auf eure Posten zurück!«

Bevor die Soldaten dem Befehl Folge leisten konnten und sofort von der Wirtin mit neuen Beschimpfungen in Empfang genommen wurden, hatte Ulrik als Letzter die Zeltgasse passiert.

Sie wurden schon erwartet. Ein junger Mann in buntem Gewand winkte ihnen zu und raunte: »Dort hinüber, in das Zelt meines Vaters!«

Die Eingangsdecke wurde ihnen von innen offen gehalten, und sie schlüpften hinein. Es war ein großes, mit Waren vollgestopftes Zelt. Es roch betörend nach Gewürzen und Duftölen. Im Schein einer Laterne erkannten sie seltsam geformte und mit Stöpseln verschlossene Glasbehälter, Weidenkörbe verschiedener Größe und mit Schnitzereien verzierte Kästen aus edlen Hölzern, auch diese unterschiedlich groß, die kleinsten zierlich wie Schmuckkästchen, die größten sperrig wie Kleidertruhen. Am Eingang stand ein Mann und ließ die Webmatte wieder vor die Öffnung gleiten. Neugierig betrachtete er seine unverhofften Gäste.

»Ich bin Miko Bathan«, sagte er leise. »Ihr müsst keine Namen nennen. Helft mir dabei, ein paar Körbe und Kisten in die Ecke zu schieben, damit ihr euch dahinter verstecken könnt.«

»Wir wollen Euch keine Ungelegenheiten bereiten«, sagte Rhiana, »und gewiss werden die Soldaten auch dieses Zelt durchsuchen, wenn sie uns in der *Roten Traube* nicht finden. Habt Dank für Eure Hilfe, aber es wird besser sein, wenn wir die derzeitige Verwirrung nutzen und verschwinden.«

Bathan, ein hünenhafter Mann Ende vierzig, mit

buschigen Augenbrauen, einer sehr kleinen Nase, ausgeprägten Wangenknochen und in ein buntes Händlergewand gekleidet, widersprach. »Sie werden es nicht wagen, dieses Zelt zu durchsuchen, und ich rate Euch ab, auf eigene Faust die Flucht zu versuchen. Es sind andere Patrouillen unterwegs, die die Zeltstadt durchkämmen, und die Zugänge zum Hafen und zu den Bergen sind abgeriegelt. Kommt schon, fasst mit an, ich kann Euch und Eure Leute herausbringen.«

Der Mann besaß ein freundliches Gesicht, und wenn er sie verraten wollte, hätte er sie nicht eingelassen, sondern längst nach den Soldaten gerufen. Trotzdem widerstrebte es der Prinzessin, sich und ihre Gefährten diesem Fremden anzuvertrauen. Aber die Zeltstadt besaß in der Tat nur zwei enge Zugänge, die leicht zu versperren waren. Wenn es stimmte, was Bathan sagte, steckten sie in einer Mausefalle. Es würde kaum möglich sein, sich durch eine der Absperrungen zu kämpfen. Und wo sollten sie sich anschließend verstecken, wenn man überall nach ihnen suchte? Von Katanis und Adik abgesehen, die ihnen nicht würden helfen können, kannten sie niemanden in Norfghas. Händlerin Oliken fiel ihr ein, aber deren Quartier befand sich ebenfalls in der Zeltstadt. Ob sie mehr als Bathan tun konnte, war zu bezweifeln.

Der Händler räumte bereits im Zelt herum, und die

Gefährten fassten mit an. Bald war eine Wand aus Kisten und Körben aufgetürmt, die ausreichend Sichtschutz für eine eng aneinandergekauerte Gruppe von fünf Menschen und einem Hund bot.

»Warum tut Ihr das für uns?«, fragte die Prinzessin.

»Haben Euch nicht auch die Wirtsleute geholfen?«, fragte Bathan. »Es gibt viele unter uns, die von der Uribai und dem König nicht viel halten. Hogards Feinde sind unsere Freunde. Aber von all denen ist mein Tabust am engsten miteinander verschworen, und ich genieße einigen Respekt in Norfghas. Wir können Euch von allen hier am besten helfen. Ihr werdet schon sehen.«

Während die Gefährten sich in ihr Versteck begaben, verstellte Bathan den Zugang mit weiteren Behältern, Waren und Ausrüstungsgegenständen. Einige der verbliebenen Weidenkörbe stülpte er um. »Ihr werdet nicht lange ausharren müssen«, versprach er. »Wir brechen unsere Zelte ab und kehren nach Sika zurück. Dieses Zelt wird als Letztes abgebaut. Bis dahin wird sich die Aufregung gelegt haben, und mir wird ein Weg eingefallen sein, Euch aus der Zeltstadt hinauszuschmuggeln.« Er löschte die Laterne und wandte sich dem Ausgang zu. »Mischt Euch bitte nicht ein, auch dann nicht, wenn Ihr uns in Gefahr glaubt. Wir können uns sehr gut selbst unserer Haut

wehren. In Gefahr würden wir nur geraten, wenn Eure Anwesenheit offenbar wird und wir nicht mehr leugnen können, Euch versteckt zu haben.«

Er verschwand und rollte die Webdecke auf, damit man von außen in das Zelt hineinschauen konnte, ohne indes mehr als aufgestapelte Ware erkennen zu können. Offenbar hielt Bathan es für sinnvoll, die Soldaten, die früher oder später erscheinen würden, durch ein verschlossenes Zelt nicht zusätzlich aufmerksam zu machen. Die Gefährten hörten, wie er draußen mit leiser, aber fester Stimme Anweisungen gab. Unzweifelhaft war sein Tabust bereits dabei, weitere Zelte abzubauen, Lanys und zweirädrige Karren heranzuführen und zu beladen. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber die Morgendämmerung war schon hell genug, um diese Arbeiten durchzuführen, ohne Fackeln zu entzünden. Durch Lücken in ihrem Stapel aus Kisten und Körben konnten die Gefährten hin und wieder bunt gewandete Gestalten, Lanys und Karren erkennen, wenn diese sich in der Nähe des Zelteingangs bewegten.

Die Leute aus Sika bemühten sich, leise zu arbeiten und mit wenigen Worten auszukommen. Offenbar wollten sie den Schlaf ihrer Nachbarn nicht stören. Aber Rhiana bezweifelte, dass in der Zeltstadt irgendjemand noch schlief. Zu laut ging es in der *Roten Traube* zu, wo unter gebrüllten Kommandos, den wü-

tenden Protesten der Logisgäste und gelegentlichem Klirren und Scheppern Schlafkammer um Schlafkammer durchsucht wurde. Offenbar gab der Anführer des Trupps nicht viel auf die Behauptung der Wirtin, die Aventurier seien schon mitten in der Nacht aufgebrochen. Und die Geräusche, die aus der *Roten Traube* drangen, waren nicht die einzigen im Zeltlager. An allen Ecken und Enden rumorte es, und immer wieder gab es wütendes Geschrei, hervorgestoßene Drohungen und lautstarken Protest.

Dann kam ein weiterer Befehl von der *Roten Traube.* Eine Vielzahl von Stiefeln bewegte sich durch den knirschenden Sand, und diese Geräusche kamen ohne Frage näher. Unmittelbar vor Bathans Hauptzelt ließ der Anführer seine Leute anhalten. Bathan trat heran und baute sich vor dem Eingang auf. Rhiana und ihre Gefährten hielten den Atem an. Die Prinzessin hielt Eisfell fest und schickte ihm beruhigende Gedankenbilder.

»Ihr da«, sagte der Anführer, ein behelmter, vollbärtiger Mann mit kleinen, flinken Augen. »Habt Ihr fünf bewaffnete Leute und einen Hund gesehen? Es handelt sich um gefährliche Aufrührer aus Aventurien.«

»Nein«, antwortete Bathan, »und ich interessiere mich auch nicht für Politik. Außerdem seht Ihr ja, dass wir im Aufbruch begriffen sind. Steht uns bitte nicht im Weg herum.«

»Ihr habt gefälligst mir nicht im Weg herumzustehen!«, brüllte ihn der Soldat an. »Wenn Ihr nicht gehorcht, lasse ich Euch in den Kerker stecken.«

Bathans Leute hatte die ganze Zeit hindurch weitergearbeitet und sich scheinbar nicht um die Soldaten gekümmert. Auf den letzten Satz des Anführers hin ließen sie alles stehen und liegen, was sie gerade in die Hand genommen hatten, und sprangen mit gezückten Krummdolchen heran. Im nächsten Moment war Bathan von einer zehnköpfigen Schar junger Leute umringt, deren grimmige Mienen keinen Zweifel daran ließen, dass sie die Verhaftung des Händlers nicht ohne Weiteres zulassen würden.

»Mein Tabust«, erklärte der Händler stolz. »Alles Söhne und Töchter von mir.« Er wandte sich ihnen zu. »Der Hauptmann hat es nicht so gemeint. Geht wieder an eure Arbeit, Kinder.«

Fast genauso schnell, wie sie herangesprungen waren, verschwanden die jungen Leute wieder.

Der Anführer der Soldaten war sichtlich beeindruckt. Deutlich höflicher fragte er: »Sicherlich habt Ihr nichts dagegen, wenn wir Euer Zelt durchsuchen?«

»Nein, durchaus nicht«, sagte Bathan freundlich, ohne indes den Eingang freizumachen. »Aber Ihr wisst, wer ich bin?«

»Nun, ein Händler aus dem varstaanischen Süden,

wer sonst?«, meinte der Mann leichthin und wandte sich seinen Leuten zu.

Bevor er einige seiner Soldaten in das Zelt schicken konnte, sagte Bathan: »Nicht so schnell, Hauptmann. Ihr solltet zuvor wissen, worauf Ihr Euch einlasst, wenn Ihr das Zelt durchsucht.«

Der Anführer drehte sich zu ihm um. »Was meint Ihr damit?«

»Ich bin in der Tat ein Händler aus dem Süden Varstaans«, erläuterte Bathan freundlich. »Und zwar aus Sika, der Leuchtenden Stadt. Mein Name ist Miko Bathan, und ich denke doch, Ihr habt diesen Namen schon irgendwann einmal gehört. Ich bin Hoflieferant der Uribai und des Königs.«

Offenbar hatte der Mann diesen Namen tatsächlich schon gehört, denn er verneigte sich leicht. »Verzeiht, wenn ich Euch nicht gleich erkannt habe und es an Höflichkeit und schuldigem Respekt fehlen ließ, Hoflieferant Bathan. Aber Ihr selbst habt uns vorhin erlaubt, das Zelt zu durchsuchen.«

Der Händler nickte.

»Das ist richtig, Hauptmann, und ich stehe zu meinem Wort. Ich sehe durchaus ein, dass Ihr Eure Befehle habt und die Suche nach Aufrührern im Moment vielleicht wichtiger sein mag als das Dekret, das die Rechte der Händler in der Zeltstadt festgeschrieben hat. Aber Ihr werdet erlauben, dass ich diesen

Umstand und ... Wie war doch gleich Euer Name, Hauptmann?«

»Ilfhart Jagordes«, antwortete der Anführer.

»... dass ich also die durch Euch, Hauptmann Jagordes, angeordnete Durchsuchung der Uribai melden werde. Ich muss dies leider tun, Hauptmann, schon allein deshalb, um mir die von Euren Leuten verursachten Schäden ersetzen zu lassen.«

»Von welchen Schäden sprecht Ihr?«, fragte Hauptmann Jagordes sichtlich verwirrt.

»Von den Schäden, die unvermeidlich sind, wenn Unkundige die Waren anrühren. Wisst Ihr, wie viel Geld mich die Kashdas gekostet haben, die dort lagern? Und wie zerbrechlich sie sind? Und wie teuer die Duftöle sind, die dann auslaufen könnten? Ihr müsst wissen, dass wir noch keine Gelegenheit hatten, die Kashdas wieder bruchsicher in den Tagosa zu verstauen. Meine Tochter Raika ist übrigens die Einzige in meinem Tabust, die diese Aufgabe übernehmen darf. Die Arbeit erfordert großes Geschick und eine extrem ruhige Hand. Von uns anderen, mich selbst eingeschlossen, traut sich niemand, die Kashdas anzufassen. Aber vielleicht sind ja unter Euren Soldaten einige, die es mit Raika aufnehmen können. Dann habt Ihr gar nichts zu befürchten.« Er gab den Eingang frei. »Bitte sehr, Ihr könnt beginnen.«

Der Hauptmann bedachte das Für und Wider und

sagte dann: »Holt bitte Eure Tochter und lasst sie die Kashdas verstauen. Wir warten so lange.«

»Das will ich gern tun, Hauptmann Jagordes. Aber Raika hat beim Abbau der Zelte mit angefasst. Wir müssen erst ihre Hände ölen und einen Atantee kochen, damit sie die innere Ruhe für diese Arbeit bekommt. Danach wird sie sofort anfangen. Allerdings kann es bis Mittag dauern, bis alles verpackt ist.«

»Wie stellt Ihr Euch das vor?«, lamentierte der Hauptmann. »Ich muss auch noch andere Zelte durchsuchen!«

Er tat einen Schritt in das Zelt und fragte: »Wo sind diese Kashdas?«

»Weiter hinten im Zelt. Einige stehen unter umgestülpten Weidenkörben, um sie zu schützen. Aber hier links steht auch eine. Seht Ihr? Um ein Haar wäret Ihr daraufgetreten.«

Erschrocken zog sich der Hauptmann zurück. »Warum haltet Ihr so wenig Ordnung? Ihr lauft doch große Gefahr, selbst daraufzutreten.«

»Was wisst Ihr denn von diesen Dingen!«, empörte sich Bathan. »Ich halte peinlichste Ordnung! Und ich selbst weiß schließlich, wo ich die einzelnen Kashdas aufbewahre. Jede hat ihren besonderen Platz, wenn sie nicht in ihrem Tagos ruht, denn die einzelnen Duftöle müssen deutlich voneinander getrennt werden, weil sie sich sonst in ihrem Duft gegenseitig be-

einflussen können.« Er breitete die Hände aus. »Was ist nun, Hauptmann? Lasst Eure Leute das Zelt durchsuchen, lasst es bleiben, oder kommt später wieder. Ihr habt uns schon lange genug aufgehalten.« Freundlicher fügte er hinzu: »Könnt Ihr Euch wirklich vorstellen, dass flüchtige Aufrührer in das Zelt eingedrungen sind, ohne eine einzige Kashda zu zerbrechen? Und wenn sie eine Kashda zerbrochen hätten, wäre der Duft bis zum Palast hinauf zu riechen. Und noch etwas, Hauptmann Jagordes. Wir reisen heute noch ab. Wie sollten in diesem Zelt versteckte Aufrührer denn entkommen? Ich hörte, dass alle Zugänge zur Zeltstadt abgeriegelt wurden.«

Der Hauptmann warf einen letzten flüchtigen Blick in das Zelt, ohne sich dabei jedoch vom Fleck zu rühren. »Ihr habt mich überzeugt, Hoflieferant Bathan«, sagte er. »Verzeiht meine Beharrlichkeit, aber ich musste nur meinen Anweisungen genügen.«

Dann gab er seinen Leuten den Befehl, zum nächsten Zelt zu marschieren, und schloss sich ihnen an.

8 – Das Gildenhaus

Königreich Talania, Uribat Jubra, Jubra, Ende Rahja 916 BF

Am dreizehnten Tag ihres Asyls kehrte Hochmeister Arosa ak Rasinak von einer Reise zurück und empfing Nialin in seinem Amtszimmer. Sie kannte ihn nur dem Namen nach und war überrascht, dass er noch verhältnismäßig jung war: kaum fünfzig, bartlos, leicht schielend, mit kantigen Gesichtszügen, blauen Augen und langem, kastanienrotem krausen Haar, das zum traditionellen Dreizopf der Glasmacher gebunden war. Sie hatte sich einen Hochmeister stets als uralten Patriarchen vorgestellt.

Er trug ein schlichtes weißes Linnenhemd, weite dunkelblaue Baumwollhosen und darüber, wie jeder andere Glasmacher auch, eine Lederschürze, die von der Brust bis zu den Knien reichte. Diese Schürze allerdings war mit Dutzenden von seltsamen Zeichen oder Symbolen aus Goldlamé verziert, und weitere dieser Zeichen und Symbole waren mit Gold- und Silbergarn aufgestickt. Die Yaba wusste, dass dies trotz der Besonderheiten die Arbeitsschürze des Meisters war. Dass die Schürze zahlreiche dunkle Brandflecke aufwies, bestätigte dies. Die Gambosa, ein talarähnliches Gewand aus grünem Samt und darin

eingewebten, zigfach gebrochenen vielfarbigen Glasfäden, trug der Hochmeister der Glasmacher nur bei zeremoniellen Anlässen.

Rasinak hatte sich bei ihrem Eintritt aus seinem hochlehnigen Sessel erhoben, der zusammen mit einem wuchtigen, mit Schnitzereien überladenen Schreibtisch vor einer Wand aus bernsteingelben Glassteinen stand. Die Sonne ließ das Glas funkeln, und ein farbloses Butzenglasfenster brachte weiteres Licht in den Raum.

Nialin trat näher und sagte nichts. Obwohl sie seit Tagen auf diesen Moment gewartet hatte, wollten ihr die richtigen Worte nicht einfallen.

Rasinak blieb ebenfalls stumm und wartete, bis der Hausmeister die Tür wieder geschlossen hatte.

»Ich danke Euch dafür, dass Ihr unser Gildenhaus als Zufluchtsort erwählt habt«, sagte er dann. Er wies auf einen kleineren Sessel vor dem Schreibtisch. »Setzt Euch doch.«

Nialin kam der Aufforderung nach, und Rasinak nahm ebenfalls Platz. Die Shauka wusste nicht, was sie von der Begrüßung halten sollte. Es konnte sich nur um Spott handeln, aber im Tonfall des Hochmeisters hatte sie diesen nicht entdecken können.

»Wir bedauern, Euch damit Ungemach bereitet zu haben«, sagte sie steif. »Aber uns blieb keine andere Wahl. Die jubranischen Söldner haben uns gejagt und

viele von uns getötet. Das Gildenhaus war unsere letzte Rettung.«

»Ihr müsst Euch nicht entschuldigen. Offenbar habt Ihr mich missverstanden. Ich danke Euch wirklich dafür, dass Ihr zu uns und nicht zu den Tagosaten gegangen seid.« Er lächelte ein feines, fast versponnen wirkendes Lächeln. »Ihr wisst das vielleicht, aber es gibt eine gewisse Rivalität zwischen diesen beiden Gilden, und ich hätte es Hochmeisterin Rutil ob Shelodim nicht gegönnt, Euch zu beherbergen.«

»Ich verstehe nicht«, sagte Nialin verwirrt. »Wir wussten, dass die Söldner es nicht wagen würden, das Gildenhaus der Glasmacher zu betreten. Deshalb haben wir in unserer Not Einlass begehrt. Das Gildenhaus der Futteralmacher hätte uns da wenig genützt.«

»Ist es noch nicht bis Mojeness vorgedrungen, dass auch den Tagosaten – oder Futteralmachern, wie Ihr sie etwas respektlos genannt habt – unter Uriba Tanatis das Privileg zugestanden wurde, ihr Haus uribatischer Gewalt entziehen zu dürfen?«, fragte der Hochmeister erstaunt.

»Nein, das wusste ich nicht. Wie kam es dazu?«

»Die Tagosaten konnten überzeugend darlegen, dass sie ebenso wie die Glasmacher mit Magie vertraut sind. Sie drohen damit, keine Tagosa mehr anzufertigen, falls sie nicht gleichgestellt würden. Seid

so freundlich und erwähnt nicht, dass Euch das Privileg der Tagosaten nicht bekannt war, falls Ihr auf die Shelodim treffen solltet. Ich habe nämlich vor, ein bisschen damit anzugeben, dass wir von Euch erwählt wurden.«

»Wenn ich Euch damit einen Gefallen tun kann«, sagte die Yaba. »Ich bin davon ausgegangen, dass Ihr uns nur widerwillig dulden und vielleicht sogar verraten würdet. Ich hätte sogar ein gewisses Verständnis dafür, wenn Ihr so handelt. Gewiss ist es nicht einfach, Tanatis zu trotzen, und es bringt Euch Nachteile.«

»Der Uriba hat die Gilde aufgefordert, Euch auszuliefern«, sagte Rasinak leichthin. »Er nannte Euch und Eure Leute Räuber und Mörder, die des Schutzes der Gilde unwürdig seien.« Der Hochmeister zuckte mit den Schultern. »Jeder politische Flüchtling, der bei uns Unterschlupf findet, wird von den Herrschenden so bezeichnet. Der Uriba weiß, dass wir seiner Forderung nicht nachkommen werden. Und bei allem, was man gegen ihn einwenden mag, muss man ihm zugestehen, dass er ein Mann ist, der die magischen Künste ehrt und ihre Privilegien nicht tagespolischen Interessen opfern wird. Obendrein würde er sich damit den Zorn der Hohen Loge der Magier zuziehen, und das würde ihm schlecht bekommen.«

»Wir möchten die Gastfreundschaft der Gilde oh-

nehin nur so lange beanspruchen, bis die Söldner dort draußen abgezogen sind.«

»Ich weiß, Arlos-Tochter.«

Nialin war wie vor den Kopf geschlagen. »Woher wisst Ihr ...«

»Es wurde mir zugetragen. Glaubt Ihr, nur die Shaudaren und Shauka wüssten darüber Bescheid? Was denkt Ihr denn, warum euch der Uriba mit so vielen Leuten hat jagen lassen? Er weiß ebenfalls, dass Ihr die Tochter des früheren Königs seid. Eine seiner beiden Töchter, um genau zu sein.«

»Wollt ... wollt Ihr damit sagen, der Überfall ...«, stammelte Nialin. »Wollt Ihr damit sagen, der Überfall auf unsere Dibana ist nur erfolgt, um mich zu fangen oder zu töten? Sind all die Shauka nur meinetwegen gestorben?«

»Es ist wohl leider wahr«, sagte Rasinak. »Aber Ihr dürft es Euch nicht so zu Herzen nehmen. Die Shauka haben Tanatis durch ihre zahllosen Überfälle so sehr gereizt, dass eine Strafexpedition aus seiner Sicht unvermeidbar war. Es wäre so oder so passiert. Aber dass es jetzt passiert ist, galt wirklich in erster Linie Euch.«

»Was will Tanatis von mir? Was bin ich so Besonderes?«

»Ist denn die Tochter von König Arlos nichts Besonderes?«

»Nein!«, sagte Nialin trotzig.

»Das sieht Hogard anders.«

»Hogard? Wir sprachen doch von Tanatis. Was hat denn der Verräter Hogard damit zu tun?«

Rasinak seufzte. »Hogard hat natürlich ebenfalls erfahren, dass Ihr die Tochter von König Arlos seid. Ich fürchte, Hogard hat Tanatis gezwungen, gegen Euch vorzugehen. Er will Euch in seine Gewalt bringen oder Euch tot sehen.«

»Ich bin eine Yaba der Shauka, und wir wollen im Uribat Yubra die Armen vor der Ausbeutung der Reichen und Mächtigen schützen!«, erklärte Nialin zornig. »Was geht das Hogard an?«

»Yaba, wenn Ihr Erfolg hättet, würde dies Auswirkungen auf ganz Talania haben – das muss Euch doch klar sein. Wenn Ihr die Macht im Uribat gewinnt und das Land neu aufteilt, greift dies wie ein Lauffeuer auf Paduran über, und früher oder später würde auch Lanatira erschüttert. Der Adel insgesamt wird dies nicht dulden, keiner von den Herrschern, ganz gleich ob es sich um Günstlinge oder Gegner von Hogard handelt.«

Nialin musste sich eingestehen, dass sie niemals so weit gedacht hatte. Ihr war es stets darum gegangen, den Menschen zu helfen, die unter der erdrückenden Steuerlast verzweifelten, die in den Schuldturm und in die Kerker wanderten, die ihrer Meinungen wegen

gefoltert und getötet wurden, die ihre Söhne und Töchter durch Presskommandos verloren. Trotzdem war ihr nicht ersichtlich, welches Interesse Hogard speziell an ihr haben sollte, ob sie nun die Tochter von Arlos war oder nicht.

»Aber ich bin nur eine von vielen Shauka«, sagte sie hilflos.

»Ihr seid eine Yaba.«

»Ich führe die Shauka nicht allein, und wenn ich sterbe, werden andere sie leiten.«

»Stellt Euer Licht nicht unter den Scheffel«, ermahnte sie der Hochmeister. »Solche Bewegungen sind stark von jenen abhängig, die Ideen haben und ihre Anhänger zu begeistern wissen. Und zu denen gehört Ihr.« Er machte eine kleine Pause. »Aber das ist nur eine Seite der Medaille, Prinzessin Nialin. Ich wollte Euch damit nur deutlich machen, dass Euer Handeln und Tun Konsequenzen hat oder zumindest haben kann, die ganz andere Gegner auf den Plan rufen, als Ihr sie Euch wünscht und vorgestellt habt.«

Er hüstelte leicht und nahm aus einem Pokal einen Schluck Wein. »Darf ich Euch etwas anbieten? Ich kann dem Hausmeister läuten.«

Die Yaba schüttelte den Kopf. »Wir haben dank der Gastfreundschaft Eurer Gilde reichlich zu Mittag gegessen, und uns wurde auch Wein gereicht. Ich habe im Moment keinerlei Wünsche.«

»Wie Ihr wollt. Um zum Thema zurückzukehren: Uriba Tanatis ist ein alter Mann, der sich nicht mehr viel erhofft, seine Ruhe haben will und vielleicht auch irgendwie seinen Frieden mit der Welt schließen möchte. Die Shauka sind ihm lästig geworden, aber wahrscheinlich hätte er von sich aus nicht so viele Söldner in das Mojetal geschickt, zumindest nicht zu diesem Zeitpunkt.«

»Aber Hogard sieht das anders, nicht wahr? Er will das Übel mit der Wurzel ausrotten.«

»Zweifellos, aber er hat gerade andere Sorgen, als sich um Räuber und Rebellen zu kümmern, die im Augenblick nicht ihn, sondern seinen Vasallen bedrohen.«

»Dann verstehe ich Eurer Rede Sinn nicht, Hochmeister.«

»Ich will damit sagen, dass Ihr für Hogard weniger eine Yaba der Shauka als die Tochter von König Arlos seid.«

»Das habt Ihr bereits erwähnt, aber ich verstehe Euch trotzdem nicht. All dies aus Hass auf den früheren König, den er doch längst gestürzt, aus dem Lande gejagt und später hat umbringen lassen?«

»O nein«, wehrte der Hochmeister ab. »Hogard hat König Arlos nie gehasst, sondern eigentlich sogar bewundert.«

»Dann verfügt er über eine höchst seltsame Art,

seine Bewunderung zum Ausdruck zu bringen«, sagte Nialin bitter.

»Er wollte die Macht, und das ließ ihn zum Verräter werden«, erwiderte Rasinak. »Aber manches, was er getan hat, geschah im Auftrag des Flammenbundes, dem er als Werkzeug diente und immer noch dient. Er hasst Euch nicht, Prinzessin Nialin, und er hasst auch nicht Prinzessin Rhiana. Aber leider macht das keinen Unterschied, denn er ist trotzdem jederzeit bereit, Euch und Eure Schwester umzubringen, wenn es seinen Interessen nützt.«

»Dann verstehe ich nicht, warum Ihr ihn in Schutz nehmt!«

»Ich nehme ihn nicht in Schutz, Prinzessin. Ganz im Gegenteil. Ich versuche lediglich, mich in den Feind hineinzuversetzen, um besser gegen das gewappnet zu sein, was er unternimmt.«

»Das müsst Ihr mir näher erklären«, forderte Nialin.

Rasinak trank einen weiteren Schluck Wein. »Ich habe frühzeitig davon erfahren, dass Hogard den Uriba veranlasst hat, gegen Euch vorzugehen. Fragt mich nicht wie – ich verfüge über gewisse Kontakte. Leider wusste ich nicht, was genau geplant war, sonst hätte ich Euch gewarnt.«

»Ihr?«, fragte Nialin. »Der Hochmeister der Glasmachergilde? Das könnt Ihr mir nicht erzählen!«

»Und doch ist es wahr. Was mich bewogen hätte, dies zu tun, wird später deutlich werden. Für den Moment soll Euch genügen, dass ich – und daran dürften meine bisherigen Ausführungen wohl kaum einen Zweifel gelassen haben – wie Ihr ein Feind von Hogard bin. Aus den vorhin erwähnten Gründen hielt ich es für unwahrscheinlich, dass Hogard zu diesem Zeitpunkt in den Shauka eine Gefahr für seine Herrschaft sieht. Und immer wieder fiel Euer Name, nur Euer Name und nicht der von Yabo Lurko Ulfjard. Und dann gelang es mir herauszufinden, weshalb Hogard Euch, und nur Euch, tot oder lebendig, unbedingt aus dem Spiel haben will. Er sieht seine Macht in Gefahr. Nicht oder noch nicht durch die Shauka. Sondern durch die Kinder des früheren Königs Arlos: Elim, Rhiana und Euch.«

»Ich strebe nicht nach persönlicher Macht«, erklärte Nialin.

»Das mag sein, aber Ihr fordert die Mächtigen heraus. Allerdings würde Euch Hogard auch dann als Gefahr ansehen, wenn Ihr friedlich in Mojeness oder wo auch immer leben würdet.«

»Ich bin achtundzwanzig Jahre alt. Warum ist Hogard nicht schon früher auf die Idee gekommen, dass ich für ihn eine Gefahr darstellen könnte?«

»Ich nehme an, ihm wurde genau wie mir erst kürzlich zugetragen, dass Prinzessin Rhiana eine ältere

Halbschwester hat, die in Talania lebt. Ihr habt Euch große Mühe gegeben, Eure Herkunft geheim zu halten. Davon abgesehen hat sich die Lage in Talania verändert. Hogard weiß, dass die Unzufriedenheit überall im Lande wächst. Ein Funke genügt, um einen Flächenbrand zu entfachen. Hinzu kommt, dass der Flammenbund, der ihn an die Macht gebracht hat, größere Pläne in Aventurien verfolgt und Talania keine so große Bedeutung mehr zumisst. Hogard kann nicht in dem Maße mit Unterstützung von außerhalb rechnen, wie das früher der Fall war, sondern muss im Gegenteil Schiffe und Soldaten für die Ziele des Bundes bereitstellen. Er ist nicht dumm, Yaba. Er weiß, dass all den Unzufriedenen im Grunde nur ein Führer oder eine Führerin fehlt, eine Person, der sich alle unterordnen können, die den vielen unterschiedlichen Interessen ein gemeinsames Ziel gibt. Wer könnte dazu besser geeignet sein als ein Kind des früheren Königs?«

»Da wüsste ich jemanden«, sagte Nialin spitz. »Den Hochmeister der Glasmachergilde.«

»Keineswegs«, wehrte Rasinak ab. »Würden sich Eure Shauka einem Glasmacher unterordnen? Wohl kaum. Die Waffenschmiede von Horknir auch nicht. Das Gleiche gilt für die Querköpfe auf den Suderbroken. Dass sich die Hochmeisterin der Tagosaten mir fügen würde, ist ganz und gar ausgeschlossen, dass eine Magnifizenz aus der Hohen Loge der Magier zu

Jubra dies auch nur erwägen könnte, völlig undenkbar. Und um Hogard zu stürzen, müssten sich den Aufständischen auch Teile des Militärs und des Adels anschließen. Die würden nur ihresgleichen folgen.«

»Und Ihr meint, sie würden mir folgen?«, spottete die Yaba. »Einer illegitimen Tochter von Arlos?«

»Das ist Prinzessin Rhiana auch.«

»Aber sie wurde im Gegensatz zu mir von meinem Vater anerkannt und von ihm zur Thronfolgerin bestimmt.«

»Es geht nicht so sehr darum, was Teile des Adels oder des Militärs wirklich tun würden, sondern darum, was Hogard ihnen zutraut. Und Hogard glaubt in der Tat, dass sie Prinzessin Rhiana oder sogar Euch eher folgen würden als jemandem aus ihrer Mitte. Und ich glaube das auch. Im Übrigen scheint Ihr meine Rolle nicht ganz richtig zu sehen. Ich führe den Widerstand gegen Hogard nicht an, sondern sammle nur Informationen, helfe vielleicht unauffällig hier und da. Mehr darf ich mir auch gar nicht erlauben, weder der Gilde noch den Herrschenden gegenüber. Die drei magischen Gilden – die Magier, die Glasmacher und die Tagosaten – genießen gewisse Privilegien, sind aber nicht sakrosankt. Es gibt in diesen Gilden eine Menge Widerstand gegen Hogard, und ich kann mir Umstände vorstellen, bei denen sich dieser Widerstand auch entlädt. Aber die Gilden können

sich vorerst keine offene Parteinahme erlauben. Die Magier gehen schon sehr weit, wenn sie sich weigern, den Herrschenden als Kampfmagier zu dienen.«

»Das habe ich anders erlebt«, sagte Nialin bitter. »Eine Magierin hat die jubranischen Söldner begleitet, uns bis in den Sibaner Sand verfolgt und einen Dämon erweckt, der uns zu vernichten suchte.«

Der Hochmeister nickte. »Dabei dürfte es sich um Shee id Tilisi handeln, einstige Magisterin und Magnifizenz der Magischen Akademie zu Jubra. Sie wurde aus der Hohen Loge ausgeschlossen. Hat sie eine Kashiba benutzt?«

»Allerdings.«

»Nun, damit wird es bald vorbei sein. Die Tagosaten haben das Tagos, in dem sie ihre Kashiba aufbewahrt, aus der Hohen Reihe entfernt.«

Nialin schaute ratlos drein. »Das müsst Ihr mir erklären. Ich weiß wenig über Magie und noch weniger über diese Futterale.«

»Ihr wisst aber, dass die talanischen Magier anders als in Aventurien Glasbläserarbeiten benötigen, um Magie zu wirken?«

»Ja, aber den Grund dafür kenne ich nicht.«

»Auf Talania wirken magische Kräfte, die ohne eine Kashiba nicht in den Griff zu bekommen sind. Jedenfalls nicht von Akademiemagiern. Druidische und nichtmenschliche Magie ist davon nicht betroffen. Eine

Kashiba wird nach den besonderen Wünschen eines Magiers aus magischem Quarz geblasen, aber die in der Kashiba gespeicherte Magie ist flüchtig. Allein ein Tagos, das ebenfalls magisch präpariert wird, vermag den Schwund aufzuhalten oder zumindest zu verlangsamen. Tatsächlich schützt auch ein Tagos eine Kashiba nur einige Jahre lang. Wenn sie oft benutzt wird, sind es manchmal nur Monate. Das macht den besonderen Rang der Glasmacher und – wie ich widerwillig zugeben muss – auch der Tagosaten in Talania aus. Es besteht immer wieder Bedarf an Kashiben und Tagosa.«

»Und was hat es mit der Hohen Reihe auf sich?«

»Ich bin kein Tagosat, und deren Gilde macht ein Geheimnis aus der Kunst, magische Futterale herzustellen. Aber ich weiß genug, um Euch einen ungefähren Eindruck zu vermitteln. Die Tagosaten fertigen das Tagos aus siebenfach gekochter Seeschlangenhaut, Filz, Samt und anderen Stoffen, die zuvor magisch behandelt wurden. Nur ein kleiner Teil des Materials wird für das Tagos benutzt. Der Rest wird im Gildenhaus gelagert, auf der bereits erwähnten Hohen Reihe, und muss in gewissen Abständen mit magischen Substanzen behandelt werden. Wird dies unterlassen, verliert auch der mit ihm in magischer Verbindung stehende Stoff des Tagos seine Wirksamkeit. Nimmt die Gilde also einen Stoff aus der Hohen Reihe und behan-

delt ihn nicht mehr, verliert das Tagos innerhalb weniger Monate seine Schutzfunktion, und die Kashiba wird unbrauchbar.« Er machte eine kleine Pause. »Ihr seht also, Magier, Glasmacher und Tagosaten sind in Talania aufeinander angewiesen. Ohne Kashiben keine Magie, aber ohne Tagosa sind auch die Kashiben nicht lange von Nutzen. Leider.«

»Ich habe mir über diese Zusammenhänge niemals Gedanken gemacht«, gab Nialin zu. »Glasmacher und Futteralmacher waren für mich in erster Linie Handwerker, deren Arbeiten ich bestaunt habe. Ich dachte immer, die Magier selbst würden aus ganz normalen Glasmacherskulpturen magische Kashiben machen.«

»Nein, dazu sind sie nicht in der Lage. Aber Ihr habt Recht, wir sind in erster Linie Handwerker, und die magischen Arbeiten sind eingeweihten und besonders fähigen Meistern vorbehalten. Das weitaus meiste Glas, das wir brennen und blasen, und die weitaus meisten Tagosa der Tagosaten dienen praktischen Zwecken oder werden als Schmuck und Schmuckkästen genutzt.«

»Können aventurische Magier eigentlich etwas mit Kashiben und Tagosa anfangen?«, fragte die Yaba.

»Wenig. Geblasene Skulpturen aus magischem Quarz sind als magische Fokusse besser geeignet als viele andere Dinge – und entsprechend die Futterale, die der Aufbewahrung dienen –, aber ansonsten ha-

ben sie auf dem Kontinent keine große Bedeutung. Dass man dort unsere Glasarbeiten schätzt, hat eher mit deren Schönheit zu tun.«

Nialin versuchte zu überdenken, was sie erfahren hatte. Sie hatte jedoch den Eindruck, dass die Fragen, die über die nächste Zukunft entschieden, noch nicht behandelt worden waren. »Ich danke Euch für Eure reichhaltigen Informationen. Aber ich vermute, Ihr nehmt Euch nicht ohne bestimmte Absichten so viel Zeit, um mit mir zu plaudern?«

»Ihr habt eine sehr direkte Art, Eure Meinung mitzuteilen«, meinte der Hochmeister. »Aber das ahnte ich bereits, und das schätze ich.«

»Gut«, erwiderte Nialin. »Dann seid doch bitte so freundlich, mir zu erklären, wie wir aus dieser für beide Seiten unbequemen Lage herauskommen.« Sie deutete zum Fenster. »Dort draußen warten seit fast zwei Wochen Söldner darauf, dass wir die Nase aus der Tür stecken. Sie wagen nicht einzudringen, aber sie ziehen auch nicht ab. Was sollen wir tun?«

»Was wollt Ihr denn tun?«

»Das fragt Ihr mich? Meine Gefährten und ich werden hier nur geduldet. Ihr könnt uns jederzeit vor die Tür setzen.«

»Und Ihr wisst, dass wir dies nicht tun werden. Es gibt aber Möglichkeiten, Euch auf einem geheimen Weg aus dem Gildenhaus zu bringen. Doch die Frage

bleibt: Was wollt Ihr tun? Wollt Ihr zurück zu Euren Leuten ins Mojetal? Es wird schwierig sein, denn Söldner kontrollieren die Straßen und die Pässe. Und was werdet Ihr tun, falls es Euch doch gelingt? Weitere Überfälle ausführen? Darauf warten, dass der Uriba weitere Soldaten schickt?«

Nialin versteifte sich. Sie sah dem Hochmeister in die Augen, aber sein Silberblick irritierte sie, und sie konnte nichts darin erkennen. »Macht Ihr Eure weitere Hilfe von unseren Plänen abhängig?«

»Nein, natürlich nicht. Aber ich möchte nicht, dass Ihr am Ende Hogard in die Hände fallt. Er wird Euch töten lassen. Mir wurde gesagt, dass Ihr mehr tot als lebendig wart, als Ihr über die Schwelle dieses Hauses kamt, und ich sehe Eure noch nicht verheilten Verletzungen. Deshalb muss die Frage erlaubt sein, wie Ihr Euch den Nachstellungen der Söldner entziehen wollt. Ihr seid nur noch zu dritt.«

Ja, dachte Nialin. *Nur noch Ishilea, Grall und ich. Von einundzwanzig Shauka, die ausgezogen sind. Und die, wie ich hier erfahren musste, einzig und allein meinetwegen gestorben sind. Nicht nur meiner Fehler wegen, wie ich es bisher glaubte, sondern auch aufgrund meiner Person.*

Sie musste an Arken denken, der am Ausgang der Höhle verbrannt war, und das Herz tat ihr dabei weh. Aber Arken und sein Lany hatten einen zwar schrecklichen, aber zumindest schnellen Tod erlitten. Für die

anderen, die an der Slievküste und auf dem Weg nach Jubra gestorben waren, galt das nicht unbedingt.

Sie hatten die Höhle kaum verlassen, als sie in einen Hinterhalt der Söldner gerieten. Lanzenreiter auf Lanys, mit denen sie gerechnet hatten, aber auch Langbogenschützen. Wie diese so schnell an die Küste gelangt waren, blieb ein Rätsel. Möglicherweise gehörten sie zu Verstärkungen, die von Anfang an die Küste abgeriegelt hatten. Nialin bedauerte nachträglich, dass sie Arkh die Küste nicht in ganzer Länge hatte abfliegen lassen.

Es war ein wahrer Pfeilregen, der ohne Vorwarnung auf sie niederging, und dann preschten die Lanzenreiter auf ihren Lanys heran, die in einer von der tief stehenden Sonne beschatteten Felsspalte auf der Lauer gelegen hatten. Safrid und Suanin starben durch Pfeile, die sich ihnen in Brust und Kehle bohrten. Ishilea, Tjaldor und Nialin selbst wurden durch Pfeilschüsse verwundet, das Lany von Annid brach pfeilgespickt zusammen. Der bereits schwer verletzte Tjaldor wurde von einem Lanzenreiter aufgespießt, Norfos von mehreren Reitern in die Enge getrieben und schließlich durch einen grässlichen Säbelhieb in seine Schulter fast gespalten. Am Ende konnten lediglich Ishilea und Nialin, beide an Armen und Beinen verletzt, sowie Grall, der als Einziger den Angriff unbeschadet überstanden hatte, entkommen. Dies ge-

lang ihnen nur, weil Grall den Rückzug deckte und mit seinen Pfeilen die beiden ihnen am meisten zusetzenden Lanzenreiter aus dem Sattel holte.

Verfolgt von den Angreifern, fanden sie Zuflucht in einer Meergrotte. Ihnen war klar, dass die Söldner die Pässe abgeriegelt hatten und den nach Süden führenden Küstenweg ebenfalls versperrten. Damit blieb ihnen nur die Flucht nach Norden. Da sie auf Lanys zu auffällig waren, hatte Nialin absatteln lassen und die überlebenden Tiere – insgesamt waren es sechs, die meisten verletzt, was auch für Pull galt – mit einem Gedankenbild aufgefordert, sich eine Weile in der Gegend zu verstecken, Menschen zu meiden und dann ins Mojetal zurückzukehren. Da Nialin mit Pull Verbindung gehalten hatte, wusste sie, dass ihnen dies – bis auf eines der Tiere, das seinen Verletzungen erlag – einige Tage später gelungen war.

Die Söldner gaben nicht auf. Offenbar war eine Gruppe von zwanzig Leuten – Reiter und Fußsoldaten – zur Verfolgung abgestellt worden. Ohne Arkhs Hilfe wären ihnen die drei Shauka nicht entkommen. Der Adler kreiste hoch über dem Küstengebirge. Durch seine Augen sah Nialin, wo sich die Verfolger jeweils aufhielten, und konnte für sich und ihre Gefährten in dem unübersichtlichen Gelände einen halbwegs sicheren Weg finden.

Einmal, als die Söldner trotz alledem aufgeholt und

sie auf offenem Gelände fast gestellt hätten, fanden sie Zuflucht auf einem Bauernhof. Die Bäuerin, die von den Shauka gehört hatte und ihren Zielen mit Wohlwollen begegnete, begriff sofort, was vorging, und versteckte sie in einem Bückkeller unter dem Wohnhaus, dessen Eingang unmittelbar unter der Feuerstelle des Kamins kaum auszumachen war. Die Söldner durchsuchten das ganze Haus, stocherten mit Lanzen im Heu auf dem Dachboden herum, drangsalierten die Familie, schlachteten alle Hühner, ein paar Gänse und ein Schaf, fanden aber nichts. Trotzdem blieben sie in der Nähe.

In der Nacht gelang den Shauka die Flucht. Aber die Söldner waren wachsam geblieben, hatten vielleicht Geräusche gehört und hefteten sich wieder an ihre Fersen.In ihrer Not war Nialin eingefallen, dass es in Jubra zwei Orte gab, die Soldaten des Uribats versperrt waren: die Akademie der Hohen Loge der Magier und das Gildenhaus der Glasmacher. Inzwischen wusste sie, dass es mit dem Gildenhaus der Tagosaten noch einen dritten Ort gab, aber das hatte sich damals ihrer Kenntnis entzogen. Magier waren ihr nicht geheuer und zu nahe an den Herrschenden. Die Erfahrung mit der Söldnermagierin hatte sie zudem fragen lassen, auf welcher Seite sie eigentlich standen. Ihrer Gnade wollte sie sich nicht ausliefern. Also kam nur das Gildenhaus der Glasmacher infrage.

Sie benötigten mehrere Tage und Nächte, um Jubra zu erreichen, die Verfolger stetig im Nacken. Unterwegs halfen ihnen viele Menschen mit kleinen und mit großen Taten. Eine Heilerin zog Ishilea eine Pfeilspitze aus dem Oberschenkel, behandelte und verband ihre und Nialins Wunden. Ein Junge versteckte sie in einem Heuwagen. Ein Mädchen wies den Verfolgern absichtlich eine falsche Richtung. Auf Feldern arbeitende Mägde und Knechte gaben ihnen zu essen und zu trinken. Am Ende waren sie knapp vor den Söldnern, die immer noch nicht aufgegeben hatten, über die Türschwelle des Gildenhauses gestolpert.

Der Hochmeister hatte ihr Zeit gelassen, auf seine Frage zu antworten.

»Ich muss zugeben, ich bin etwas ratlos«, sagte Nialin schließlich. »Meine Welt war bisher klar geordnet. Ich wusste, dass mich die Herrschenden für meine Ziele und meine Unternehmungen vogelfrei erklären würden, aber ich spürte stets den starken Rückhalt der Shauka und habe bei meiner Flucht nach Jubra erfahren, wie viele Menschen die Ziele der Shauka insgeheim unterstützen. Aber ich habe niemals geahnt, dass ich durch meine Person die Shauka und ihre Sache gefährden würde. Wenn ich ins Mojetal zurückkehre, schade ich den Shauka wahrscheinlich mehr, als dass ich ihnen nützen könnte.«

Hochmeister ak Rasinak nickte. »Nach allem, was

ich hörte, musste Eure Halbschwester Prinzessin Rhiana ganz ähnliche Erfahrungen machen. Ich beneide Euch und Eure Schwester nicht.«

»Aber Ihr wollt von mir Antworten hören? Ich habe im Moment keine. Zeigt mir, Ishilea und Grall den Stollen, der aus dem Gildenhaus herausführt, und wir werden Euch nicht länger mit unserer Anwesenheit belasten. Uns wird beizeiten schon etwas einfallen.«

»Wenn Ihr dies wünscht, wird es geschehen, aber ich halte es nicht für eine gute Lösung. Darf ich Euch einen Gegenvorschlag machen?«

»Ihr seid unser Gastgeber. Ihr müsst nicht fragen.«

»Arbeitet mit mir zusammen, Prinzessin. Ihr alle drei. Nur auf Zeit, bis sich die Dinge so oder so entwikkelt haben. Ihr gebt dabei nichts auf und könnt Eure Entscheidung jederzeit wieder rückgängig machen.«

»Wie meint Ihr das? Wir sind keine Glasmacher und für eine Lehre wohl auch etwas zu alt.«

»Ich dachte nicht daran, Euch Glas blasen zu lassen. Aber Ihr habt aus dem, was ich Euch vorgetragen habe, vielleicht herausgehört, dass ich in Talania viele Augen und Ohren besitze. Es sind jedoch längst noch zu wenige. Und wie ich hörte, besitzt Ihr selbst weitere Augen und Ohren in der Tierwelt. Das könnte helfen, Hogards Absichten zu erforschen.«

»Woher wisst Ihr von meiner Gabe?«, fragte Nialin schroff.

»Ich habe davon gehört, wie ich von anderen Sachen gehört habe. Außerdem ist es die Arlos-Gabe. Prinzessin Rhiana hat sie ebenfalls, obwohl sie bei ihr offenbar nicht so gut entwickelt ist wie bei Euch. Prinz Elim, Euer schwachsinniger Bruder, dürfte sie auch besitzen. Vielleicht ist er gar nicht so schwachsinnig, wie alle denken, sondern kommt nur mit den Tierstimmen in seinem Kopf nicht zurecht.«

»Ach kommt, Hochmeister«, sagte Nialin ärgerlich und begegnete erneut seinem Silberblick. »Ihr seid bestens unterrichtet und wollt mich nicht als Spitzel an Hogards Hof gewinnen. Was also beabsichtigt Ihr wirklich?«

»Man kann Euch nichts vormachen, wie?« Rasinak lächelte. »Ja, Ihr habt Recht. Ich hätte eine andere Aufgabe für Euch, die Euch persönlich auch wesentlich mehr zusagen dürfte. Kennt Ihr Euch auf Varstaan aus?«

»Varstaan? Wenn Ihr so viel über mich wisst, dann dürfte Euch auch bekannt sein, dass ich auf Varstaan geboren wurde und dort aufgewachsen bin. Erst mit vierzehn, als meine Mutter starb, bin ich zu Verwandten ins Mojetal gezogen.«

»Um ehrlich zu sein, das wusste ich nicht«, sagte der Hochmeister sichtlich überrascht. »Umso besser. Tatsächlich macht Euch dies noch viel geeigneter, als es ohnehin der Fall war.«

»Was wollt Ihr also?«

»Ich möchte, dass Ihr mit Eurer Schwester Kontakt aufnehmt.«

»Rhiana?«, fragte Nialin verdutzt. »Ist sie in Talania? Auf Varstaan? Wie kann dies sein?«

»Ich will es Euch gern erklären, wenn Ihr zuvor einschlagt und mir versprecht, das Euch zugänglich gemachte Wissen tief in Euch zu bewahren.«

»Glaubt Ihr, ich laufe zu Tanatis oder Hogard und erzähle ihm alles?«, fragte Nialin gereizt.

»Nein, aber Ihr dürft auch Eure Gefährten nur in das Nötigste einweihen. Wenn irgendjemand von Euch sich verplaudert, werden Leute gefährdet, die sich für einen Umsturz als wichtig erweisen können – oder es schon sind.«

»Wen meint Ihr?«

»Sagt mir erst, ob Ihr einschlagt.«

»Dann müsst Ihr mir zunächst erläutern, was ich tun soll.«

»Ihr sollt Eure Schwester kennenlernen ...«

»Ich wüsste nicht, was mir lieber wäre.«

»Und Ihr sollt versuchen, sie darin zu bestärken, Königin von Talania zu werden.«

»Zögert sie denn, dem Wunsch unseres gemeinsamen Vaters zu folgen?«

»Prinzessin Rhiana scheint genauso eigensinnig wie Ihr zu sein, Prinzessin Nialin. Mir wurde berich-

tet, dass sie sich weigert – oder das Ziel zumindest nur halbherzig verfolgt.«

»Das macht sie mir auf der Stelle sympathisch.«

»Ja, das dachte ich mir. Aber eine von Euch beiden muss genau das tun, was Hogard befürchtet: Führerin des talanischen Widerstands werden und den Thronräuber davonjagen. Wenn Prinzessin Rhiana nicht einwilligt, setze ich auf Euch.«

»Ausgeschlossen!«, rief Nialin: »Ich mache das auf gar keinen Fall.«

»Ein Grund mehr, um Prinzessin Rhiana dazu zu bringen, ihre Rolle anzunehmen. Und vielleicht müsst Ihr Euch nicht einmal sonderlich anstrengen. Die Tatsache, dass es Katanis gelungen ist ...«

»Katanis? Der frühere Uriba?«

»Ebender. Darf ich fortfahren?«

Nialin nickte.

»Die Tatsache, dass es Katanis gelungen ist, Prinzessin Rhiana zu überzeugen, nach Talania zu kommen, deutet darauf hin, dass sie sich wohl doch ihrer Aufgabe stellen will. Aber was ist mit den Shauka? Würden sie sich Prinzessin Rhiana unterordnen und mitziehen?«

»Das vermag ich nicht zu beurteilen. Die Shauka lehnen den Adel insgesamt ab. Wahrscheinlich käme es sehr darauf an, welche Art von Frau Rhiana ist und ob sie den Shauka Zugeständnisse macht.«

»Genau das sollt Ihr herausfinden, Prinzessin. Und mehr. Ich möchte, dass Ihr Euch mit ihr verbündet. Als Yaba der Shauka. Und als Schwester. Könnt Ihr Euch überhaupt vorstellen, was es für Talania bedeuten würde, wenn die beiden Arlos-Töchter Seite an Seite den Widerstand anführten? Tausende würden sich erheben! Selbst viele von Hogards Soldaten würden überlaufen!«

»Sagtet Ihr nicht vorhin, Ihr seiet nur ein Beobachter, der höchstens ab und an kleine, unauffällige Hilfen erteilt?«, fragte Nialin ironisch. »Jetzt hört Ihr Euch wie der Inszenierer des Widerstands an, den ich von Anfang an in Euch vermutet habe.«

»Ihr täuscht Euch!«, sagte der Hochmeister ruhig. »Ich wünsche den Umsturz, aber ich führe ihn nicht an. Es ist so, wie ich sagte: Ich versuche in bescheidenem Maße, meinen Beitrag zu leisten. Aber mehr auch nicht.«

»Na schön, stellen wir das einfach mal so dahin. Und nehmen wir an, ich würde in Eurem Sinne wirken ...«

»Das ist zu wenig, Prinzessin Nialin!«

»Gut, ich verspreche Euch, dass ich mit Rhiana rede und ihr meine Unterstützung anbiete. Genügt Euch das?«

»Das ist genau das, was ich von Euch hören wollte.«

»Ihr werdet mir vorher noch eine Menge über die derzeitigen Machtverhältnisse in Talania und die

Stärke der Widerstandsbewegung insgesamt erklären müssen. Ich kenne bisher nur das, was wir vom Mojetal aus über Talania – und das ist im Kern nur Jubra – in Erfahrung gebracht haben, und das wird nicht ausreichen, um Rhianas Fragen zu beantworten.«

»Ich werde Euch umfassend informieren.«

»Beginnt einfach damit, dass Ihr mich über Katanis aufklärt. Und darüber, wie es ihm gelungen ist, Rhiana zu überzeugen, nach Talania zu kommen. Welche Rolle spielt er? Bisher hielt ich ihn für einen Verräter.«

»Ihr habt ein Talent dafür, sofort die wesentlichen Dinge zur Sprache zu bringen«, meinte Rasinak. »Vielleicht überlegt Ihr es Euch noch mal, redet Prinzessin Rhiana die Thronfolge aus und werdet doch selbst Königin. Ich würde euch folgen, denn Ihr habt die besten Voraussetzungen dafür.«

»Lasst das und kommt zur Sache!«, forderte Nialin ihn auf.

»Was Katanis will, weiß nur er selbst. Er war Vasall von König Arlos – ein treuer, bis zuletzt. Unter Hogard ist er tief gefallen, war zeitweise nichts weiter als ein kleiner Gutsbesitzer ...«

»Das nennt Ihr tief gefallen?«, spottete Nialin. »Meine Mutter hat nie ein Gut besessen, sondern als Atanitenschaberin für Leute wie Katanis gearbeitet. Ich selbst besitze auch kein Gut. Niemand von uns Shauka besitzt eins.«

»Ja, das ist mir durchaus bekannt. Ich selbst habe es zwar zu bescheidenem Wohlstand gebracht, aber vom Adel, der Grund und Boden, Pfründe und Macht besitzt, trennt mich viel. Versucht trotzdem, es aus Katanis' Sicht zu sehen. Katanis war Uriba von Varstaan, und man erzählt, dass er nicht nur Eurem Vater treu ergeben, sondern auch ein milder Herrscher war, der vom Volk geliebt wurde.«

»Gibt es das?«

»Ja, ich denke schon, wenigstens in Maßen. Niemand liebt die Steuerlasten, die ihm der Adel auferlegt, aber die Leute können doch unterscheiden zwischen Herrschern, die das Volk ausplündern – wie Hogard –, und Herrschern, die sich mäßigen, zwischen Herrschern, die willkürlich Soldaten pressen oder Leute einkerkern und foltern – wie Hogard es tut –, und Herrschern, die sich um Gerechtigkeit und Ausgleich bemühen. König Arlos und auch Katanis galten jedenfalls als Herrscher, unter denen es auch dem einfachen Volk vergleichsweise gut ging. Wie auch immer: Katanis hat König Arlos zur Flucht verholfen, blieb aber selbst auf Varstaan. Hogard, der bei allem, was man gegen ihn einwenden mag, ein schlauer Fuchs ist, hat ihn nicht köpfen lassen, sondern ihn nur entmachtet und das Uribat seiner Mätresse übergeben. Mit seiner Duldung – davon muss man jedenfalls ausgehen – gelangte Katanis allmäh-

lich wieder zu Amt und Würden und ist heute Hoher Rat und Verweser von Varstaan, also der zweithöchste Würdenträger des Uribats. Aber er scheint ein Gefolgsmann von König Arlos geblieben zu sein.«

Nialin runzelte die Stirn. »Scheint? Ihr seid Euch nicht sicher?«

»Ich sagte schon, nur Katanis selbst weiß, wer er ist und was er will. Ist er König Arlos treu geblieben und hasst Hogard, hasst die Annasco, die man ihm als Uribai vor die Nase gesetzt hat, oder sucht er nur nach einem Weg, den alten Rang erneut zu gewinnen, vielleicht sogar – weiß man's – König zu werden?«

»Wenn der Widerstand nicht weiß, ob er dazugehört, ist das eine schlechte Ausgangsposition«, stellte Nialin fest.

»Wohl wahr. Katanis hat nie versucht, mit uns Kontakt aufzunehmen. Aber zu seiner Entlastung muss man anmerken, dass er durch seine Offenbarung auch am meisten zu verlieren gehabt hätte, nicht nur seine neu errungenen Titel, Würden, Ämter und Besitztümer, sondern diesmal gewiss auch sein Leben. Und doch kennt sich Katanis mit dem Widerstand aus. Ich vermute, dass er über ein vergleichbares Netz an Gewährsleuten verfügt wie ich. Jedenfalls hat er sich vor einigen Monaten entschlossen, Prinzessin Rhiana zu suchen und sie zu bitten, die Führung des talanischen Widerstands zu übernehmen.«

»Ein gewagtes Unternehmen, wenn er diesem gar nicht angehört.«

»Ich sagte ja, wir haben Vorbehalte. Aber es kann durchaus sein, dass er erst dann an uns herantreten will, wenn er Prinzessin Rhiana für sich gewonnen hat. Um dann vielleicht Sonderwünsche wie die Rückgabe des Uribats Varstaan anmelden zu können – was ihm aus meiner Sicht auch zugestanden wird, wenn er sich als ehrlicher Verbündeter erweist.«

»Und er hat Rhiana gefunden?«

»Ja, er war darin geschickter und vielleicht auch beharrlicher als der Flammenbund. Er hat den Aufenthaltsort der talanischen Flüchtlinge aufgespürt. Dass er dieses Wissen nicht mit der Annasco oder Hogard geteilt hat, spricht im Übrigen für seine ehrlichen Absichten.«

»Ich bin erstaunt, wie Ihr all dies herausgefunden habt«, gestand die Yaba.

»Wir haben jemanden in seiner Nähe, dem er vielleicht nicht seine geheimsten Gedanken mitteilt, der aber doch sein Vertrauen genießt. Aber selbst diesem hat er das Ziel der Reise nicht verraten. Wäre es anders gewesen, hätten wir selbst versucht, Prinzessin Rhiana zur Rückkehr nach Talania zu bewegen.«

»Wir?«, hakte Nialin nach. »Mir ist aufgefallen, dass Ihr schon mehrmals im Plural spracht.«

»Mit Absicht und mit Bedacht, Prinzessin. Die Wi-

derstandsbewegung ist – auch ohne die Shauka, die uns bisher zu unberechenbar erschienen – schon so weit gediehen, dass sie auf mehreren tragfähigen Schultern ruht.«

»Aber so ganz scheint Ihr Katanis nicht zu trauen?«

»Ein drittes Mal: Nur er weiß, was er will. Da er bisher als Einzelkämpfer auftritt, können wir ihn nicht einschätzen. Er wird sich offenbaren müssen. Auch dabei erhoffe ich Eure Hilfe.«

»Haltet Ihr es für möglich, dass er in Wahrheit seinen Frieden mit Hogard gemacht hat und ihm zuarbeitet?«

Der Hochmeister zögerte kurz, aber dann sagte er fest: »Nein, Katanis ist ein Mann von Ehre. Warum sollte er im Alter noch zum Verräter werden? Mein Misstrauen gilt allein möglichen Machtansprüchen, die – über ein Uribat hinaus – von ihm vorgetragen werden könnten.«

»Wo genau finde ich ... meine Schwester?«, fragte Nialin.

»Vielleicht in Norfghas, vielleicht im Süden von Varstaan. Wir haben leider ihre Spur verloren, wissen aber, dass sie in Norfghas eingetroffen ist, zusammen mit Katanis und seinem Neffen Adik. Es scheint jedoch, dass Prinzessin Rhiana und ihre Gefährten von Katanis getrennt wurden. Sicher ist jedenfalls, dass sie von Soldaten der Krone in Norfghas gesucht, aber nicht gefunden wurden.«

»Soldaten der Krone in Norfghas?«, fragte die Yaba erstaunt.

»Hogard muss irgendwie von Prinzessin Rhianas Ankunft erfahren haben.«

»Und Katanis konnte sie nicht schützen?«

»Offensichtlich nicht, aber vielleicht ist es ihm gelungen, sie irgendwo zu verstecken. Katanis selbst und sein Neffe wurden seither nicht mehr in Norfghas gesehen.«

»Er könnte sie auf seinem Gut untergebracht haben«, wandte Nialin ein.

Rasinak schüttelte den Kopf. »Nein, dort ist sie nicht.«

Nialin dachte nach.

»Kann es sein, dass Katanis sie am Ende doch verraten hat?«

»Trotz meiner vorherigen Worte ist das natürlich nicht ganz und gar auszuschließen. Genauso gut ist es möglich, dass Katanis verraten wurde und bereits tot ist. Wir haben Mittel, manches herauszufinden, aber nicht alles.«

»Wenn Ihr ein solch enges Netz an Gewährsleuten besitzt, müsstet Ihr doch auch wissen, was im Palast vor sich geht.«

»Wir haben leider keine Verbündeten in Norfghas, und der Palast ist magisch abgeschirmt«, gestand Rasinak ein.

»Dann verstehe ich nicht, wie Ihr all das herausfinden konntet, was Ihr mir erzählt habt.«

Rasinak gab sich zugeknöpft. »Obwohl ich Euch traue, darf ich Euch nicht alles verraten.«

»Ihr müsst mir aber erzählen, wie Ihr an diese Informationen gelangt seid!«, bestand sie. »Ich will selbst beurteilen können, ob etwas daran ist. Es könnte schließlich auch eine Falle sein.«

Der Hochmeister überlegte eine Weile. »Ihr habt wohl Recht«, seufzte er dann. »Prinzessin Rhianas Ankunft wurde mit Hilfe eines Schwarzen Auges beobachtet, desgleichen die Suche der Söldner nach ihr und ihren Gefährten. Seid Ihr mit Atawa wie dem Schwarzen Auge vertraut?«

»Ich weiß nur, dass magische Fähigkeiten nötig sind, um es zu benutzen.«

»Wohl wahr. Doch selbst ein Magier vermag mit dem Schwarzen Auge ferne Dinge nur zu sehen. Er kann nicht hören, was gesprochen wird. Und der magisch abgeschirmte varstaanische Palast ist ihm ganz und gar entzogen.«

»Und doch seid Ihr sicher, dass Hogards Soldaten nach Rhiana und nicht nach anderen Leuten gesucht haben?«

Rasinak nickte. »Es gelang dem Magier, einen Blick auf eine Schriftrolle zu werfen, die von einem der Hauptleute gelesen wurde. Es handelte sich um den

Befehl, eine Gruppe von Aventuriern festzunehmen oder zu töten. Das Aussehen der Aventurier wurde genau beschrieben. Es kann sich nur um Prinzessin Rhiana und ihre Freunde handeln.«

»Wenn ich sie finden soll, müsst Ihr sie mir auch beschreiben«, forderte Nialin.

»Prinzessin Rhiana ist eine auffallend schöne junge Frau mit langen blonden Haaren und gerüstet wie eine Kriegerin – aber vielleicht hat sie sich inzwischen verkleidet, möglicherweise sogar die Haare abgeschnitten oder gefärbt. In ihrer Begleitung befinden sich ein Wolfshund, eine Halbelfe, eine ältere Amazone mit nur einem Auge und zwei Männer vom Festland, der eine blond, der andere ein dunkelhaariger Tulamide, falls Euch das etwas sagt.«

»Nein, das sagt mir nichts.«

»Dann merkt Euch einfach, dass er dunkelhaarig ist, genauso dunkle Augen besitzt und aus einer aventurischen Wüstengegend stammt. Er betet einen Gott namens Rastullah an, der bei uns gänzlich unbekannt ist.«

»Ich dachte immer, alle Aventurier beten die Zwölfgötter an, die bei uns nur wenige Anhänger gefunden haben.«

»Ihr seht, es gibt auch noch andere. Thorwaler zum Beispiel, die auch einem eigenen Gott folgen. Und vergesst nicht die Flammenbündler, die einen ver-

femten Drachengott anbeten und zurück auf die Welt bringen wollen.«

»Die kenne ich allerdings«, sagte Nialin grimmig. »Sie sind die Schlimmsten von allen. Aber ich muss zugeben, dass ich von all den Göttern nichts halte, obwohl meine Mutter zeitweise einem der Zwölfgötter folgte. Und ich habe erfahren müssen, dass Göttergläubige meistens nicht für Ziele empfänglich sind, die den Menschen statt den Göttern dienen.«

Der Hochmeister lächelte knapp. »Ihr seid noch nicht oft aus dem Mojetal herausgekommen, Prinzessin Nialin, und verbittert darüber, dass die Kirchen die Ziele der Shauka nicht unterstützen. Aber glaubt mir, es gibt auch Menschen, die an Götter glauben und trotzdem die Veränderung zum Guten wollen. Dieser Tulamide scheint einer davon zu sein. Aber möglicherweise folgt er auch nur einer neuen Göttin: Rhiana.«

9 – Die Leuchtende Stadt

Königreich Talania, Varstaan, Ende Rahja 916 BF

Bathan hielt Wort. Nachdem die Soldaten einige Nachbarzelte durchsucht hatten und dann eine andere Zeltgasse hinaufgezogen waren, ließ er den Gefährten bunte Sikaner Gewänder und Kopftücher bringen und erläuterte seinen Plan: »Wenn Ihr die Kleidung angelegt habt, kann Euch kein Soldat mehr von Leuten aus meinem Tabust unterscheiden. Wir werden die Sperre zum Küstenweg problemlos passieren, und Ihr kommt mit uns nach Sika. Ihr seid meine Gäste und könnt Euch dort in Ruhe überlegen, was Ihr unternehmen wollt.«

»Aber wir sind es nicht gewohnt, Lanys zu reiten«, wandte Rhiana ein.

»Das müsst Ihr auch nicht«, gab Bathan zur Antwort. »Die Lanys sind schwer beladen oder müssen die Karren ziehen. Den steilen Weg zur Küste hinauf wird keiner von uns reiten, und auch auf dem restlichen Weg reiten wir nur, wenn widrige Umstände es erforderlich machen oder wir uns gegen Wegelagerer wehren müssen. Varstaan ist ein wildes, zerklüftetes Land und mit den anderen talanischen Inseln nicht zu vergleichen. Die meisten von uns gehen zu Fuß.

Wir kommen mit unserer Karawane sowieso nicht schneller voran.«

»Ihr habt den Hauptmann ziemlich verladen, nicht wahr?«, fragte Finni, während sie sich das Gewand überstreifte.

Der Händler lächelte. »Nur ein wenig, aber nicht genug, um unglaubwürdig zu wirken. Die meisten Kashdas sind in der Tat äußerst zerbrechlich, aber genau aus diesem Grund bewahre ich sie natürlich nicht ungeschützt auf. Diese allerdings« – er zeigte auf den Glasbehälter, der nahe dem Eingang stand – »ist es nicht.«

»Warum benutzt Ihr dann überhaupt derartige zerbrechliche Gefäße, Meister der Düfte?«, wollte Rashid wissen, der sich wie die anderen ebenfalls umzog und bereits das Kopftuch anlegte.

Eine von Bathans hübschen jungen Töchtern zeigte ihm, wie er die Schnur, die den festen Sitz des Tuchs gewährleistete, anlegen musste, und der Tulamide fand an der Hilfestellung sichtlich Gefallen.

»Oh, das kann ich nicht mit wenigen Worten erklären«, antwortete Bathan. »Die Duftöle werden aus verschiedenartigen Atanitenfrüchten gewonnen oder auch direkt aus der Rinde der wandernden Bäume herausgeschabt ...«

»Wandernde Bäume?«, fragte Finni ungläubig, ohne dabei Rashid aus dem Auge zu lassen. Bathans

Tochter widmete ihm für ihren Geschmack etwas zu viel Aufmerksamkeit.

»So nennt man sie, weil sie sich, natürlich sehr langsam und für den flüchtigen Betrachter kaum sichtbar, auf der Suche nach Nahrung durch Sümpfe und Moore bewegen. Was nun diese Duftöle angeht, so sind sie ungebunden zunächst flüchtig und verändern sich dauernd, jedes davon auf andere Art. Duftölmischungen – und nur diese sind wohlriechend und langlebig – sind nicht leicht herzustellen. Jeder Ölmeister hat sein eigenes Rezept, und die meisten davon wurden in der Familie über viele Generationen hinweg weitervererbt. Die besten Duftöle entstehen durch Vermischung und Gasbildung erst dann, wenn sie den langen Weg nach Norfghas auf dem schaukelnden Rücken der Lanys zurückgelegt haben. Die Kashdas werden so geblasen, dass sie diese wohldosierte Vermischung begünstigen, das heißt, einige sind bizarr geformt wie die Kashiben von Magiern, aus teilweise porösem Glas und mit vielen dünnwandigen Schlaufen und Stutzen versehen. Ich zeige Euch einige der schönsten Stücke, sobald Zeit dafür ist.«

Rhiana steckte den langen blonden Zopf nach oben und ließ sich beim Anlegen des Kopftuchs ebenfalls von dem Mädchen helfen. Neel und Finni mit ihren kurzen Haaren benötigten diese Unterstützung nicht, und Ulrik schien allein zurechtzukommen.

»Es war von Aufrührern aus Aventurien die Rede«, sagte die Prinzessin. »Wisst Ihr mehr darüber, wem wir diese Aufmerksamkeit verdanken und wer uns mit einem so großen Aufwand fangen möchte?«

»Es schwirren allerlei Gerüchte durch die Zeltstadt«, sagte Bathan. »Meine Kinder haben sich umgehört und mir davon berichtet. Wie das bei Gerüchten so ist, werden sie immer fantastischer, je weiter sie wandern. Ich will Euch damit nicht langweilen. Es scheint jedoch einen wahren Kern zu geben, demzufolge die Uribai den Verweser Katanis gemaßregelt oder sogar gefangen gesetzt und anschließend die Soldaten ausgeschickt hat – übrigens nicht nur die Palastwache, sondern auch Soldaten von den Schiffen. Letzteres zeigt deutlich, dass Hogard höchstpersönlich die Finger im Spiel hat, denn die Uribai hat normalerweise keine Befehlsgewalt über die Soldaten des Königs.«

»Wisst Ihr, was aus dem jungen Adik Katanis, dem Neffen des Verwesers, geworden ist?«, fragte Finni. »Er kam gestern zusammen mit seinem Onkel in die Stadt.«

»Es heißt, er sei verschwunden«, antwortete Bathan. »Ob er wie sein Onkel in Ungnade fiel und verhaftet wurde oder einfach untergetaucht ist, weiß niemand.«

»Wir haben uns auf seinen Rat hin ein Quartier in

der Zeltstadt gesucht«, erläuterte die Halbelfe dem Händler. »Könnte er uns verraten haben? Nicht dass ich es ihm wirklich zutrauen würde, aber ...«

»Dass man hier nach Euch sucht, muss nichts zu bedeuten haben«, erwiderte Bathan. »Die Stadt quillt über von Soldaten und Wareneinkäufern der Handelshäuser aus Avina-Noblis. Da kann man leicht an die unübersichtliche Zeltstadt denken, wenn man Leute sucht, die sich irgendwo verstecken müssen.«

»Gibt es eine Erklärung dafür, dass die Annasco vorzeitig aus Lanatira zurückgekehrt ist?«, fragte Rhiana.

Bathan schüttelte den Kopf. »Keine ernsthafte – wobei ich davon ausgehe, dass Ihr Erklärungen der Art, sie sei von einer Seeschlange gebissen worden oder ihr sei in den Sinn gekommen, sich höchstpersönlich um die Geranien in ihrem Garten zu kümmern, nicht hören wollt.«

»Könnte es einen Streit zwischen ihr und Hogard gegeben haben?«, hakte die Prinzessin nach.

»Unwahrscheinlich. Wenn es so wäre, hätte er ihr kaum die Soldaten mitgegeben und sie ihrem Befehl unterstellt.« Er machte eine kleine Pause. »Ich will nicht wissen, wer Ihr seid und was Euch nach Talania geführt hat. Aber ich kann mir gut vorstellen, dass dies alles Euch gilt und von Anfang an gegolten hat. Ihr werdet selbst am besten wissen, ob Hogard Euch

kennt und genug fürchtet, um so viele Soldaten gegen Euch einzusetzen.«

Rhiana hatte den Eindruck, dass der Händler über sie und ihre Gefährten mehr wusste oder zumindest vermutete, als er bereit war einzugestehen, aber sie drang nicht weiter in ihn. »Sind wir dann irgendwo auf Varstaan vor ihm sicher? Wird er die Soldaten nicht die gesamte Insel durchkämmen lassen?«

Bathan lächelte. »Varstaan ist zwar klein, und einem Fremden erscheint es so, als könnte man in einem einzigen Tagesmarsch vom Norden zum Süden und vom Westen zum Osten gelangen. Aber ich sagte ja, es ist ein wildes Land und steckt voller Gefahren. Wer sich hier nicht auskennt, kommt bald um: an sich plötzlich auftuenden Abgründen, in tückischen Mooren und Sümpfen oder als Beute der Zheebis und anderer Raubtiere. Aus diesem Grund benötigen wir nicht einen, sondern drei Tagesmärsche, bis wir auf verschlungenen Pfaden bei den Leuchtfelsen eintreffen. Aus dem gleichen Grund hat niemand in Norfghas jemals versucht, die Sikaner, die Kipraner und die Omtagori unter die Knute zu bekommen, auch der frühere Uriba Katanis nicht. In Sika seid Ihr sicher.«

Eisfell war in einem der Karren versteckt worden. Die restlichen Gefährten hatten sich unter Bathans Kinder gemischt und mit Hand angelegt, um die letzten Wa-

ren, Zeltstangen und Zeltplanen zu verstauen. Bathans Karawane bestand aus sechzehn hoch beladenen Karren, die von jeweils zwei Lanys gezogen wurden, zwanzig Packlanys und weiteren zehn Lanys, die gegen erschöpfte Tiere ausgetauscht werden konnten. Rhiana, Finni, Ulrik, Rashid und Neel marschierten, den Kopf zumeist gesenkt, inmitten der Karren. Nur wer Bathans Tabust gut kannte, mochte sich wundern, dass sich seine Kinderschar so plötzlich vermehrt hatte. Aber unter diesen würde niemand sein, der mit Fremden darüber sprach. Nur Neel stellte ein Problem dar, da sie zu alt war und auch zu verwegen aussah, um als Angehörige des Tabust durchgehen zu können. Aber sie trug ein besonders großes, tief in das Gesicht gezogenes Kopftuch und hatte die Gesichtsmalereien mit einer Paste abgedeckt, die ebenfalls zu Bathans Waren gehörte. Wenn jemand sie anschaute, würde er vermuten, dass sie die Paste aufgelegt hatte, um Leuchtpusteln zu heilen, und sie doppelt bedauern, weil sie nur noch ein Auge besaß.

Außerdem hatte Bathan den Gefährten Namen zugewiesen, die zu seinem Tabust passten. Es konnte immerhin nötig sein, einen von ihnen im Beisein anderer anzusprechen. Rhiana hieß jetzt Nika.

Die mürrische Hauptfrau, die mit zwei Dutzend Soldaten an der engsten Stelle des zum Oberland führenden Pfads eine Sperre errichtet hatte, schien ihre

Aufgabe weniger ernst zu nehmen als Jagordis. Sie beachtete Bathan kaum und seine Begleiter noch weniger, ließ nur flüchtig die Ladung auf den Karren kontrollieren und die beiden größten Holztruhen öffnen. Die Miene der Frau hellte sich auf, als Bathan ihr einen kleinen Flakon mit Duftöl schenkte. Wenig später gab sie Anweisung, die Karawane passieren zu lassen.

Der Weg zum Oberland war steil und verlangte den Lanys alles ab. Immer wieder mussten sich die Begleiter in die Speichen der großrädrigen Karren stemmen, um den Zugtieren zu helfen. Selbst Bathan war sich nicht zu fein für diese Arbeit. Auf dem Oberland wurde es körperlich etwas einfacher, aber das Gelände schien weglos und teilweise unpassierbar zu sein. Bathan hatte Recht damit, dass nur der Kundige in der Lage war, dieses Gelände zu meistern. Selbst ihm blieb es allerdings nicht erspart, gelegentlich die Karawane anhalten zu lassen, um eine Karte und private Aufzeichnungen zu studieren. Er hatte die Gefährten angewiesen, ihm dicht beieinander im Gänsemarsch zu folgen, was auch für den aus seinem Karrenversteck befreiten Eisfell galt.

Das eine oder andere Mal wies der Händler seine Gäste auf kaum erkennbare Gefahren am Wegesrand hin: filigranes Bruchgestein, das unter dem Schritt eines Menschen oder Lanys, erst recht unter dem Ge-

wicht eines Karrengespanns zerbröselt und in einen Abgrund gestürzt wäre, mit feinem Staub bedeckte Flächen, unter denen sich Moor verbarg, das jeden in die Tiefe zog, der es betrat, oft nur wenige Schritt breite, aber Hunderte Schritt tiefe Schlammlöcher, manche davon unter Schwimmsteinen verborgen, Geysire, die weiträumig umgangen werden mussten, da sie in unberechenbaren Abständen kochend heißes Wasser versprühten.

Einmal wurden sie von einem Zheebi angegriffen, der es auf eines der Lanys abgesehen hatte. Bathans Kinder, die inzwischen Bögen trugen, schossen ihn ab, und Finni half ihnen dabei. Der Flugrochen, kaum kleiner als ein Lany, stürzte in eines der Moore und versank im Nu.

Bei alledem blieb Rhiana Zeit, hin und wieder zur fernen Küste von Talan hinüberzuschauen, die genauso steil wie Varstaan aufragte. Irgendwo dort drüben lag tief im Landesinneren Lanatira, die Heimat ihrer Väter. Sie musste an die Geschichten denken, die man ihr in ihrer Kindheit über die Pracht des Königsschlosses und den Chuditen, den lebenden Garten, erzählt hatte. Im Chuditen lebte angeblich seit Jahrhunderten Talanias größter Magier Valurion, den man auch den »Gärtner« nannte. Da ihn seit Generationen niemand mehr zu Gesicht bekommen hatte und der Chudit ihn abschirmte, wusste allerdings

niemand, ob er wirklich noch lebte. Vielleicht war das Ganze auch nur eine Legende.

Nach einigen Stunden führte Bathan die Karawane von der Küste fort ins Landesinnere, wo es Seen, Hochmoore und Sümpfe, aber auch Anhöhen, steile Wände, schmale Felsgrate und moosbedeckte Steinplatten gab. Die Landschaft sah aus wie ein riesiger gelbbrauner Steinkäse mit unzähligen großen und kleinen Löchern in seinem Leib. Über den Mooren und Sümpfen schwirrten Mückenschwärme, und die Luft war erfüllt vom Quaken unzähliger Frösche, vom Gesang einer Vielzahl von Vögeln und oft auch vom dumpfen Grunzen und unheimlichen Röhren von Kreaturen, die irgendwo in der Nähe gut versteckt auf Beute lauerten.

Der Tag neigte sich dem Ende entgegen, und Bathan ließ ein Nachtlager errichten. Auf ein Lagerfeuer wurde verzichtet, weil es Zheebis und andere Räuber anlocken würde. Die Gefährten boten an, sich an den Nachtwachen zu beteiligen, aber Bathan winkte ab. »Ihr könnt nicht wissen, worauf Ihr zu achten habt. Meine Kinder sind hier aufgewachsen. In ihrer Obhut können wir unbesorgt schlafen.«

Am nächsten Tag mussten erneut zwei angreifende Zheebis abgewehrt werden, und sie verloren eines der Lanys mitsamt seiner Traglast, als es bei dem Angriff erschrocken ausbrach und in ein Sumpfloch

stürzte. Die Sonne brannte vom Himmel herab, aber wegen der vielen Mücken wagte niemand, sein Gewand oder sein Kopftuch abzulegen. Auch die Gefährten trugen weiterhin die sikanischen Gewänder. Bathan hatte sie gebeten, sie einstweilen nicht abzulegen, auch in Sika nicht. Obwohl er immer wieder beteuerte, dass ihnen in seiner Heimat keine Gefahr drohte, konnte er nicht ausschließen, dass Hogard selbst dort Spione angeworben hatte.

Während die Karawane einem unsichtbaren, nur Bathan und den ältesten seiner Kinder bekannten Pfad folgte, der mal nach Osten, mal nach Westen und manchmal sogar wieder ein Stück nach Norden führte, bat Rhiana den vor ihr gehenden Händler, ihr von der Leuchtenden Stadt zu erzählen.

»Mir ist es nicht gegeben, Sikas Schönheit zu beschreiben«, erwiderte Bathan. »Ihr müsst sie selbst sehen, wozu Ihr morgen Gelegenheit haben werdet.«

»Trotzdem bin ich neugierig«, gestand Rhiana ein. »Es heißt, dass es dort niemals dunkel wird.«

Bathan zeigte nach Süden. »Seht Ihr den schwachen Schimmer hinter dem Höhenzug, der uns noch den Weg versperrt? Als würde dort ein riesiger Smaragd in der Sonne funkeln?«

Rhiana schaute in die angegebene Richtung. »Ja, das Leuchten ist mir in der Nacht schon aufgefallen.«

»Die Sikaden«, erklärte er, »die Leuchtfelsen von

Varstaan. Ein Wunder der Natur, vielleicht auch ein magisches Atawa. Niemand weiß, warum sie glühen. Sie weisen den Schiffen den Weg. Sika wurde am Fuß der Sikaden erbaut, und tatsächlich wird es in der Stadt niemals Nacht.«

»Blenden die Felsen die Bewohner denn nicht?«

»Nein. Ihr strahlendes Licht geben die Felsen zur Seeseite ab. Im Landesinneren leuchten sie nur matt, dafür aber in allen Farben des Regenbogens. Man könnte Sika deshalb mit gutem Grund auch die Bunte Stadt nennen.«

»Stammen die Leuchtsteine, die wir in Norfghas gesehen haben, von den Sikaden?«, fragte Finni, die das Gespräch aufmerksam verfolgt hatte.

»Ja, aber die Steine verlieren rasch an Kraft, wenn sie herausgeschlagen und nach Norden gebracht werden. Früher hat man die Steine in großer Zahl gewonnen und über die Jahrtausende hinweg die Sikaden stark verkleinert. Tatsächlich ist erst durch den Abbau das Tal von Sika entstanden. Aber vor einigen Jahrhunderten wurde erkannt, dass mit dem Abbau das Licht der Sikaden insgesamt schwindet, und seitdem dürfen die Steine nur noch in kleinen Mengen geborgen werden. Deshalb sind sie so teuer. Und es hat sich gezeigt, dass die Sikaden sich von innen erneuern können, wenn nicht mehr als das erwähnte Quantum geschlagen wird. Die Gilde der Ghasaten – das sind jene Steinmet-

ze, die die Leuchtsteine schlagen dürfen – hat nur noch wenige Meister und sorgt dafür, dass niemand von ihnen mehr als die erlaubte Menge birgt. Alle anderen Sikaner lassen die Felsen in Ruhe und erfreuen sich an ihnen. Ihr müsst einmal zu den bunten Höhlen hinaufsteigen, an denen es warme Quellen und Geysire gibt – freundliche Geysire, nicht so heiß und tückisch wie hier im Innern der Insel.«

»Ihr spracht kürzlich davon, dass sich die Sikaner nicht unter die Knute der Herrscher zwingen lassen«, meinte Rhiana. »Gehört die Beschränkung beim Abbau der Steine zu diesen Dingen?«

»Ursprünglich wurde die Beschränkung vom Talanischen Konzil beschlossen und von den Sikanern anfangs nur widerwillig hingenommen. Aber heute leben die meisten von uns von den Gewürzen, den Duftölen und Atan, und die Sikaden sind uns heilig. Hogard hat das Konzildekret verworfen und wollte uns zwingen, eine größere Anzahl an Steinen abzubauen, um sie nach Aventurien auszuführen und mit dem Erlös seine Taschen zu füllen. Er hat vergeblich versucht, seine Forderung durchzusetzen. Am Ende musste er klein beigeben, weil er auf die anderen Sikaner Waren angewiesen ist.« Er schien kurz zu überlegen und fügte dann hinzu: »Hogard ist nicht nur ein Thronräuber und Tyrann, sondern auch gierig und gefräßig. Er ist das direkte Gegenteil von Eurem

Vater, der ein kluger und verständiger Herrscher war, Shastra.«

Rhiana stockte kurz der Atem, aber es war weniger die Offenbarung als solche, die sie überraschte, sondern die unvermittelte Wendung des Gesprächs. »Seit wann wisst Ihr, wer wir sind?«

»Seit ich Euch das erste Mal in der Zeltstadt sah«, bekannte Bathan. »Schon am Abend, als Ihr mit Euren Gefährten auf dem Weg zur *Roten Traube* wart und unsere Zelte passiert habt. Es gibt seit einiger Zeit das Gerücht, dass Arlos' Tochter nach Talania kommt, und es war auch von einer einäugigen Amazone, einer Halbelfe und einem Wolfshund die Rede. Ich habe Euch sofort erkannt. Ihr wurdet als sehr schön beschrieben, und das seid Ihr in der Tat. Außerdem habt Ihr Arlos' Augen.«

»Ihr kanntet meinen Vater persönlich?«

Bathan nickte. »Die Bathans sind seit vielen Generationen Hoflieferanten, und ich war mit meiner Mutter, die damals den Tabust führte, oft in Aylannya und Lanatira. König Arlos hat uns mehrmals empfangen und sich mit uns unterhalten.«

»Warum habt Ihr uns nicht gleich reinen Wein eingeschenkt?«, wollte die Prinzessin wissen.

»Ich fürchtete, Ihr würdet eine Falle vermuten und Euer Heil lieber in der Flucht suchen«, bekannte der Händler.

»Und warum habt Ihr Euch nun anders entschieden? Weil wir von diesem Ort gar nicht fliehen können?«

»Denkt so etwas nicht, Shastra!«, beschwor sie der Händler. »Wenn Ihr es wünscht, lasse ich Euch jederzeit nach Norfghas zurückbringen. Der Grund ist, dass ich es leid war, Euch etwas vorzumachen. Und ich möchte Euch in Sika mit einigen Leuten bekannt machen, die Euch auf mancherlei Weise behilflich sein können. Trotzdem werde ich Euch dort, Euer Einverständnis vorausgesetzt, in der Öffentlichkeit weiterhin Nika nennen, um kein Aufsehen zu erregen.«

»Das ist mir nur recht«, stimmte Rhiana zu.

Gegen Mittag des nächsten Tages überquerten sie den letzten Hügelrücken. Unter ihnen lag die Leuchtende Stadt. Sika befand sich am tiefsten Punkt eines grünen Tals, das im Norden und Osten von Hügeln, im Süden und Osten von den Sikaden eingeschlossen wurde. Die Stadt selbst bestand aus mindestens hundert zumeist zweistöckigen runden, spitzgiebligen Bauten, die ringartig einen Innenhof oder Garten umschlossen und aus roten und gelben Kalksandsteinen sowie Einsprengseln aus roten, blauen, gelben und grünen Glassteinen bestanden. Zwischen den Rundhäusern befanden sich weitere Gärten, Teiche, Busch-

und Baumreihen. Die Stadt sah wie ein großer Park aus, der sich mit weiteren Anpflanzungen bis zu den Hügeln hinauf erstreckte. Was die Stadt so einzigartig machte, waren allerdings die Sikaden, die in ihrem Rücken glühten: am oberen Rand, zur Küste hin, in einem hellen Strahlenkranz, der selbst im Sonnenlicht wie ein Glorienschein leuchtete, zur Stadt hingegen in bunten Lichtkaskaden, die in der Tat, wie Bathan es gesagt hatte, alle Farben des Regenbogens aufwiesen. Das Funkeln der Leuchtsteine, die hier viel prächtiger glühten als in Norfghas, brach sich in den Glassteinen der Häuser, die vielleicht erloschene Leuchtsteine, vielleicht aber auch von Glasmachern angefertigt worden waren. In diesem Tal schien selbst die Luft zu funkeln, aber an diesem Licht war nichts, was den Augen wehtat oder sie verwirrte. Vielmehr wirkte es wie eine bunte Wiese mit unzähligen Glasblumen, wie ein Zaubergarten aus einem Märchen.

Ergriffen blieb Rhiana stehen. Sie konnte sich gar nicht sattsehen an diesem Anblick.

»Habe ich zu viel versprochen?«, fragte Bathan.

»Nein, es ist ... wirklich wunderschön.«

»Unten im Tal ist es noch schöner, wenn man zu den Felsen hinaufschaut. Kommt und genießt es. Wir haben es nicht mehr weit bis zu den Häusern unseres Tabust.« Er zeigte zu drei Ringbauten nahe den Felsen, die, deutlich vom Zentrum abgesondert, von Bü-

schen und Bäumen umgeben waren. »Dort wohnen wir. Eine Stunde noch, dann könnt Ihr Euch von den Strapazen der Reise erholen und Euch mit Speise und Trank verwöhnen lassen.«

Während er seine Gäste den Hügel hinab und dann durch die Stadt führte, dabei immer wieder von diesem oder jenem freundlich gegrüßt wurde, erklärte er ihnen die eine oder andere Besonderheit.

»Dort wohnt die Stadtmeisterin, die König Arlos stets treu ergeben war. Ihr werdet sie noch kennenlernen ... Das dort ist das Vanghas-Haus. Daneben seht Ihr das Habaghas-, das Traghas- und das Filaghas-Haus. Das sind alles Häuser von Ghasatenmeistern, die Namen bezeichnen die Farben der Steine, die sie abbauen dürfen: Vanghas ist Rot, Habaghas ist Blau, Traghas ist Gelb und Filaghas ist Bunt.«

Eine Schar von lachenden Kindern begleitete inzwischen die Karawane, und Bathans Töchter und Söhne verteilten Süßigkeiten, die sie aus Norfghas mitgebracht hatten.

»Jetzt kommen wir in das Viertel der Gewürzmacher, wie Ihr zweifellos schon an den Gerüchen gemerkt habt. Die Gewürzmacher beziehen Rohware aus dem Landesinneren und verarbeiten sie auf den Innenhöfen ... Und das sind die Duftölmacher. Wir sprachen schon über ihr Gewerbe. Auch sie nutzen die Innenhöfe, vor allem für das Destillieren. Das

Gleiche gilt für die Atanmacher. Deren Häuser befinden sich dort hinten.«

Endlich erreichte die Karawane ihr Ziel. Während seine Kinder die Karrenlanys abspannten, die Packlanys von ihrer Last befreiten und dann erst einmal die Tiere versorgten, führte Bathan seine Gäste in das größte der drei Rundhäuser, wo der Händler von Bediensteten begrüßt wurde und ihnen seine Frau – eine zierliche Person, die ihm kaum bis zu den Schultern reichte – vorstellte. Da die Karawane bemerkt worden war, als sie auf der Hügelkuppe über der Stadt auftauchte, war bereits ein Festmahl vorbereitet worden. Zuvor ließ ihnen der Händler allerdings Zimmer zuweisen. Da ihm Platz genug zur Verfügung stand, erhielt jeder einen eigenen Raum – ein Luxus, an den sich die Gefährten nach der Enge auf dem Schiff und im Zeltgasthof kaum noch erinnern konnten.

Sie erhielten Gelegenheit, sich frisch zu machen und in bereitgelegte neue Gewänder zu schlüpfen. In dem Haus funkelte es durch die Glassteine hindurch so bunt und fröhlich wie draußen, und betörende Düfte durchzogen die Räume. Offenbar verkaufte Bathan nicht nur Duftöle, sondern wusste sie in seinem Haushalt auch selbst zu schätzen.

Das riesige Esszimmer wirkte mit seinen weiß gekalkten Wänden, den Holzbänken und blank ge-

scheuerten Tischen eher schlicht, aber auch hier sorgten Lichtkaskaden, die aus weißen Glassteinen ins Innere drangen, für ein buntes Flirren, und aus zwei schmalen Fenstern konnte man in den Innenhof schauen, wo Hunderte von Kashdas sorgsam gehaltert in Holzgestellen ruhten und abermals buntes Licht widerspiegelten.

Bhatans Frau, Kinder und weitere Verwandte, die nicht in Norfghas gewesen waren, darunter auch etliche Kinder, trafen nach und nach ein, und dann wurde aufgetischt. Es gab Zheebifilets, Riesenkrötenbraten, Lammkoteletts, Hammelkeule, Geschnetzeltes und warmen Kochschinken vom Schwein, gefüllten Fisch, Moorwachteln, verschiedene Sorten Gemüse und Obst, dazu Dünnbier, Jubraner, Paduraner, Mojetaler, Zarker Tropfen, Varstaaner Würze und vieles andere. Für jeden war etwas dabei. Neel versuchte sich als Einzige an dem ungewohnten Riesenkrötenbraten und versicherte, er sei köstlich, konnte aber keinen der Gefährten überreden, ihn ebenfalls zu kosten. Rhiana probierte die Zheebifilets und war angenehm überrascht von der Zartheit des leicht nussig schmeckenden Fleisches.

Nach dem Essen wurden Gewürztee, süßes Gebäck und weiterer Wein gereicht. Rhiana fühlte sich satt und zufrieden, fast heiter beschwingt. Müßig hörte sie den Gesprächen zu. Bathans Töchter und Söhne

erzählten den Daheimgebliebenen von ihren Erlebnissen in Norfghas, verschwiegen aber die Ereignisse der letzten Nacht in der Zeltstadt. Rashid, der neben Raika saß, steuerte einige Schwänke bei, wich aber jeder neugierigen Frage nach seiner Herkunft geschickt aus. Nur einmal entfuhr ihm eine von Rastullah stammende Weisheit, aber er zog sich geschickt aus der Affäre, indem er behauptete, diesen Spruch in einem Gasthaus aus dem Munde eines Seemanns gehört zu haben. Die anderen Gefährten äußerten sich nur gelegentlich, wenn die Höflichkeit dies erforderlich machte. Da Bathan sie auch in seinem eigenen Hause mit den von ihm selbst verliehenen Namen vorgestellt hatte, schien es ihnen ratsam, möglichst wenig über sich preiszugeben.

In erster Linie in sich und ihre Gefühle versunken, fühlte Rhiana mehr als nur Wohlbehagen und Beschwingtheit. Sie spürte eine gewisse Lust in sich aufsteigen, ein Verlangen, das in dieser Runde wenig passend war. Sie fragte sich, ob Händler Bathan unter all seinen Duftölen auch solche besaß, die Rahjas Wonnen dienten, und ob er sie am Ende in seinem Hause verwendete. Fast scheu blickte die Prinzessin zu Finni hinüber, die ihr gegenüber saß, aber die zierliche Halbelfe ließ nicht erkennen, ob sie an ähnliche Dinge dachte. Sie rollte nur leicht die Augen, als sie Rhianas Blick bemerkte, als wollte sie andeuten, dass

ihr die Tafelei allmählich reichte. Vielleicht störte sie auch nur, dass Rashid unentwegt mit Raika scherzte.

Ulrik und Neel saßen ein Stück von Rhiana entfernt, sprachen dem Wein zu und unterhielten sich leise miteinander. Die Prinzessin freute sich, als sie das sah. Offenbar war Ulrik jetzt wirklich auf dem besten Wege, von allen in der Gruppe anerkannt zu werden. Neel hatte sich der Schutzpaste bereits kurz nach dem Passieren der Wegsperre entledigt und zeigte ihre Gesichtsmalereien wieder unverhüllt. Einige der anwesenden Kinder – wohl Enkel des Händlers – schauten ab und zu scheu zu ihr hinüber, sahen aber rasch wieder weg, wenn sie den Blick erwiderte. Die Amazone schienen die neugierigen Blicke wenig zu kümmern, da sie Derartiges gewohnt war. Rhiana dagegen empfand eine leise Besorgnis. Neel war eine treue Freundin und eine zähe Kämpferin, aber in solchen Momenten wurde auch deutlich, wie auffällig ihre Erscheinung wirkte. Wer eine ähnlich gute Beschreibung wie Bathan von den aventurischen Kämpfern erhalten hatte, würde stutzen. Rhiana bezweifelte, dass es auf Talania eine zweite einäugige Amazone gab. Ganz gewiss aber keine mit Gesichtsmalereien – falls diese im Inselkönigreich überhaupt bekannt waren.

Noch einmal streifte Rhianas Blick Ulrik, und für einen flüchtigen Moment wünschte sie sich, jetzt in

den starken Armen des Blonden zu liegen. Sie drängte diesen Gedanken rasch zurück.

Bathan erhob sich als Erster, um seinem Schreiber die Verkaufs- und Einkaufslisten zu übergeben und sich zu informieren, was sich im Handelshaus während seiner Abwesenheit ereignet hatte. Bald danach löste sich die Runde auf. Alle aus Bathans Tabust schienen irgendetwas zu tun zu haben, selbst die Kinder und zu Rashids Bedauern auch Raika.

Die Gefährten suchten sich in einer Ecke des Raums einen Winkel, hockten sich zueinander und besprachen die Lage.

»Bei Rastullah, hier lässt es sich aushalten«, seufzte Rashid zufrieden.

»Falls du dabei an Raika denken solltest«, sagte Finni anzüglich, »dann denke an Rastullahs 99 Gesetze und an die Verpflichtungen von Gästen ihren Gastgebern gegenüber. Bathan würde es bestimmt nicht gern sehen, wenn du seiner Tochter ein Kind machst.«

»Ich habe nichts dergleichen vor!«, beteuerte der Tulamide.

»Das haben Männer selten«, erwiderte Finni. »Aber bei den Dingen, die sie mit Mädchen anstellen, kann es durchaus dazu kommen.«

»Habt ihr nichts Wichtigeres zu bequatschen?«,

murrte Neel. »Ulrik und ich haben uns gerade darüber unterhalten, ob es klug ist, in diesem abgelegenen Winkel, so schön er auch sein mag, lange zu verharren.«

»Aber Neel, wir sind gerade mal ein paar Stunden hier!«, mahnte Rhiana.

»Ich sage ja nicht, dass wir jetzt gleich oder schon morgen aufbrechen sollten, Prinzessin«, wehrte sich die Amazone. »Aber wir müssen uns überlegen, was zu tun ist. Hier finden uns Katanis und sein Neffe bestimmt nicht, wenn sie denn überhaupt noch willens und in der Lage sind, die alten Pläne zu verfolgen. Ich bin dafür, die Sache selbst in die Hand zu nehmen.«

»Nun wartet doch erst einmal ab, was Bathan plant«, erwiderte Rhiana. »Er hat uns bestimmt nicht nur nach Sika geholt, um exotische Gäste bewirten zu können. Ich bin überzeugt davon, dass er selbst Kontakte zu Rebellen hat. Und er sprach davon, dass die Stadtmeisterin meinem Vater stets treu geblieben ist. Vielleicht kennt sie einige der Rebellenführer.«

»Na schön«, gab die Amazone nach. »Warten wir es ab. Aber bitte nicht zu lange!« Sie gähnte. »Was mich angeht, lege ich mich jetzt für eine Weile hin. Eine alte Frau braucht ihren Schönheitsschlaf.«

Rashid lachte, weil dies eine der seltenen scherzhaften Bemerkungen war, die aus Neels Mund zu hö-

ren waren. Er verstummte aber sofort wieder, als die Amazone ihn grimmig ansah.

Neel zog sich zurück, und Rashid stand ebenfalls auf. »Ich schaue mal, ob Bathans Töchter immer noch beschäftigt sind.«

»Denk an meine Worte!«, warnte Finni ihn ärgerlich. Dann schaute sie Rhiana an. »Was unternehmen wir?«

»Ich dachte daran, ein Stück hinauf in die Leuchtfelsen zu klettern«, erwiderte die Prinzessin. »Kommst du mit?«

»Dazu habe ich heute keine Lust mehr«, bekannte die Halbelfe. Sie schaute zum Fenster hinaus. »Außerdem wird es schon dunkel«, behauptete sie.

»Wir sind in der Leuchtenden Stadt«, wurde sie von der Prinzessin erinnert. »Hier wird es nie richtig dunkel. Und wenn die Sonne nicht mehr am Himmel steht, kommen die Leuchtsteine bestimmt noch besser zur Geltung.«

Finni zögerte kurz, sagte dann aber: »Ich glaube, ich lege mich auch ein bisschen hin.«

Rhiana lachte. »Aber Finni, du brauchst doch wirklich keinen Schönheitsschlaf.«

Die Halbelfe lächelte. »Wer redet denn vom Schlafen? Vielleicht ist ja Adik inzwischen eingetrudelt. Oder ich suche mir einen anderen hübschen Jungen.«

»Hast du nicht eben noch Rashid auf die Pflichten eines Gastes hingewiesen?«

Finnis Lächeln vertiefte sich. »Ich sprach davon, dass es sich nicht ziemt, einer Tochter unseres Gastgebers ein Kind zu machen. Einem seiner Söhne eine Freude zu bereiten ist etwas ganz anderes.«

»Und wenn er dir ein Kind macht?«

»Das kann nicht passieren, Rhiana. Du weißt doch, das hat mit meinem elfischen Erbe zu tun. Ich werde nur schwanger, wenn ich es will.«

»Bist du sicher?«

»Ja, und ich habe es hinreichend oft ausprobiert!«

Ulrik hatte den Frauen stumm zugehört und dabei unverbindlich gelächelt. Wenn er nicht gerade wütend wurde, sah man ihm selten an, was er dachte.

Rhiana wandte sich ab. »Ich steige jetzt hinauf zu den Felsen und schaue mir die Höhlen mit den heißen Quellen an. Was ist mit dir, Ulrik? Kommst du mit?«

»Gern«, sagte der Blonde, »wenn du nichts dagegen hast.«

»Warum sollte ich etwas dagegen haben?«, fragte die Prinzessin erstaunt. »Na los, worauf wartest du noch?«

Die beiden verließen das Esszimmer, durchquerten den Innenhof und passierten den Durchgang, der nach draußen führte. Finni hatte Recht gehabt. Zumindest teilweise. Das Mahl hatte viele Stunden gedauert. Die Sonne stand schon tief im Westen und

würde bald untergehen. Aber Rhiana hatte sich ebenfalls nicht getäuscht. Dunkel würde es in Sika ganz bestimmt nicht werden. In der roten Abendsonne kamen der weiße Lichtsaum und die dem Tal zugewandten bunten Leuchtsteine noch berauschender zur Geltung, als es am frühen Nachmittag bei der Ankunft im Tal der Fall gewesen war. Und wenn die Sonne versank, was bald geschehen würde, musste das Licht der Leuchtfelsen noch stärker pulsieren.

Ulrik sah an sich herab. Wie Rhiana trug er das lange, in der Taille gegürtete bunte Gewand der Sikaner, dazu Riemensandalen. Sie hatten lediglich vergessen, die Kopftücher anzulegen, da diese im Haus nicht getragen wurden. »Nicht gerade die passende Kleidung für eine Bergwanderung«, meinte er skeptisch.

Rhiana, die seit der geglückten Flucht aus der Zeltstadt keinen Zopf mehr trug, sondern sich das Haar mit Spangen hochgesteckt hatte, lachte. »Ach komm, das schaffen wir schon. Wir müssen ja nicht weit hinaufsteigen. Siehst du den Pfad dort, der zu den roten Steinen führt? Den nehmen wir.«

Der Blonde nickte. »Einverstanden.«

Zwischen den Häusern waren nur wenige Leute unterwegs. Rhiana und Ulrik wurden mit ein paar neugierigen Blicken bedacht, weil hier vermutlich jeder jeden kannte, fielen in der einheimischen Klei-

dung aber nicht weiter auf. Rhiana fühlte sich munterer als zuvor im Esszimmer und übernahm die Führung. Der Pfad war steil, aber nicht schwierig zu nehmen, nicht einmal in Sandalen. Man sah ihm an, dass hier seit Jahrhunderten Ghasaten in die Felsen gestiegen waren, um Leuchtsteine zu bergen, und dabei, um an die schönsten heranzukommen, Höhlen in das Gestein geschlagen hatten.

Rhiana genoss es, in den wabernden Lichtkaskaden nach oben zu steigen. Sie und Ulrik wurden von allen Seiten angeblinkt und mit pulsierendem Licht übergossen, bernsteingelbem, blauem und rotem, und auch aus der Nähe war dieses Licht für die Augen nicht unangenehm. Allmählich, je näher sie dem Ende des Pfads kamen, überwog der tiefrote Schein, was Rhiana nicht weniger gut gefiel als das vielfarbige, fein gestaffelte Licht von vorhin. Sie entdeckte Dutzende von großen und kleinen Höhlen.

»Gehen wir zu der großen Höhle?«, fragte sie den Blonden.

Der nickte nur.

Es waren nur noch wenige Schritte zurückzulegen. Dann standen sie in der Höhle, die noch viel größer war, als der Einstieg hatte vermuten lassen. Sie reichte mindestens fünfzig Schritt in den rot glühenden pulsierenden Felsen herein. Es war warm in der Höhle, beinahe heiß, und Rhiana erkannte sofort den

Grund dafür. An der hinteren Wand sprudelte dampfendes Wasser aus einer Felsritze, sammelte sich in einer Vertiefung, die wie eine riesige Wanne aussah, und floss irgendwo seitlich wieder ab. Von dem kleinen See, der auf diese Weise entstanden war, stieg ebenfalls Dampf auf, der die roten Leuchtsteine darüber einnebelte und in Tropfen wieder herabfiel, sobald er sich genügend abgekühlt hatte.

»Wir haben auf Anhieb eine der warmen Quellen entdeckt!«, rief Rhiana begeistert aus, lief zu dem See, zog einen Fuß aus der Sandale und steckte den großen Zeh in das Wasser. Es war warm, aber nicht zu heiß.

Kurz verharrte sie in dem wabernden Licht und der angenehmen Wärme. »Ich hätte Lust, darin zu baden«, sagte sie leise.

»Und was hindert dich?«, fragte der Blonde.

»Nichts!«, sagte sie entschlossen.

Sie schlüpfte aus der zweiten Sandale, öffnete den Taillengürtel und zog sich mit einer einzigen fließenden Bewegung das bunte Gewand über den Kopf. Darunter war sie nackt. Ohne sich um Ulrik zu kümmern, lief sie in das Wasser, bis es ihr bis zu den Hüften reichte. Dann tauchte sie bis zu den Schultern unter.

Der Blonde hatte ihr stumm zugeschaut.

»Es ist herrlich!«, jubelte sie und richtete sich wie-

der auf. Ihre Brüste wippten im roten Licht, und das warme Wasser perlte von ihnen ab. »Komm, Ulrik! Das musst du auch erleben!«

Kurz entschlossen schlüpfte der Blonde ebenfalls aus den Sandalen und dem Gewand. Flüchtig erhaschte Rhiana einen Blick auf sein herabbaumelndes Gemächt und das dunkelblonde Schamhaar. Dann war er neben ihr, und die beiden ließen sich träge im Wasser treiben.

»Ist das nicht schön?«, fragte sie ihn leise.

»Wunderschön«, seufzte er.

Sie genossen die Wärme für eine Weile. Dann kehrte Rhiana ans Ufer zurück. Sie schaute dabei zu, wie Ulrik ebenfalls aus dem Wasser stieg. Er kam nur langsam näher, halb abgewandt, als würde er sich schämen. Sein Glied baumelte nicht mehr herab, sondern war groß und steil aufgerichtet. Sie betrachtete es mit Wohlgefallen und spürte, dass auch ihre Erregung wuchs.

Ulrik bemerkte ihren Blick und legte die Hände vor den Schritt. »Es tut mir leid«, stammelte er. »Ich kann nichts dafür.«

Sie lächelte und löste die Haarspangen. Das lange blonde Haar ergoss sich über ihre Schultern. »Das muss dir nicht leidtun«, sagte sie sanft. »Ganz im Gegenteil. Es würde mich traurig machen, wenn es anders wäre.«

Sie trat an ihn heran, schob seine Hände, die ohnehin nicht alles hatten verdecken können, ungeduldig fort und streichelte das, was sich dahinter verbarg und jetzt wieder in voller Größe sichtbar war. Er atmete tief und ließ es mit untätig herabhängenden Händen geschehen, hilflos fast, als hätte er noch nicht ganz verstanden, dass er willkommen war. Sie ließ sich zu Boden gleiten und zog ihn mit sich. Dann gab sie sich ihm hin.

Der Kampf um Talania wird in »Der Turm von Jubra« fortgesetzt.

Glossar

Götter und Monate

Gottheit	*Kompetenz*	*Symboltier*	*Monat*
Praios	Gott der Sonne und des Gesetzes	Greif	Juli
Rondra	Göttin des Krieges und des Sturms	Löwin	August
Efferd	Gott des Wassers, des Windes und der Seefahrt	Delphin	September
Travia	Göttin des Herdfeuers, der Gastfreundschaft und der ehelichen Liebe	Gans	Oktober
Boron	Gott des Todes und des Schlafes	Rabe	November
Hesinde	Göttin der Künste, der Gelehrsamkeit und der Magie	Schlange	Dezember
Gottheit	*Kompetenz*	*Symboltier*	*Monat*

Firun	Gott des Winters und der Jagd	Eisbär	Januar
Tsa	Göttin der Geburt und Erneuerung	Eidechse	Februar
Phex	Gott der Diebe und Händler	Fuchs	März
Peraine	Göttin des Ackerbaus und der Heilkunde	Storch	April
Ingerimm	Gott des Feuers und des Handwerks	Feuer	Mai
Rahja	Göttin des Weines, des Rausches und der Liebe	Pferd	Juni

Zwischen den Monaten Rahja und Praios liegen 5 Tage ohne Namen, die an den verfehmten 13. Gott, den Namenlosen, erinnern.

Wochentage

Windstag = Montag
Erd(s)tag = Dienstag
Markttag = Mittwoch
Praiostag = Donnerstag
Rohalstag = Freitag
Feuertag = Samstag
Wassertag = Sonntag

Himmelsrichtungen

Osten = Rahja
Süden = Praios
Westen = Efferd
Norden = Firun

Die meisten Aventurier haben von den Thorwalern die Bezeichnung der Himmelsrichtungen übernommen: Norden (thorwalsch: norda), Süden (sijdan), Westen (Wesda) und Osten (ostion). Ebenso gebräuchlich ist aber auch die Verwendung der vier Götternamen.

Maße

Finger = 2 Zentimeter
Spann = 20 Zentimeter
Schritt = 1 Meter
Meile = 1 Kilometer

Münzen

Dukat (Goldstück) – 125,00 Euro
Silbertaler = 12,50 Euro
Heller = 1,25 Euro
Kreutzer = 0,12 Euro

Die Umrechnung in Euro soll eine ungefähre Vorstellung des Wertes ermöglichen. Einprägsamer sind aventurische Preise: ein Maß Bier kostet in der Schankwirtschaft 6 Kreutzer, ein Laib Brot auf dem Markt 15 Kreutzer, ein gutes Leinenhemd 8 Silbertaler, ein Kurzschwert oder eine einfache Lederrüstung 8 Dukaten.

Sonstige Begriffe

99 Gesetze – Grundlage der Religion der Rastullahgläubigen.

Aal – Torsionsgeschütz, das in schneller Folge Bolzen verschießt, wird auch Hornisse genannt.

Abilacht – kleine Handelsstadt, im Süden der albernischen Grafschaft Honingen gelegen.

Albernia – an der Westküste Aventuriens gelegenes Fürstentum, Provinz des Neuen Reiches bzw. Mittelreichs.

Alt-Talanisch – nur noch selten gesprochene talanische Sprache.

Atan – aus Atanitenfrüchten gewonnener Saft, der nur vergoren zu genießen ist und in unterschiedlichen Verdünnungen und Beimengen eine Vielzahl berauschender Getränke ergibt.

Atanfieber – durch Atan in zu hoher Konzentration hervorgerufener Fieberwahn, der nur durch druidische Magie heilbar ist.

Atanit – nur in Sümpfen und Mooren zu findender Baum, der in der Lage ist, durch Strecken und Zusammenziehen der Wurzeln seinen Standort, wenn auch sehr langsam, zu verändern. Es gibt verschiedene Arten. Die Früchte der Ataniten sind ungenießbar, aber aus einigen davon sowie aus einem

Rindenpilz der Bäume lassen sich betörende Duftwässer und alkoholische Extrakte gewinnen.

Atawa – Bezeichnung für ein Relikt aus vorgeschichtlicher Zeit, etwa für Bauwerke, aber auch für Artefakte aller Art.

ausrennen – Geschütze mit Hilfe von Taljen in Abschussposition bringen.

Aventurien – Kontinent der Welt Dere.

Avina – Hauptstadt und größter Hafen des Königreichs Talania, auf der Insel Talan gelegen, durch eine Brücke verbunden mit der Schwesterstadt Noblis auf der Insel Camidera, siehe auch Avinalis, Avina-Noblis und Aylannya.

Avinalis bzw. Avina-Noblis – häufig benutzte Bezeichnungen für die größte Doppelstadt Talanias, obwohl die beiden, durch eine Brücke verbundenen Städte Avina und Noblis unterschiedlichen Rakonien angehören und getrennt verwaltet werden. Die Bezeichnung Avinalis ist auf der Insel Camidera verpönt, weil sie angeblich die Bedeutung der Stadt Noblis herabwürdigt. Siehe auch Aylannya.

Aylannya – alt-talanischer Name für Avina, die Hauptstadt des Königreichs Talania. Gelehrte gehen davon aus, dass Aylannya in früheren Zeiten weitaus größer war und von Lanatira bis Zark den gesamten Süden der Insel Talan umfasste. Viele, die diesen Namen heute noch anstelle von Avina

benutzen, spielen damit bewusst auf die frühere Glorie von Talania an.

Backbord – vom Heck aus gesehen die linke Seite eines Schiffes.

BF – Bosparans Fall, allaventurische Zeitrechnung; es gibt andere Zeitrechnungen, z.B. nach Hal. Das Jahr 0 Hal entspricht dem Jahr 993 n. BF, das Jahr 0 BF entsprechend dem Jahr 993 v. H.

brassen – eine Rah in waagerechte Richtung drehen.

Cachelba – Hochmoor im Süden Camideras und damit zum Uribat Jubra gehörend.

Camidera – im Osten gelegene, zweitgrößte Insel des Königreichs Talania, durch Brücken mit Talan und Chuk verbunden. Camidera besteht aus der Rakonie Paduran und dem Uribat Jubra.

Chudit von Lanatira – lebender Garten, dessen stetig blühende Pflanzenvielfalt einer einzigen Riesenwurzel entspringt. Der Chudit ist in der Lage, seine Äste, Ranken und Blätter blitzschnell zu undurchdringlichen Barrieren zu formieren, wenn er unwillkommene Menschen oder Tiere abwehren will. Er ist der einzig bekannte Pflanzenkomplex dieser Art auf Talania, der sich zwar langsam ausbreitet, aber offenbar nicht vermehrungsfähig ist.

Chuk – im Nordosten gelegene Insel des Königreichs Talania. Chuk ist die kleinste der vier Hauptinseln und durch zwei riesige Brücken mit den Nachbar-

inseln Talan und Camidera verbunden. Chuk ist ein Uribat.

Dere – die Welt, in der Rhiana lebt.

Dibana – Bezeichnung für eine Katakombenstadt der Shaudaren oder eine aus Behelfsbauten provisorisch errichtete Ansiedlung.

Dragor – Führer des Flammenbundes.

Druide / Druidin – Zauberkundige, die der Erdmutter Sumu dienen.

Elf – hoch zivilisiertes, magiebegabtes Volk Aventuriens.

Erste Flamme – Führer des Flammenbundes, auch Dragor genannt.

Fira – Stadt auf der Insel Chuk und Amtssitz des Uriba von Chuk.

Flammenbund – Geheimbund, der den Drachen Pyrdacor verehrt und die Macht in Aventurien anstrebt.

Garethi – in weiten Teilen des Mittelreichs, auf den Zyklopeninseln und in Talania verbreitete Sprache.

Garetien – zentrales Königreich des Neuen Reiches bzw. Mittelreiches.

Ghasat – Steinmetz, der Leuchtsteine aus dem Fels schlägt, schleift und poliert.

glasen – Anschlagen der Schiffsglocke alle halbe Stunde mit 1–8 Schlägen bis zum Wachwechsel.

Halbelf – Mischling mit menschlichem und elfischem Erbanteil.

Halbstundenglas – Sanduhr, deren Sand eine halbe Stunde zum Durchlaufen benötigt.

Havena – bedeutende Hafenstadt an der Westküste Aventuriens und Hauptstadt des Fürstentums Albernia, nördlich im Mündungsgebiet des Großen Flusses gelegen.

Holk – Schiffstyp, Weiterentwicklung der Kogge.

Horknir – drittgrößte Stadt der talanischen Hauptinsel Talan und Zentrum der Rakonie Horknir, bekannt für Kohlebergwerke und Waffenschmieden. Die gleichnamige Festung in der Nähe der Stadt ist die wichtigste Ausbildungsstätte für das Militär der Rakonie.

Hylailer Feuer – schwer zu löschendes Brandöl, das in Tonkugeln gefüllt, mit einer Lunte versehen und als Geschoss benutzt wird.

Hylailos – Insel des Seekönigreichs, auf der sich die Hauptstadt und wichtigste Hafenstadt Rethis befindet.

Ingrasch – Göttin der Zyklopen, auch Heilige Flamme genannt.

Jubra – drittgrößte Stadt der talanischen Insel Camidera und Zentrum des gleichnamigen Uribats. Jubra ist geistige und religiöse Zentrum des Königreichs Talania, ferner bekannt für Glasmacherarbeiten. Die Sände der »Jubranischen Wüste«, einem antiken Schuttfeld, ergeben buntes Glas, das mitun-

ter auch als magischer Fokus dient. Mit dem gläsernen Turm von Jubra, dem Artefakt einer früheren Hochkultur, besitzt Jubra das wohl erstaunlichste Bauwerk Talanias.

Jubraner – Starkbier mit Atan-Beimengung.

Kant – größte Insel der talanischen Inselgruppe Suderbroken und Verwaltungssitz des Uribats Suderbroken.

Karavelle – kleines bis mittelgroßes schnelles Schiff mit meistens zwei Masten.

Kashda – meist filigran geblasene Glasbehälter zum Mischen und Aufbewahren von Duftölen.

Kashiba – nach den speziellen Wünschen eines Magiers geformte, oft bizarr wirkende Skulptur aus magischem Glas, die von den talanischen Glasmachern angefertigt wird und als magischer Fokus dient.

Kuslik – Hafenstadt im Lieblichen Feld.

Lanatira – Schloss und Festung auf der talanischen Hauptinsel Talan. Lanatira ist der Regierungssitz der Rakonie Lanatira, die einst aus den Uribaten Lana und Tira bestand.

Lany – großer, flugunfähiger Laufvogel, der in Talania traditionell als Reit- und Zugtier benutzt wird, während Esel und Pferde erst relativ spät von den Zyklopeninseln eingeführt wurden.

Leuchtende Stadt – anderer Name für Sika.

Lichtfest von Uthgaden – größtes Volksfest Talanias, das einmal jährlich im Ingerimm stattfindet, wenn das antike Trümmerfeld, das sich am Meeresboden vor Uthgaden befindet, leuchtet. Das hellblaue Licht ist so intensiv, dass davon die Nacht zum Tag wird. In dem Licht werden Regatten und andere Wasserspiele veranstaltet. Die Ursache für das Leuchten ist nicht bekannt.

Liebliches Feld – Landstrich des Königreichs Vinsalt.

Mars – Verbindung von Mast und der darüber befindlichen Marsstenge.

Masoridona – sturmumtoste Felseninsel im Meer der Sieben Winde, nordwestlich von Talania und westlich von Felidia gelegen.

Mawdli – Rechts- und Glaubensgelehrter der Novadis, Mehrzahl: Mawdliyat.

Mirnai – zweitgrößte Stadt der talanischen Insel Camidera und neben Avina der wichtigste Handelsplatz des Königreichs Talania. Mirnai ist mit der Insel Chuk durch eine Brücke verbunden. Die Stadt gehört zur Rakonie Paduran.

Mittelreich – auch Neues Reich, das größte Staatsgebilde Aventuriens. Das Mittelreich umfasst zahlreiche Königreiche, Herzogtümer, Fürstentümer und Markgrafschaften. Regiert wird das Mittelreich durch einen in der Hauptstadt Gareth residierenden Kaiser.

Moerval – auch Schlund genannt. Meerenge zwischen Talan, Chuk und Camidera, die von den Straßen von Rogos und Mirnai gespeist wird und durch das unterseeische Zarker Tor westlich von Talan im Meer der Sieben Winde mündet. Der Tausende von Schritt tiefe Moerval ist wegen der starken Strömung praktisch unpassierbar und überflutet zeitweise den Zarker Wall.

Mojeness – im Mojetal gelegene Berghöhlen- und Katakombenstadt der Shaudaren, gehört zum Uribat Jubra.

Mojetaler – Rotwein.

Natshij – gekrümmtes Wurfholz, einem Bumerang vergleichbar. Es gibt Natshij in verschiedenen Größen, wobei die größten einen Schritt lang, aber schwer zu handhaben sind. Am häufigsten verwendet werden zwei Spann große Natshij. Kriegsnatshij sind statt aus Holz aus Leichtmetall gefertigt und an den Enden mit Dornen oder Schneiden versehen.

Noblis – größte Stadt der talanischen Insel Camidera, durch eine Brücke mit der Schwesterstadt Avina auf Talan verbunden. Regierungssitz der Rakonie Paduran.

Norfghas – größte Stadt auf der talanischen Insel Varstaan und neben Avina der einzige Hafen Talanias, der für den Fernhandel tauglich ist. – Norfghas ist Regierungssitz des Uribats Varstaan.

Novadi – in der Wüste Khom nomadisch lebende Stämme der Tulamiden, die sich zum Rastullahglauben bekennen.

Onager – Torsionsschleuder.

Olsyatt – flaches Schelfmeer zwischen den talanischen Inseln und den sie zu drei Vierteln umschließenden Talanischen Zähnen. Im Olsyatt vor Uthgarden ist der Meeresboden dicht bedeckt mit antiken Relikten, wobei dieses Ruinenfeld weitaus größer und ergiebiger ist als die Zarker Scherben und ähnliche Fundstätten.

Paduran – Rakonie auf der talanischen Insel Camidera. Regierungssitz ist die Stadt Noblis.

Paduraner – Weißwein.

Praiosscheibe – Bezeichnung der Sonne.

Pyrdacor – einer der mächtigsten Drachen, der allerdings seinem Bruder Famerlor im ersten Drachenkrieg unterlag und später durch die Götter von der Welt verbannt wurde.

Rako / *Raka* – Fürst / Fürstin, siehe auch Ronko / Ronka.

Rakonie – talanische Bezeichnung für ein Fürstentum.

Rogos – kleinere Stadt im Norden Talans, die vor allem wegen der Brücke Bedeutung hat, die die Inseln Talan und Chuk verbindet. Rogos gehört zur Rakonie Horknir.

Ronka / *Ronko* – Altfürstin / Altfürst. In allen drei tala-

nischen Rakonien ist es üblich, dass die Herrscher nach einer von ihnen als angemessen empfundenen Anzahl von Herrscherjahren zurücktreten und die Macht an einen von ihnen ausgewählten Nachfolger (der nicht zwingend der eigenen Familie angehören muss) übergeben. Obwohl der Begriff »angemessen« dehnbar ist, haben sich in der talanischen Geschichte die meisten Fürsten an den Brauch gehalten und sind, oft Jahrzehnte vor ihrem Tod, zurückgetreten. Umgekehrt haben die meisten Nachfolger es den Zurückgetretenen gedankt und sie in Ehren gehalten. Siehe auch Rako / Raka.

Rotze – volkstümlicher Ausdruck für Schiffsgeschütz.

Shastra / *Shastro* – der Wortbedeutung nach ›Erhöhte / Erhöhter‹ oder ›Erwählte / Erwählter‹, wird die Bezeichnung vielfältig eingesetzt, etwa für Soldaten oder Beamte, die in eine höhere Position berufen werden sollen oder für einen bestimmten Zweck oder auf Zeit eine Funktion übernehmen. Ein ›Shastro‹ ist zum Beispiel unter einer Anzahl von gleichrangigen Offizieren derjenige, dem die Führung einer militärischen Operation anvertraut wird und in diesem Fall kurzzeitig Befehlsgewalt über Gleichrangige ausübt. Im Romanzusammenhang steht ›Shastra / Shastro‹ für Thronfolgerin / Thronfolger.

Shaudaren – Stammesgruppe, die sich zu einem

schlichten, asketischen und friedvollen Leben bekennt und ihr Zentrum in Mojeness auf der talanischen Insel Camidera im Uribat Jubra hat. Die Shaudaren haben einen starken Bezug zu druidischer Magie und sind angeblich in der Lage, die in vielen Menschen latent vorhandenen magischen Kräfte zu erwecken.

Shauka – ursprünglich aus den Shaudaren hervorgegangene Rebellen- und Räubergruppe, die dafür eintritt, die Privilegien des Adels einzuschränken und die Kluft zwischen Arm und Reich zu verringern. Die Shauka, die Zulauf aus allen Bevölkerungsschichten haben, gelten als vogelfrei und werden gejagt, weil sie Speicherhäuser und Handelstransporte überfallen, um die Waren an die Armen zu verteilen. Die Führer der Shaudaren lehnen die Aktionen der Shauka ab, aber die Rebellen haben viele Sympathisanten im Uribat Jubra und in der Rakonie Paduran.

Siban – gebirgige Region im Süden Camideras und damit Teil des Uribats Jubra. Inmitten des Siban liegt das Mojetal.

Sibaner Sand – im Westen des Siban gelegenes kleines, für Reisende aber tückisches Wüstental.

Sibaner Rücken – höchste Bergkette des Siban.

Sika – in den Sikaden gelegene Stadt auf Varstaan, auch Leuchtende Stadt genannt.

Sikaden – Leuchtfelsen an der Südwestküste von Varstaan, die Schiffen bei Dunkelheit die Orientierung erleichtern.

Sliev – Schifffahrtsweg, der in Form einer Schleife vom Süden Talanias zwischen den drei Hauptinseln hindurch bis zur Hauptstadt Avina führt. Man unterscheidet die West- und die Ost-Sliev.

Söldner – im Gegensatz zu einem regulären Soldaten nur auf Zeit zu einem bestimmten Zweck gegen Sold verpflichteter Kämpfer.

Stag – starkes Tau.

Stagsegel – kleine, dreieckige Segel, die an Stagen gesetzt werden.

Steuerbord – vom Heck aus gesehen die rechte Seite eines Schiffes.

Stundenglas – Sanduhr, deren Sand eine Stunde zum Durchlaufen benötigt.

Süll – Rand der Ladeluke eines Schiffes.

Suderbroken – Gürtel von Hunderten von kleinen, oft winzigen Inseln im Süden des Königreichs Talania, der sich nahtlos an die Talanischen Zähne anschließt und für größere Schiffe unpassierbar ist. Obwohl nur knapp tausend Menschen auf diesen Inseln leben, ist Suderbroken ein eigenständiges Uribat, das von der Hauptinsel Kant verwaltet wird. Die Suderbroker gelten als eigenwillig und unbeugsam.

Sumu – Urriesin, die im Kampf mit dem Himmelsgott Los die Welt erschuf.

Tabust – durch enge Bande miteinander verknüpfte Gruppe, teilweise identisch mit einem Familienklan, aber höherwertig, da ein Tabust nur jene Familienmitglieder umfasst, mit denen man sich freundschaftlich verbunden fühlt, und andererseits auch Menschen umfassen kann, die außerhalb der Familie stehen.

Tagos – Futteral für magische Objekte, das zur Bewahrung der magischen Kräfte und zur Abwehr von Gegenmagie ebenfalls magisch behandelt wird.

Talan – Hauptinsel des Königreichs Talania.

Talania – Inselkönigreich im Meer der Sieben Winde.

Talanische Zähne – Riffgürtel, der in etwa dreißig Meilen Entfernung gut drei Viertel der talanischen Inseln umschlingt und von See her unpassierbar macht.

Thorwaler / *-in* – Seefahrervolk, kräftig und hoch gewachsen und von heller Haut- und Haarfarbe; leben vom Seehandel und Fischfang, sind aber auch als Seeräuber und als Gegner der Sklaverei bekannt.

Tulamiden – Volk, das den Süden Aventuriens besiedelt und von dunkler Haar- und Augenfarbe ist.

Turiba / *Turibai* – Junker / Junkerin.

Uriba / *Uribai* – Graf / Gräfin.

Uribat – talanische Bezeichnung für eine Grafschaft.

Uthgaden – zweitgrößte Stadt der talanischen Hauptinsel Talan, im Norden der Insel in der Rakonie Horknir gelegen. Umschlossen von den Talanischen Zähnen, liegt vor Uthgaden ein großes, flaches Schelfmeer mit einem großen Reichtum an Fischen und anderen Meerestieren. Von Uthgaden aus wird Talania mit Fischen, Muscheln und Perlen versorgt, aber in dem flachen Gewässer werden auch immer wieder Kunstgegenstände und Artefakte einer früheren, versunkenen Kultur geborgen. Der Basar von Uthgaden ist berühmt wegen des reichhaltigen Angebots an oft mysteriös anmutenden Artefakten.

Varstaan – im Süden gelegene, drittgrößte Insel des Königreichs Talania, zugleich ein Uribat mit dem Regierungssitz Norfghas.

Varstaaner Würze – stark gewürzter Likör.

Yabo / *Yaba* – Anführer / Anführerin der Shauka.

Zark – Festung und Stadt an der Engstelle zwischen Nord- und Südtalan, zugleich ein eigenständiges Uribat, dem in den historischen Kriegen zwischen Nord und Süd große Bedeutung zukam. Berühmt ist Zark vor allem wegen des nahe gelegenen Zarker Walls, des Zarker Tors und der Zarker Scherben.

Zarker Scherben – antikes Ruinenfeld unweit der Festung Zark.

Zarker Tor – unterseeischer Tunnel im Felsmassiv von Mittel-Talan, der eine starke Sog- bzw. Druckwirkung auf den Moerval ausübt. Ob der Tunnel natürlich entstanden ist oder von der antiken Hochkultur, die Talania geprägt hat, künstlich etabliert wurde, konnte bislang nicht geklärt werden. Die Nähe des Zarker Walls lässt allerdings vermutet, dass auch das Zarker Tor von Menschen erschaffen wurde.

Zarker Tropfen – hochprozentiger Schnaps aus Atan.

Zarker Wall – für Menschen nicht passierbare, teilweise beschädigte antike Staumauer zwischen Talan und Camidera mit einem dreihundert Schritt starken Höhengefälle zwischen dem Moerval und der Bucht von Avina. Im Wechsel der Gezeiten gibt es aus gemauerten und durch Beschädigungen entstandenen Öffnungen mal Dutzende von kleinen Wasserfällen oder, wenn die Wallkrone überflutet wird, einen einzigen riesigen Wasserfall zu sehen.

Zheebi – ätzende Säure speiender Flugrochen.

Zwölfgötter – Gesamtheit der Götter.

Zyklopeninseln – Inselgruppe im Meer der Sieben Winde, vor der Westküste Aventuriens.